



BIBLIOTHECA
UNIV. JAGELL.
CRACOVENSIS

caligano

910371

Mag. St. Dr.

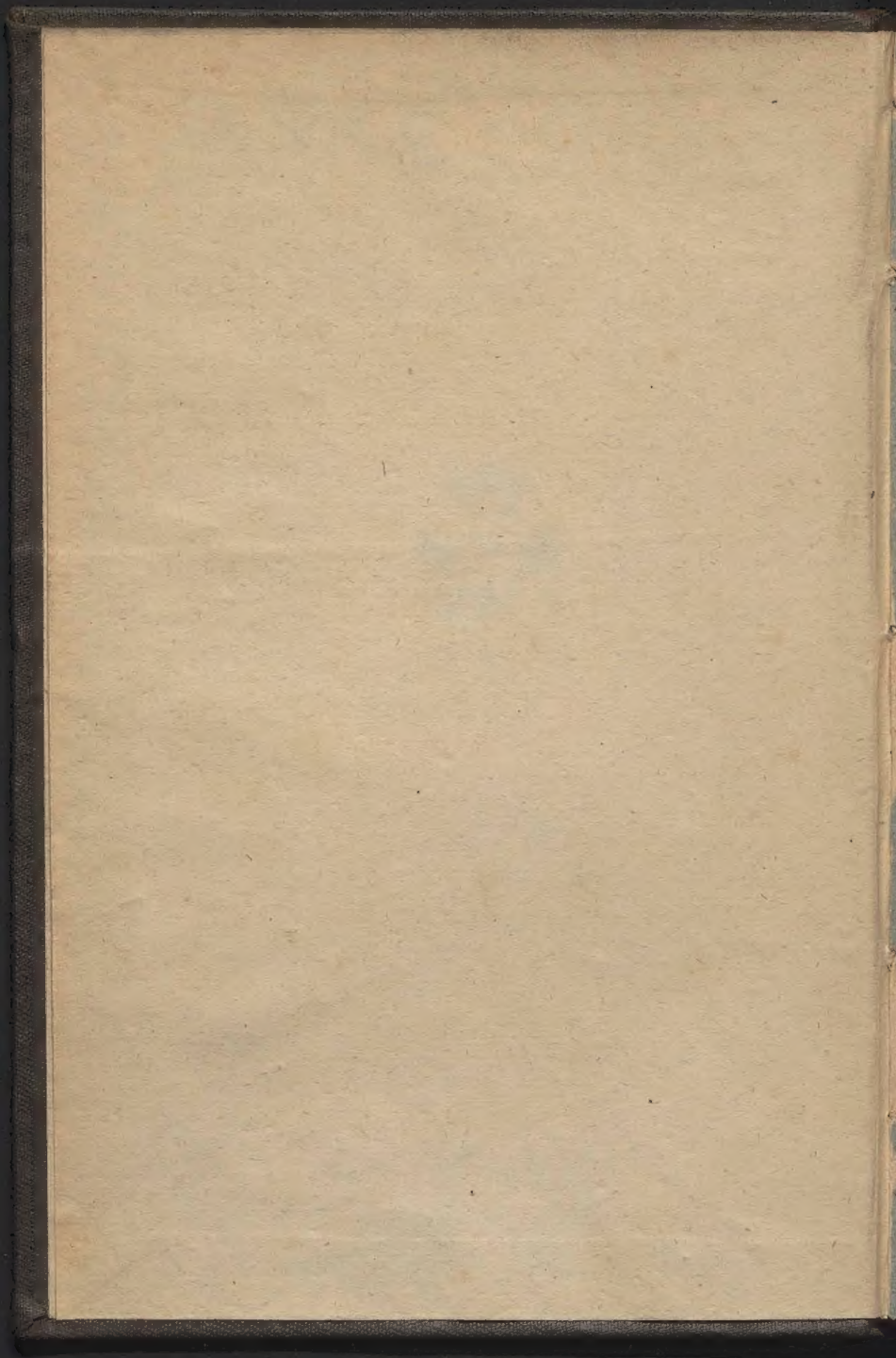
I

6



910371 I
Mag. St. Dr.

93-23



Altertümer

der
ersten und ältesten Christen

von

Jakob Leonhard Vogel,

Pastor zu Bosau, und der Königl. deutschen Gesells-
schaft in Göttingen Mitglied.



*W. Wiegmann
J. Leonhard*

Herbykie

CABINET ARCHEOL. DEUT. MUSEUM
KOLLEKCYA

PRZEDDZIECKICH

(Za zbiorow Prof. Józefa Lepkowskiogo)



Hamburg,

ben Friedr. Lud. Gleditsch 1780.

BIBLIOTHECA
VNI^{ERSITATIS} CRACOV^{ENSIS}

910371

I

111
1

CRACOV

St. Dr. 2016: D. 154/14 (124)



Vorbericht.

Gegenwärtige Schrift ist denen Altertümern der ersten und ältesten Christen gewidmet. Ich wünsche, daß selbige meinen Lesern angenehm und nützlich sein möge.

Wie angenehm ist es nicht einem forschenden Christen zu sehen, was vor Sitten, Gebräuche, Gesetze und Ordnungen unter den ersten Brüdern gewesen; wie die Gemeinen der ersten Zeiten sind regiert worden; was die Geistlichen vor Rechte gehabt; wie die Sakramente sind gehalten worden, u. s. w. Man leget sich auf die griechischen und römischen Altertümer, und belustiget sich an den Gebräuchen der Heiden; wie viel angenehmer muß es sein, die Sitten und Gebräuche zu kennen, die unter den alten Brüdern sind beobachtet worden.

Wie nützlich ist aber auch zugleich diese Wissenschaft; sie hat einen grossen Einfluss in alle
N 2 Dinge.

Dinge. Der allgemeine Nutzen ist dieser, daß man aus derselben überaus viele Stellen der alten Schriftsteller der Christen verstehen könne. Man lernet deswegen die heidnischen Altertümer, damit man die alten Schriften der Griechen und Lateiner verstehen, und viele dunkle Derter erklären könne. Eben das ist eine Ursache, weswegen die, die die alten Schriften der ersten Christen verstehen wollen, die Altertümer derselben wissen müssen. Man kan viele Stellen in dem Elemente Alexandrino, Tertuliano, und Cypriano daraus erklären; und wer nichts von den Gebräuchen und Sitten der ersten Zeiten weiß, wird oft die Hälfte von denen alten Vätern nicht verstehen. Dieser allgemeine Nutzen wird von vielen besonderen Nutzen hergeleitet, die sich durch unterschiedliche Teile der weltlichen und geistlichen Gelehrsamkeit erstrecken. Dadurch wird man im Stande gesetzt, von vielen der iezigen Kirchengebräuchen und Kirchenrechte Ursachen zu geben. Bei der Reformation ist die Kirche nach dem Fus der ersten Kirche angeleget worden. Man hat viele Ordnungen beibehalten, von denen man erweisen können, daß sie vordem üblich gewesen. Das Symbolum der Apostel bei der Taufe ist geblieben. Man entsagt dem Teufel und der Welt. Eine alte Formul, die ehemals christlich gewesen. Man hat den Exorcismum beibehalten, blos deswegen, weil er vordem gebräuchlich gewesen, und
sonst

souſt viele Gebräuche. Von allen dieſen kan man keinen Grund und Rechenſchaft geben, wo man nicht einige Kentnis von den Altertümern der erſten Chriſten hat.

Aus eben dieſer Wiſſenſchaft müſſen alle Streitfragen entſchieden werden. Die römisch-katholiſche Kirche rümet ſich, daß ihre Kirche nach dem Muſter der erſten Kirche angeleget ſei, und daß alle ihre Gebräuche apoſtoliſche Gebräuche ſein. Man frage einen Römischkatholiſchen, warum das Weihwaſſer gebraucht werde, er wird ſagen, weil es in den erſten Zeiten geweſen iſt. Warum gehen die Biſchöfe ſo gekleidet? er ſagt, weil der erſte Biſchof ſo gekleidet geweſen. So antworten ſie bei allen Gebräuchen ihres Gottesdienſtes. Alle ihre Ceremonien und Meſſceremonien ſollen apoſtoliſch; ſie ſollen alle bereits in der erſten Kirche ſein beobachtet worden. Ob dieſes Vorgeben wahr oder falſch ſei, das kan man allein aus den Nachrichten und Gewonheiten der alten Kirche ſehen; und man wird ſchwerlich mit einem Römischkatholiſchen auskommen können, wo man nicht die Altertümer bei der Hand hat. — Was noch mehr, alle Gemeinen der Chriſten in den jezigen Zeiten rümen ſich, daß ihre Kirche nach dem Fuſ der alten Kirche ſei angelegt worden. Die Epiſkopalen behaupten, daß ihre Regierung mit der Regierung der erſten Kirche übereinkomme, und verdammen des-

wegen die andern. Die presbyterianischen Gemeinen sagen eben das. Sie behaupten ebenfalls, daß ihre Regierungsform die erste Regierung der Christen sei. Lieber hätten sie sich alle das Leben nehmen lassen, ehe sie diesen Satz zurückgenommen. Die Evangelischen sagen eben das. Ihre Gemeinde, sagen sie, sei recht nach der Vorschrift der ersten Christen angelegt, und ihre Sitten hätten ihren Grund in der ersten Gemeinde. Aber das sagen die Quäker und Wiedertäufer ebenfalls. Kurz, es ist keine Gemeinde der Christen, die dieses Ansehen nicht haben wil. Daraus entstehen unsägliche Streitigkeiten und Händel, und wer diese beilegen und schlichten wil, welche Gemeinde recht, oder nicht, habe, der mus notwendig in die ersten Zeiten zurück gehen.

Einen unglaublichen Nutzen aber hat diese Wissenschaft sowol im geistlichen als weltlichen Recht. Ueberaus viele Stellen im weltlichen Rechte können sonst nicht erkläret werden; und das ganze kanonische Recht bezieht sich auf gewisse Gebräuche der Christen. Daher haben alle neue Kanonisten sich auf die Kirchen-Altetümer legen müssen, und die Geseze und Kanones der Kirche zu erklären; weil die alten Kanonisten, aus Mangel einer hinlänglichen Nachricht von den alten Christen, falsch erklärt, und viele Rechte übel bestimmt haben. Darauf ist das ganze kanonische Recht geändert, und anders

ders eingerichtet worden. Die ersten, die es eingesehen haben, sind die Franzosen. Diese haben zuerst bemerkt, daß die Kirchengesetze dunkel bleiben würden, wenn man nicht in die alte Kirche ginge. In ihre Fustapfen sind hernach die übrigen getreten, und die protestantische Rechtsgelehrte haben in den neuern Zeiten unvergleichlich die Altertümer der Kirchen angewendet. Der selige Herr Geheimerath Böhmer hat eben deswegen so viel Ruhm beim Kirchenrechte verdient, weil er die Altertümer der Kirchen damit verbunden.

Auch bei den Schrifterklärungen geben diese Altertümer oft ein grosses Licht. Paulus gibt im ersten Brief an den Timotheum Wahlregeln. Diese Regeln sind uns grösstenteils dunkel, wo man nicht die Sitten und Gebräuche der ersten Christen damit vergleicht. Das, was Paulus darin lehrt und befiehlt, ist unter den ersten Christen gemein gewesen, und aus dem Gebrauch der alten Christen mus. man also den Sinn schliessen. Paulus sagt, 2. E. von den Diakonis 1 Timoth. 3., daß sie sich eine gute Stufe und gute Fertigkeit erwürben, wenn sie ihr Amt treu verrichteten. Diese Stelle ist dunkel, und man weis nicht, was er durch die Stufe meine; allein diese Dunkelheit wird durch die Altertümer vertrieben. Daraus wird klar, daß die Diaconi, wenn sie eine Zeitlang ihr Amt verrichtet hatten, aufgestiegen,

und Älteste geworden sind, und das erklärt diese Stelle.

Der Apostel wil sagen, wan die, die bei der Kirche dienten, sich treu und redlich verhielten: so sollten sie, wen eine Stelle eines Presbyteri ledig würde, befördert werden, und aufsteigen. In dem Brief an die Epheser steht eine Stelle, worin den Christen gesagt wird, daß sie sich nicht vol Weins trinken; sondern Gott mit Gesängen und Liedern loben sollen. Diese Stelle ist bisher falsch erklärt worden; aber wer die Ältertümer versteht, wird sehen, daß nicht überhaupt von den Liedern; sondern von den Liebesmahlen die Rede sei. Der Apostel wil sagen, daß sie bei den Liebesmahlen sich der Mäßigkeit befleißigen, und nicht mehr zu sich nehmen sollten, als sie vertragen könnten. Bei diesem Mahle wurden Lieder gesungen; daher vermanet der Apostel sie, daß sie selbige so abfassen sollten, daß daraus Nutzen könne geschöpft werden. Es sind noch viele Stellen, die man sonst nicht wird verstehen können.

Diese Ältertümer, die einen so grossen Nutzen haben, habe ich so kurz, als es möglich ist, in einem gewissen Zusammenhang vorgestellt; und wo es nötig gewesen, zum Besten meiner Leser, auf die Verfassung der iezigen Kirchen gezogen. Ich habe nicht alles angeführt, was Ältertümer heißen können. Wan ich von den Klagen der ersten Christen, von ihrem Handel
und

und Wandel, innerlicher Regierung, ihren Pflichten, Erziehung ihrer Kinder, und dergleichen hätte handeln wollen: so würde dieß Werk ohne Nutzen sehr weitläufig geworden sein, da alle diese Dinge sind nicht mehr gebräuchlich. Ich habe daher nur die merkwürdigsten Altertümer erklärt und vorgestellt, die einen Nutzen haben; die zur Religion und Gottesdienst können gezogen werden; und die zum Kirchenrechte gehören. Ich habe erstlich eine kurze Einleitung vorausgeschickt, darin ich erkläre; was ich durch die Altertümer der ersten Christen verstehe; die Schwierigkeiten und die Cauteleu vorstelle; und einige wenige der vornehmsten Bücher und Schriften namhaft mache, die bisher herausgegeben worden. Das Werk selbst ist in drei Hauptabschnitte getheilt. Der erste hält diejenigen Dinge in sich, die die Gemeinen der ersten Zeiten überhaupt betreffen; der zweite die Stücke, die den Gottesdienst insonderheit angehen; der dritte diejenigen Gebräuche und Gewonheiten, die zwar nicht zum eigentlich so genannten Gottesdienst gehören, aber doch als geistliche Gebräuche und Gewonheiten müssen angesehen werden, weil sie die Religion angehen. Ein jedes von diesen Stücken hat verschiedene Absätze oder Abtheilungen.



Inhalt.

Einleitung.

Was durch die Altertümer der ersten Christen zu verstehen § 1.

Die Schwierigkeiten dieser Wissenschaft, und die Cautelen § 2.

Einige der vornehmsten Bücher und Schriften § 3.

Inhalt des Werkes.

Der I. Abschnit.

Von den ersten Gemeinen überhaupt; oder von der Natur, Verfassung, Regierung, und Einrichtung der ersten Gemeinen der Christen.

Der I. Absaz.

Von der Gestalt der ersten Gemeinen überhaupt.

Von dem Ursprung der ersten Gemeinen § 1.

Von der genauen Gemeinschaft aller Gemeinen unter einander, die durch Circulairbriefe unterhalten wurde § 2.

Von dem iure hospitalitatis, oder der Gastfreiheit unter den alten Christen § 3.

Von den litteris commendatoriis, sylvaticis, dimissoriis und formatis § 4.

Von der vollkommenen Gleichheit aller Mitglieder einer Gemeinde auf gewisse Weise in ihren Kirchen § 5.

Von der Gemeinschaft der Güter, und dem Recht der Armen § 6.

Von

Von der bürgerlichen und geistlichen Ungleichheit, die durch die vollkommene Gleichheit aller Mitglieder der Gemeinen nicht aufgehoben worden. Von der Abtheilung in Clerum & Laos; was zum Clero gehöret, und wie das Volk abgeteilt worden. Von den vollen Mitgliedern, fidelibus oder illuminatis § 7.

Von den ungetauften halben Christen, den Katechumenen, und deren Abtheilung nach den unterschiedenen Stufen ihres Erkenntnisses § 8.

Von den getauften halben Christen, den Büssenden und Besessenen § 9.

Von den Märtyrern § 10.

Den Bekennern § 11.

Den Asceten, Jungfern und Witwen § 12.

Den Mönchen und Nonnen § 13.

Der 2. Absatz.

Von den Vorstehern und Bedienten der ersten Gemeinen.

Von den Ältesten, Diakonen und Diakonissinnen § 1.

Von dem Ursprung eines Bischofs oder Aufsehers über die Geistlichen § 2.

Von dem Ursprung der Filial- und Mutterkirchen; der Dioecesen; wie auch der Chor- oder Landbischöfe, Periodeuten, Archipresbytern, Archidiaconen, Subdiaconen, Vorlesern, Acoluten, Exorcisten, Ostiarien, Psalmisten, Kopiaten, Parabolanen, Notarien, und Kardularen § 3.

Von den Concilien, Metropolitnen und Patriarchen § 4.

Von der Bestellung und Einsetzung der allerersten Ältesten, und was sie vor Eigenschaften haben mußten; der Anlegung der Seminarien, und was daraus gefolget § 5.

Von

Von der Wahl der ersten Bischöfe, und was bei selbiger vorgegangen § 6. 7.

Von dem Rechte, welches die Bischöfe an sich gezogen, ohne die Gemeinen zu fragen, erst Diaconos, hernach auch Aelteste nach ihrem Gefallen zu setzen; und wie ihnen dieses Recht wieder genommen, nachdem die Patronatrechte aufkamen, und die Patronen die Geistlichen ernannten § 8.

Von dem Rechte der Geistlichen sich zu verheirathen § 9.

Den Rechten und Privilegien, welche die Geistlichen der ersten Zeiten vor und nach Konstantin dem Grossen hatten, und nicht hatten, und allmählig erhalten haben § 10.

Dem Gericht der Geistlichen und ihren Strafen, wann sie etwas verbrochen hatten § 11.

Der 3. Absatz.

Von der Regierung der Gemeinen.

Von der Taufe der Christen, und zwar, wer sie eigentlich verrichtet; den Ort, die Zeit, und die Art der Taufe § 1.

Von dem was vor der Taufe herging § 2.

Von der Taufe selbst; Firmung oder Konfirmation; und Pathepsennig § 3.

Von den Sponsoren und Susceptoren bei der Taufe § 4.

Von der innerlichen Regierung und Verfassung der ersten christlichen Gemeinen § 5.

Von der disciplina arcani § 6.

Von dem Schatz der Kirche § 7.

Von der Zucht und Ausschliessung aus der Gemeinde, und der Wiederaufnahme in die Gemeinde § 8.

Von der geheimen Beichte und Lösprechung § 9.

Der

Der II. Abschnitt.

Von dem Gottesdienst der alten Christen.

Der 1. Absatz.

Von dem Gottesdienste selber.

Von den Zeiten, in welchen der Gottesdienst bei allen Gemeinen nicht auf einerlei Weise gehalten worden; und den Propheten § 1.

Von dem ersten Stück des öffentlichen Gottesdienstes, dem Lesen der Bibel § 2.

Dem andern Stück, der Rede, die an das Volk gehalten worden § 3.

Dem dritten Stück, dem Gebet und Gesängen § 4.

Von dem geheimen Gottesdienst § 5.

Von dem Mahle der Liebe § 6.

Von dem Abendmahl § 7.

Der 2. Absatz.

Von den Zeiten des Gottesdienstes.

Von den wöchentlichen Zeiten des Gottesdienstes § 1.

Von den Jarfesten der Christen, und zwar dem Gedächtnistage des Todes und der Auferstehung Christi § 2.

Von dem Streit, der über die Feier, des Todes und Auferstehungstages Christi unter den morgenländischen und abendländischen alten Christen ist geführt worden § 3.

Von der Feier des Oster- und Pfingstfestes § 4.

Von dem Feste der Menschwerdung oder Geburt Christi § 5.

Von der jährlichen Feier der Gedächtnistage der Märtyrer § 6.

Von

Von den übrigen Festtagen, Gedächtnistagen der Apostel, und Festen der Heiligen § 7.

Der 3. Absatz.

Von den Wertern des Gottesdienstes.

Von der berühmten Streitfrage; ob die Christen Kirchen gehabt? § 1.

Von der äußerlichen und innerlichen Gestalt der Kirchen § 2.

Von der Aenlichkeit der ersten Kirchen mit den Gebäuden der Heiden; ungleichen vom Kirchhofe; darauf stehenden Gebäuden; Begräbnisplätzen; und iure asyli § 3.

Von Einweihung der Kirchen; Zieraten; Begräbnissen in den Kirchen; und den unterschiedlichen Arten und Gattungen der Kirchen § 4.

Der III. Abschnitt.

Von den übrigen geistlichen Gebräuchen und Gerechtigkeiten der alten Christen.

Der 1. Absatz.

Von den Ehen.

Von dem Eherecht der alten Christen; von denen Personen, welchen die Ehe ganz verboten worden; den Zeiten, worin sie nicht durften gehalten werden; und den verbotenen Graden der ersten Kirche § 1.

Von der zweiten Ehe; und den Ehescheidungen § 2.

Der 2. Absatz.

Von den Kranken, Leichen und Begräbnissen.

Von den Kranken; Abendmahl derselben; Delung, und letzten Einsegnung § 1.

Von

Von den Gebräuchen bei den Leibern und Verstorbenen; und der Art ihrer Beerdigung § 2.

Der 3. Absatz.

Von den Gebetern.

Von den besondern Gebetern der Christen; ihrer Wendung und Stellung im Gebet § 1.

Der 4. Absatz.

Von den Fasten.

Von den iärlichen und wöchentlichen Fasten § 1.

Von der Quadragesima, oder dem 40tägigen Fasten, und den übrigen drei Fasten, die zusammen die quatuor tempora genant werden § 2.

Der 5. Absatz.

Von den Schulen.

Von den Schulen der Kinder, Katechumenen, und iungen Geistlichen § 1.

Von der ersten allgemeinen Schule in der egyptischen Hauptstadt Alexandrien § 2.

Einleitung

zu den Altertümern der Christen.

§ 1.

Ich verstehe durch die Altertümer der ersten Christen nicht die Gebräuche und Gewonheiten, die erst lange nach denen ersten Zeiten des Christentums entstanden sind. Nach den Tagen Konstantins des Grossen veränderte sich die ganze Gestalt der Kirche; es kamen viele neue Gebräuche Sitten und Gewonheiten der Christen. Es ist angenehm zu sehen, wie das Christenthum sich nach den Zeiten Konstantins geändert, und beim kanonischen Dicht hat es nicht geringen Nutzen; allein die Wissenschaft von den Altertümern vor diesem Kaiser ist von grössern Nutzen, und darauf ist meine Absicht gerichtet. Ich verstehe durch die erste Kirche die Kirche, die bis auf Konstantin dem Grossen geblühet hat. Und durch die Altertümer derselben diejenigen Ordnungen, Gewonheiten und Gebräuche, die unter denen allerersten Christen, so wol bei der Gemeinde und der Einrichtung derselben überhaupt, als insonderheit bei dem öffentlichen Gottesdienst, und bei denjenigen Dingen, die zwar kein Teil des Gottesdienstes sind, aber doch zu der Religion gehören, wo nicht bei allen, doch bei den allermeisten Gemeinen sind beobachtet worden.

Diese

Diese Wissenschaft der Altertümer der ersten Kirchen ist also theils von der Kirchengeschichte, theils von dem eigentlich so genannten Kirchen- oder geistlichem Rechte der ersten Christen unterschieden. In der Kirchengeschichte werden die Begebenheiten und Veränderungen erzählt, die unter den Christen vorgegangen. Diese Erzählung ist ganz und gar von andern Wissenschaften unterschieden. Das Kirchenrecht begreift lange so viel nicht in sich, als die Altertümer. In dem Kirchenrecht hergegen sind einige Dinge, von denen man in der Wissenschaft der Altertümer nicht reden darf. Indes können diese beide Wissenschaften nicht getrennt werden, daß sie nicht sollten zusammen kommen. Sie sind nahe mit einander verwandt, und wer die eine vorträgt, muß auch die andere verstehen.

§. 2.

Diese Wissenschaft hat ihre große Schwierigkeiten, die sich so wol bei den Gebräuchen selbst als bey den Ursachen finden; und sie ist ohn unvollkommen. Die Schwierigkeiten entstehen daher, weil die Urkunden und Schriften nicht so helle und vollständig sind, als man es wünschet. Man muß sie aus den Schriften der Kirchenlehrer zusammen sammeln, die in den ersten Jahrhunderten geschrieben. Dazu können die Kirchenversammlungen gesetzt werden, die in den ersten Jahrhunderten gehalten worden. Die Kanones der Concilien sind deutlich genug. Das schlimmste ist nur, daß man von der ersten allgemeinen Nicaenischen Kirchenversammlung keine hinlängliche Nachricht hat. Von denen folgenden Concilien hat man mehr Nachricht, und die Kanones derselben sind ziemlich deutlich. Aber daraus kann wenig, das

meiste mus aus den Kirchenvätern genommen werden. Wenn diese ordentlich und umständlich gedacht hätten; so wäre hinlängliche Nachricht da, aber das ist nicht geschehen. In den Schutzschriften, welche die Christen in dem zweiten und dritten Jahrhundert bei denen Kaisern eingegeben haben, stehen noch die besten Nachrichten. Allein man es weiter kommt, und man die übrigen Gebräuche wissen wil: so sieht es sehr weitläufig aus. Hier und da steht eine Stelle von zwei bis drei Zeilen, worin eines Gebrauchs erwähnt wird, die Sache wird aber nicht erklärt; daher weis man oft nicht, wie die Stelle sol erklärt werden. Dazu kommt noch dieses. Unter ihnen sind Leute, die so dunkel und undeutlich geschrieben haben, daß man damit viele Mühe hat. Einer der vornehmsten ist Tertullian, ein Presbyter zu Karthago. Er ist ein rechtes specimen obscuritatis, spricht sehr schwulstig, hoch, und dunkel, daß die meisten Gelehrten ihn nicht verstehen können. Weil er ein Rechtsgelehrter war, so wickelte er alles in juristische Redensarten ein; diese aber verstehen selbst die Rechtsgelehrten nicht. Cyprian schreibt deutlicher, und redet ziemlich umständlich und weitläufig. Er redet, z. E., von den libellis pacis, und von unterschiedenen andern Dingen. Allein er war ein Professor der Rhetorik gewesen, und sein altes Schulamt klebte ihm noch an. Daher ist alles rhetorisch eingekleidet, und die, die ihn lesen, wissen nicht, ob sie ihn eigentlich oder uneigentlich verstehen sollen. Er spricht von einer Sache, die zu seinen Zeiten bekant war; daher behält er vieles zurück. Man mus also rathen, und man mag noch so geschickt rathen, als man wil; so kan man doch nicht sagen, daß es vollkommen gewis sei. So geht es mit dem Klemens Alexandrinus, Irenäus, und andern

bern Kirchenvätern, aus denen man die Rechte und Gebräuche der alten Kirche zusammen sammeln mus. *Kompendinga* sind nicht davon.

Allein es findet sich noch mehr Schwierigkeit, wenn die Ursachen sollen erklärt werden. Wenn die Alterthümer recht nützen sollen: so mus man nicht allein die Gebräuche selber; sondern auch die Ursachen derselben wissen. Wenn man die Gebräuche allein weis: so hat man nur eine historische Erklärung. Aber, wenn man die Ursachen weis: so kan man vielen Nutzen daraus schöpfen. Man kan sehen, welches ewige Gebräuche sind. Und man kan daraus ungemein vieles lernen, das noch in den jezigen Zeiten zur Erklärung vieler Dinge dienen kan. Allein da fehlt es, und es entstehen grosse Schwierigkeiten, wan die Quellen und Gründe der Gebräuche sollen gezeigt werden. Die Gelehrten haben in unsern Zeiten verschiedene *Systemata* davon erfunden, und jede Partie hat ihre besondere Absichten gehabt, weswegen sie es erfunden; aber es sind nichts als Hypothesen, die durch keine Zeugnisse der Alten können erwiesen werden; und unter allen ist kein einziges, das sich auf alle Sitten und Gebräuche der ersten Zeiten schiebet. Es finden sich bei jedem so viele Ausnahmen, daß man es nicht vollkommen annehmen kan. Zuletzt bleibt nichts übrig, als daß man sagen mus, man müsse jeden Gebrauch an sich betrachten.

Ich wil die unterschiedlichen *Systemata* der Gelehrten, die von dem Ursprunge der Gebräuche sind erfunden worden, kurz vorstellen. Erstlich sind einige, welche behaupten, daß die geistlichen Gebräuche der ersten Christen von den Aposteln eigenmächtig sind verordnet worden; daß die Apostel

bei der Einführung derselben weder auf die Juden noch andere Völker gesehen, sondern nach ihrer Einsicht gehandelt haben. Dieses System gefällt den meisten Gelehrten in der römischkatholischen Kirche. Sie wollen gerne alle Gebräuche ihrer Kirchen von den Aposteln herleiten, alles sol bei ihnen apostolisch sein. Daher kommt es, daß die meisten Römischkatholischen dieses System behaupten; und verteidigen, daß die Apostel die ersten Stifter aller alten Gebräuche der Christen sein, und daß die Apostel kein anderes Volk und Gemeine sich vorgestellet haben. Allein dieses System, das schon im fünften Jahrhundert unter den Christen bekant gewesen, hat ungemeine Schwierigkeiten. Es sind unter den alten Gebräuchen der ersten Christen ohnstreitig einige, die aus dem Judentum entsprungen, und die die Apostel nur beibehalten, weil sie unter den Juden gebräuchlich gewesen. So aßen die ersten Christen, z. E., ein Osterlam, und schlachteten es so, wie die Juden. Niemand wird behaupten, daß dis von den Aposteln aus eigener Einsicht sei eingeführt worden. Es ist eine bloße Nachahmung der Juden. Und so können wol 30-40 Stellen angeführt werden. Dieses erste System kan unmöglich verteidiget werden.

Darauf folgt das andere, das Hugo Grotius erdacht, und hernach die meisten Rechtsgelehrten angenommen. Nach diesem System sind alle Gebräuche aus dem Judentum entsprungen. Nach ihm hat der berühmte Engländer Johan Seldenius, und viele andere es behauptet; und die Rechtsgelehrten haben es mit beiden Händen ergriffen. Sie können es brauchen, um ihr Kirchenrecht, daß sie aufgebracht haben, zu verteidigen. Es können dadurch die Rechte der Geistlichen geschwächt werden. Die dieses System

stem aber annehmen, teilen sich wieder in zwei Partien. Einige meinen, daß alle Gebräuche der ersten Christen aus dem öffentlichen Gottesdienst der Juden in ihrem Tempel hergekössen. Andere behaupten, daß die Apostel alle Gebräuche aus der jüdischen Synagoge hergenommen haben. Die erste Meinung ist von einem sehr Gelehrten ausgefüret worden. Die andere Meinung hat der gelehrte reformirte Theologus Kampcius Vitringa in einem geschickten und gelehrten Buch abgefaßt; *de Synagoga veteri libri 3.* Sein Zweck ist, zu zeigen, daß die ersten Gebräuche der Christen von der alten Synagoge hergekommen. Bei diesem System finden sich abermal überaus viele Schwierigkeiten. Man mag auf die Tempelgebräuche oder Synagoge sehen: so finden sich viele Gebräuche unter den Christen, die daraus nicht können hergeleitet werden. Vitringa, der sich die äußerste Mühe gibt, mus doch gestehen, daß er bei einigen nicht auskommen kan, und daß von 10 Gebräuchen kaum 2 sein, die daraus hergeleitet werden. Dieses System macht keinen sichern und festen Grund. Man kan es durch keine Zeugnisse der Alten beweisen. Es wird dieses ganze System damit bewiesen, weil in der That einige Gebräuche von den Juden hergekommen. Das läugnet niemand; aber *à particulari ad universale non valet consequentia*. Allein dieses System gefält doch, weil es in unsern Zeiten zu gewissen Absichten kan gebraucht werden. Wen gesagt werden sol, daß die heutigen Geistlichen keine Nachfolger der Ältesten der ersten Zeiten sind, und daß also diese Geistliche sich die Rechte iener nicht anmassen können: so kan dieses System genutzt werden. Man kan sagen; die Ältesten der ersten Zeiten waren nur Nachfolger der jüdischen Ältesten, mit diesen aber haben

die heutigen nichts zu thun. Was also von den Aeltesten der ersten Zeiten in der Schrift steht, kan auf die heutigen Lehrer nicht gezogen werden. Dieser Satz ist hernach erweitert, und es sind viele Folgen daraus gezogen. Die Presbyterianer brauchen es unveräuslich. Sie wollen daraus beweisen, daß ihre Kirchenregierung die sei, die von den Aposteln eingeschrift worden. Sie setzen vest, daß selbige aus der Synagoge komme. Daraus wird der Schlus gezogen, daß die erste Gemeine so geordnet gewesen, wie die heutige Presbyterianische. Die Synagogen der Juden haben keine Bischöfe; also sind in den ersten Gemeinen keine Bischöfe gewesen. Zu dem Ende hat eigentlich Birringa sein Buch geschrieben. Er war ein Presbyterianer, und wolte zeigen, daß das presbyterianische Kirchenregiment das wäre, was vordem üblich gewesen; deswegen nahm er sein System an.

Anderer Gelehrte, welches das dritte System, behaupten, daß alle Gebräuche der alten Christen mehr aus dem Heiden- als Judentum entsprungen. Man sagt, man habe den Heiden vieles nachgesehen, damit sie desto eher Christen werden mögten, und daher habe man viele heidnische Gebräuche angenommen. Es kan nicht geläugnet werden, daß einige von den alten Gebräuchen der Christen in der That aus dem Heidentum herkommen. Viele Gebräuche bei den Katechumenen stammen von den Mysteriis der Heiden ab. Die Disciplin bey den Gefallenen und Sündern hat viele Aehnlichkeit mit den Mysterien. Niemand wird also läugnen, daß nicht schon im zweiten Jahrhundert allerhand Gebräuche von den heidnischen Völkern genommen worden. Man hatte dabei die Absicht, durch eine solche Gefälligkeit gegen die

die Heiden, diese Völker desto eher zu bewegen. Allein, daß alle Gebräuche so beschaffen sein sollten, kan nicht erwiesen werden. Es sind viele, die ordentlich von den Juden herkommen. Es sind viele, die keinen Grund haben, als das eigenmächtige Belieben derer, die sie eingeführet haben. Also kan auch dieses System nicht bei allen Gebräuchen gebraucht werden.

Es sind daher viertens andere, welche behaupten, daß alle Gebräuche blos symbolisch. Dieses war der Morgenländer Gewonheit, die man bezwegen eingeführt hat, nur durch gewisse Vorstellungen geistliche Dinge einzurägen. Es ist bekant, daß bei den Morgenländern die Gewonheit von ohndenkllichen Zeiten im Gebrauch gewesen, durch *signa realia* das Volk zu unterrichten. Diese symbolische Art des Unterrichts ist ohnstreitig unter die Christen gekommen. Die Völker waren daran gewönt; und man führte also allerhand Gebräuche ein, um das Volk zu unterrichten. Man darf nur die Taufe ansehen. Die getauft waren gingen eine Zeitlang in einem weissen Kleide; dadurch sollte dem Getauften eine gewisse Lehre eingeprägt werden. Es sollte dieses Kleid sie lehren, daß sie rein geworden wären, und nun einen heiligen Wandel führen müßten. Man gab ihnen an einigen Orten Milch und Honig. Abermal ein symbolischer Gebrauch. Man kan wol mit Wahrheit sagen, daß fast die Hälfte der Gebräuche symbolisch sind. Allein es sind eben so viele Gebräuche, die nicht vor symbolisch können gehalten werden. Auch dieses System reicht also nicht zu, alle Gebräuche zu erklären.

Das Beste ist daher zu untersuchen, woher ieder Gebrauch entspringen. Einige Gebräuche sind jüdische, andere heidnische. Einige sind von den Aposteln verordnet worden, weil die Umstände der Zeiten

es erforderten. Die meisten sind morgenländisch; denn die Morgenländer waren an dergleichen sinnlichen Vorstellungen gewöhnt, und von den Morgenländern sind diese Gebräuche zu den Christen gebracht. Der Schluss von allen ist dieser; kein einziges System reicht zu, die Ursache aller Gebräuche der ersten Christen zu erklären. Sie sind aus unterschiedenen Quellen geflossen, und bei jedem Gebrauch mus ein verständiges Nachdenken angewandt werden, woher er entstanden sei.

§. 3.

Man hat eine Menge von Schriften, worin die Altertümer der ersten Christen sind vorgestellt und erklärt worden. Es sind Systemata, Compendia, und Lexica antiquitatum ecclesiasticarum vorhanden. Ich wil nur einige der vornehmsten namhaft machen, um dis Werk nicht zu erschweren.

Das Werk des Joseph Bingham's ist am bekanntesten, und wird am meisten gebraucht. Er war ein Landprediger in Engeland, ein fleissiger, frommer, gelehrter Mann, der seine meiste Zeit mit Untersuchung der Altertümer zugebracht. Er hat ein grosses Buch geschrieben, *Origines seu antiquitates ecclesiasticae*, in 10 Bänden, das hernach von Johan Heinrich Grisebott ins lateinische übersezt, und zu Halle gedrucker worden. Dieses Buch hat seinen grossen Nutzen, und kan von denen als ein Aufschlagbuch gebraucht werden, die in der Eile wissen wollen, wie es mit dieser oder iener Sache gehalten worden. Allein, es hat auch seine Unvollkommenheiten und Fehler. Erstlich ist er ein Mitglied der Episkopalkirche gewesen, und daher überaus partiell bei der Vorstellung der ersten Kirche. Er stellet sie so vor, wie es die Episkopalen

palen gerne haben. Der erste und zweite Band mus mit grosser Vorsichtigkeit gelesen werden; denn er bemühe sich, die Presbyterianer zu widerlegen. Dieser Feler geht durchs ganze Werk. Der andere Feler ist, daß er die Altertümer der ersten und der neuern Kirche vermengt hat. Das pflegen nun alle zu thun, die die Altertümer der Kirche geschrieben. Aber das ist ein grosser Feler. Die Gebräuche im fünften Jahrhundert haben ganz andere Quellen als die Gebräuche der ersten Zeiten. Doch ist sein Werk sehr nutzbar.

Der andere, der ein System angefangen, aber nicht geendiget hat, ist ein französischer Benedictiner Mönch aus der Kongregation S. Mauri. Diese Benedictiner Mönche haben durch ihre Schriften über 700 Jahre grossen Ruhm erhalten. Dazu gehört Edmund Martene, der durch seine Kollektion berühmt ist. Er fiel auf die Gedanken, ein *sistema antiq. eccles.* zu schreiben; allein er ward durch sein Absterben daran verhindert. Doch ein anderer schrieb die Werke. Erstlich *de antiquis ecclesiæ ritibus*. Es werden die Altertümer der Christen von den Sakramenten erzählt. Es wird gesagt, was beim Abendmahl, Taufe und Konfirmation üblich war. Darauf ist ein ander Werk heraus gekommen; *de antiquis ecclesiæ ritibus in celebrandis divinis officiis*. *Divinum officium* heisst in den miltlern Zeiten der Gottesdienst. In diesem Werk wird also gehandelt von den Festen der ersten Christen; von den Gebräuchen, die dabei gebraucht worden; und von dem Gottesdienst überhaupt. Das dritte handelt von den alten Mönchen; *de antiquis Monachorum ritibus*. Das sind die Werke. Sein System ist also unvollkommen geblieben. Seine Arbeit ist mühsam und gelehrt; aber sie hat grosse Feler. Er wolte durchaus haben, daß die

Gebräuche der römischen Kirche so alt sind als das Christenthum. Daher richtet er alles so ein, daß er die Leser überrede, daß die Gebräuche der römisch-katholischen Kirche die Gebräuche der ersten Kirche seyn. Das ist der Feser aller Antiquarier der Römisch-katholischen. Er beweist daher alles durch documenta medii ævi. Diese beweisen aber nichts mehr, als daß sie in diesen Zeiten in der Kirche üblich gewesen. Das Buch ist also gelehrt, aber kan nicht von allen gebraucht werden.

William Kave, ein Engländer, der so viele Werke geschrieben, hat auch ein Buch geschrieben, das erste Christenthum, das hernach so wol ins französische, als lateinische und deutsche übersezt worden. Es ist in Leipzig 23mal gedruckt worden, und ist ein mühsames aber erbauliches Buch. Allein es enthält mehr als die Kirchen Altertümer, und auch weniger. Erstlich mehr; dan er handelt auch von dem Leben und Wandel der ersten Christen. Es wird von der Mäßigkeit der ersten Christen, von ihrer Geduld, und so ferner gehandelt. Zweitens weniger; es werden lange nicht alle Dinge erklärt, die zu den Altertümern gehören. Es wird zwar vom Gottesdienst gehandelt, aber nicht von andern Dingen, den die haben kein grosses Verhältniß zum Wandel der Christen.

Dieses Buch hat Gottfried Arnold die Gelegenheit gegeben, sein Buch zu schreiben; Abbildung des wahren Christenthums, welches oft ist aufgelegt worden. Es stehet auf dem Titul, daß Kave erläutert wird. Das ist wahr, Arnolds Buch ist ein solches Buch als Kaves; aber es ist mehr darinnen. Er handelt mehr von ihrem Wandel als Sitten und Gebräuchen; daher ist es eben so beschaffen.

Es hat aber dieses Buch grosse Hauptfehler, die in Rave sich nicht finden. Es ist ein erbauliches Buch, worin aber die Sätze sehr schlecht bewiesen werden. Arnold war ein überaus belesener und frommer Mann, aber ein ungemeiner Melancholikus, der sich durch die Philosophie nicht aufgeklärt hatte; daher sind in seinen Schriften sehr viele Fehler, und seine Melancholie lies ihm nicht zu, die Sache zu untersuchen.

Von dem französischen Abt Klaudius Fleury haben wir ein Buch *mœurs des premiers Chrétiens*, Abbildung der Sitten der ersten Christen. Dieses Buch ist ins deutsche und andern Sprachen übersetzt worden. Es ist angenehm geschrieben, und man kan sich einen deutlichen Begriff machen. Aber es fehlt der Beweis, der Zusammenhang, und es werden Dinge dazu gerechnet, die nicht dahin gehören. Es ist also kein Buch vor solche, die Wissenschaft suchen.

Es ist ein Buch, *compendium antiquitatum ecclesiasticarum ex scriptoribus apologeticis eorumque commentatoribus compositum*, das Joh. Ge. Walch nicht geschrieben, wozu er aber eine Vorrede gesetzt, und mit Stücke aus Contr. Sam. Schurzfleisch herausgegeben hat. Dis Buch hat das besonders vor andern, daß alles aus den Apologien und Kommentarien darüber gezogen ist. Man findet also darin keine andere Gebräuche als die, die in den ältesten und ersten Zeiten üblich gewesen. Aber an der andern Seite ist es ganz unvollkommen; denn weil in den Apologien nicht alle Altertümer berührt werden: so fehlen notwendig sehr viele Dinge. Wer der eigentliche Verfasser dieses Buchs sei, ist unbekant.

Siegm. Jak. Baumgartens kleines Compendium, *prince lineæ breviarum antiquitatum christianarum*, welches hernach vom D. Semler mit einer
sehr

sehr vermerten Edition herausgekommen, und zuletzt vom M. Joa. Christ. Bertram zu Halle mit dem vor ihm nachgeschriebenen Vortrag des sel. Mannes mehr erläutert und vermehret worden, ist ein gelehrtes und ordentliches Buch. Auch findet man in selbigem eine Menge so wol alter als neuer zu dieser Wissenschaft nützlicher Schriften.

Kaspar Kalbbers *rituale ecclesiasticum* wird auch unter die Bücher von den Alterthümern der ersten Kirche gerechnet, das ist aber ein Fehler, er handelt von den lutherischen Gebräuchen. Es wird zwar der Ursprung aus der alten Kirche erklärt, aber doch handelt er nicht von den Gebräuchen derselben. Es sind viele Dinge darinnen, die nicht dahin gehören.

Joh. Laur. von Mosheims *institutiones historice sacrae maiores*; und sein *commentarius de rebus Christianorum ante Constantinum*, darin unterschiedene Theile der Altertümer mit abgehandelt sind, sind ungemein richtig, sehr gelehrt, und brauchbar abgefaßt.

Sam. Basnage *annales politico-ecclesiastici*, erläutern die 5 ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche sehr weitläufig, und werden besonders die Abänderungen der Kirchengebräuche, und die Veranlassung der gottesdienstlichen Gebräuche darin erwogen.

Jak. Basnage *histoire de l'eglise* enthält vornemlich eine Abhandlung verschiedener Kirchen des Alterthums in sich; und die Patriarchate, darin sich die Kirche eingetheilt, werden beschrieben.

Dominici und Caroli Macerorum, zweener gelehrter Brüder zu Rom grosses *Lexicon antiquitatum ecclesiasticarum*, welches im vorigen Jahrhundert zu Rom, hernach zu Venedig, und auch an andern Orten herausgekommen, war lange in grossem Ansehen, und

es ist kein Wunder, das Buch ist mit ziemlicher Uebersetzung geschrieben.

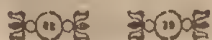
Joh. Casp. Suiceri *thesaurus ecclesiasticus*. Darin sind seine Gebräuche des Alterthums aus den griechischen Autoren gezogen. Es ist vieles darinnen auszufetzen; allein es ist doch ein sehr brauchbares Buch. Man spart sich durch selbiges die Mühe des Aufschlagens, wenn man etwas aus andern Büchern wissen wil.

Joh. Andr. Schmidts *lexicon ecclesiasticum minus*. In diesem Buche ist nichts neues. Es ist aus den andern zusammen getragen, und stehen viele Altertümer darin, die nicht dahin gehören; doch findet sich auch viel brauchbares aus den mittlern Zeiten. Sein *lexicon maius*, darin alle zu den Alterthümern gehörige Sachen weiter solten ausgefüret werden, ist nicht zum Vorschein gekommen.

Man pflegt zu diesen Wortbüchern zu rechnen Adam Nechenbergs *hierolexicon reale*; aber das Buch enthält mehr als die christlichen Antiquitäten. Man rechnet dazu Karl du Fresne du Ränge *glossarium graecitatis medicae und latinitatis medicae et insynae*. Allein sie erklären beide nur die ritus medii ævi. Diese sonst vortrefliche Bücher werden also mit Unrecht dazu gerechnet.

Derer, die besondere Teile und Stücke der Altertümer abgehandelt haben, ist eine sehr grosse Menge, und diese Menge wird noch immer vermehrt. Es ist fast kein Stück der christlichen Altertümer, wovon nicht gewisse Schriften, sonderlich von den Katholiken, sind verfertiget worden. Die Protestanten haben sich eben so stark nicht darauf gelegt, weil sie ihnen so nötig nicht sind als den Katholiken. Allein sie haben doch auch grosse Männer, sonderlich unter
den

den Engländern, die sich sehr darum verdient gemacht haben. Diese Leute anzuführen würde nur das Werk ohne Nutzen sehr weitläufig machen, und vielleicht viele meiner Leser misfallen und ermüden. Man kan die meisten in Fabricii *bibliographia antiquaria* antreffen. Er hat die *historiam litterariam* hievon abgehandelt. Von denen, die ihm theils noch unbekant gewesen sind, theils nach ihm verfertiget worden, findet man einen ganzen Vorrat in andern von den christlichen Alterthümern herausgekommenen Schriften, auch in der Baumgartischen Bücherfentnis § 83: 89. und in derselben Erläuterung der christlichen Alterthümer, die von M. Joachim Christoph Bertram im Jar 1768. herausgegeben. Allein unter diesen Schriften sind überaus wenige ohne Fehler. Alle begehen insgemein ein dreifaches Versehen. Erstlich werfen sie die alten und jungen Gebräuche untereinander, und unterscheiden sie oft gar in der Angabe nicht genug von einander. Zweitens sondern sie die algemeinen und besondern Gebräuche der Kirche nicht gehörig ab. Drittens sind sie nicht bedachtsam und vorsichtig genug bei den Zeugnissen, woraus die Gebräuche müssen erwiesen werden, und pflegen sehr oft aus sehr jungen Schriftstellern die Gebräuche der alten und der ersten Kirche herzuleiten. Die römischkatholische Schriftsteller begehen diese Fehler am allermeisten; dan die wollen sehr gerne beweisen, oder doch die Welt überreden, daß die Gewonheiten und Gebräuche der römischen Kirche so alt als das Christentum sind, und von den allerersten Christen abstammen.



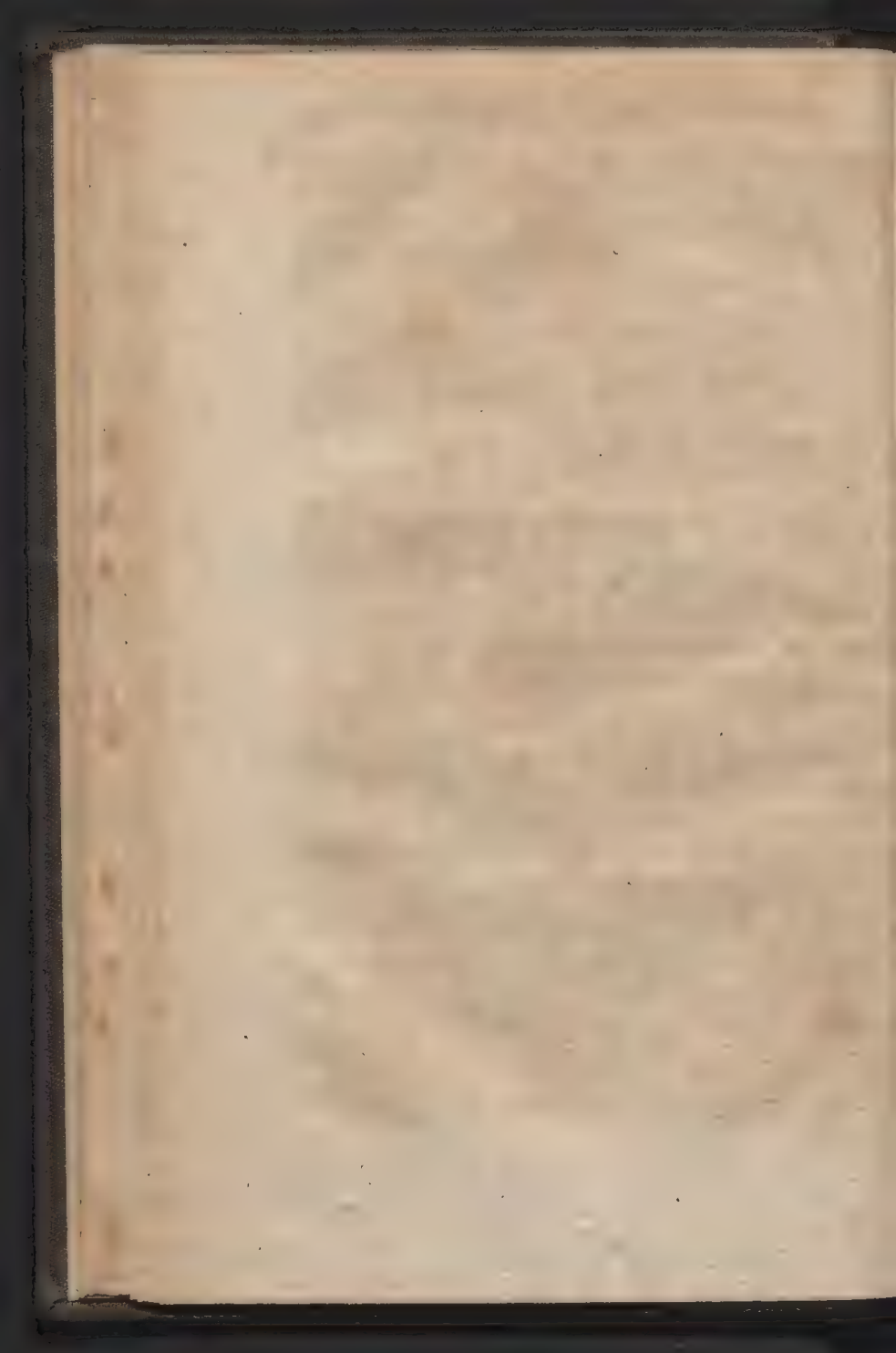
Der erste Abschnitt.

Von

den ersten Gemeinen überhaupt;

oder:

von der Natur, Verfassung, Regierung
und Einrichtung der ersten Gemeinen
der Christen.



zufrieden, daß sie an Jesum glaubten. Die Heiden aber wurden nicht gereinigt, das Gesetz anzunehmen. Nur mußten sie die Dinge vermeiden, die den Juden ärgerlich waren; kein Blut und Ersticktes essen, und den Opfergastereien nicht ferner beivohnen, weil es unzuchtig dabei herging. Dennoch waren diese beide Arten Christen in den meisten Gemeinen uneinig. Die Juden wolten haben, die Heiden solten das Gesetz annehmen, und diese wieder, iene solten es faren lassen. Die Apostel wandten aber alles an, damit diese widerwärtigen Gemüther in Gemeinschaft treten mögten. Es wurden unterschiedene Veranstaltungen gemacht, und durch Sorgfalt und Klugheit wurden sie größtentheils so gewonnen, daß sie brüderlich zusammen traten, und sich aufs genaueste vereinigten.

§. 2.

Jede gepflanzte und eingerichtete Gemeinde regierte hernach sich selber. Sie verordnete in ihren Versammlungen dasjenige, was sie ihren besondern Umständen gemäs, und zuträglich fand, und war keiner andern unterworfen. Allein dem ohngeachtet machten doch alle Gemeinen nur eine einzige Gemeinde aus. Sie hielten auf die genaueste Weise zusammen, und mogten so weit entfernt sein, wie sie wolten: so sahen sie sich doch alle als Glieder eines einzigen Leibes an, und betrachteten die Kirche Christi auf Erden als ein corpus morale, dessen Haupt Christus. Diese Vereinigung der ersten Gemeinen hatte theils geistliche, theils weltliche Ursachen. Sie hatte erstlich geistliche; Paulus hatte die Gemeinde Eph. 4. als einen Leib vorgestellt, worin nur eine einzige Seele sei, und darauf gründet sich die große Vereinigung der ersten Gemeinen, und die Freundschaft der Christen. Der

Apostel

Apostel sagt v. 3. seid fleissig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens. Dis ist die Stelle, wornach sich die Christen richteten, indem sie sich mit einander vereinigten. Der Apostel sagt: daß die Gemeinen der Christen einen Leib ausmachten, und in diesem grossen ungetheilten Leib sollte nur ein Geist wohnen. Diese Vereinigung hatte aber auch zweitens weltliche Ursachen. Es war wegen der Verfolgung nötig, daß sie sich zusammen hielten. Eine Gemeinde war so stark nicht, daß sie sich retten konnte. Einige, die sich zerstreuen mußten, wären unglücklich gewesen, wenn sie nicht mit den andern in einer Vereinigung gestanden. In solchen Umständen traten alle Gemeinen zusammen. Auch hatte eine Gemeinde oft so viele Arme, daß sie nicht alle versorgen konnte; durch die enge Verbindung der Christen aber erhielt sie Beistand, und konnte sich und ihre arme Brüder erhalten.

Diese genaue Gemeinschaft zu unterhalten gaben sich alle erste Gemeinen durch Circulair-Briefe, oder *per litteras communicatorias* Nachricht von den wichtigsten und vornehmsten Dingen, die bei ihnen vorgingen. Von den ersten Zeiten des Christentums sind diese Briefe unter den Christen üblich gewesen. Wenn, z. E. in einer Gemeinde eine Verfolgung entstand: so wurde ein Circulair-Brief abgesendet. Er ward zuerst von einer Diöces an die nächste Gemeinde gebracht, diese schickte ihn weiter, und durch dieses Mittel erfuhren alle Christen in der Welt, was hier und da vorging. Man hat ein solches Circulair-Schreiben im Eusebio aus dem zweiten Jahrhundert. Es entstand in Frankreich eine Verfolgung. Es ward ein Circulairschreiben aufgesetzt, und an alle Christen in der ganzen Welt gesendet; dadurch ward

teils die Gemeine gestärket, (den die Exempel ermunterten sie) theils wurden sie gewarnet, auf ihrer Hut zu sein. Insonderheit aber unterhielten alle Gemeinden der ersten Zeiten eine Gemeinschaft mit der Stadt Rom. Die Stadt Rom lag in der Mitte der Christenheit. Es waren auch an dem Hofe der Kaiser Christen, die denen Christen in der Stadt Nachricht erteilten. Da diese die erste Nachricht erhielten; so erhielten alle Christen eine Gemeinschaft mit Rom, und Rom war gleichsam der Mittelpunkt der Einigkeit. Ueberdem war die Gemeine zu Rom diejenige, die das stärkste Vermögen hatte. Zu Rom waren viele begüterte Leute; daher war alda die Almosenkasse viel stärker als anderswo. Endlich konnten die Christen zu Rom denen andern Christen ausser Rom viele nützliche Dienste leisten. Z. E. die kleinen Gemeinden in Aßen, oder sonsten, wenn sie von den Statthaltern verfolgt wurden: so berichteten sie ihren Zustand nach Rom. Die Christen zu Rom hatten am Hofe Gönner, und durch diese ward oft ausgerichtet, daß sie von ihrer Verfolgung befreiet wurden. Daher kommt es, daß schon im zweiten Jahrhundert die Gemeine zu Rom für die ansehnlichste und vornehmste gehalten ward, und daß alle Gemeinden mit der Gemeine zu Rom eine beständige Gemeinschaft gehalten haben. Aus eben dieser Ursache ist auch noch der Stolz der römischen Bischöfe entstanden; die nach und nach ihr Ansehen vergrößert, mehr Rechte an sich gezogen, und sich endlich zu Herren der ganzen Kirche gemacht haben.

Aus der genauen Gemeinschaft aller Gemeinden entstand, daß der ein Mitglied einer Gemeine war, ein Mitglied aller Gemeinden war, und der, der von einer Gemeine ausgeschlossen war, ausgeschlossen war von

von allen Gemeinen. Wenn ein Christ, der zu einer Gemeinde gehörte, zu einer andern kam: so ward er als ein Bruder, oder Mitglied der Kirche, aufgenommen. Diese Sache kam insonderheit denen armen Christen zu gut. Denn der in einer Gemeinde verpflegt ward, hatte das Armenrecht in allen Gemeinden, so bald er es nur beweisen konnte, daß er es in einer genossen. Hingegen wer von einer Gemeinde ausgeschlossen war, der war auch in denen andern ausgeschlossen, und keine einzige Gemeinde nahm einen solchen Menschen auf. Das erforderte die Verbindung, denn sonst würden Trennungen entstanden sein. Man hat davon ein grosses Exempel an den Kezer Marion. Er ward der Unzucht halben, die er begangen, von seinem eigenen Vater ausgeschlossen. Er kam nach Rom, und wolte aufgenommen sein; allein der Bischof erklärte sich, daß er ihn nicht annehmen könnte, wo ihn sein Vater nicht angenommen hätte. Dadurch ward er so erbittert, daß er eine neue Gemeinde anlegte, und ein neues System machte. Es sind mehr solche Exempel vorhanden.

§. 3. Jedem Christen war

Aus dieser engen und genauen Gemeinschaft aller Kirchen der ersten Zeiten entstand das so bekante *ius Hospitalitatis*, oder die Gastfreiheit unter den alten und ersten Christen. Alle reisende Christen wurden von denjenigen Gemeinen, zu denen sie kamen, bewirtet und verpflegt, und so lange versorgt, als sie bei der Gemeinde sich aufhielten. Und wenn sie kein Geld hatten zu reisen: so ward ihnen aus dem Schatz der Kirche so viel Geld gereicht, als sie notwendig brauchten. Der Erlöser selbst hat schon Matth. 25, 35. gesagt, daß er an jenem Tage diejenigen vor

seine Brüder erkennen wolle, welche gastfrei gewesen, und seine Mitbrüder aufgenommen hätten. Auf diese Worte Christi baueten die ersten Christen. Es waren auch ohnedem andere Ursachen. Die Wirthshäuser der alten Welt waren so nicht beschaffen, wie iezo. Unter den Griechen und Römern waren zwar Wirthshäuser, allein liederliche und lasterhafte Häuser, worin niemand sicher war; daher pflegten angesehenene Personen niemals in Wirthshäuser einzufahren. Die von einem Orte zum andern reiseten, hatten *Hospites*, Wirthe, das ist solche, mit denen sie einen Vergleich gemacht hatten, daß wenn sie zu ihnen kämen, sie wieder solten aufgenommen werden. Dieses ius hospitalitatis, oder die Gastfreiheit war allenthalben. Ein ieder lerete bey seinem Wirthe ein; und damit kein Betrug vorging, hatten sie gewisse Zeichen. Ein solches Zeichen hies *tessera hospitalitatis*, und war das, worauf sie mußten aufgenommen werden. Da es in der alten Welt so beschaffen war: so siehet man leicht, woher die Gastfreiheit unter die Christen gekommen. Dieienige, die sich bekehrer hatten, und nicht in der Unbekerten Häuser einkeren wolten, konten auch bei ihren vorigen Freunden, mit denen sie ein Gastrecht gehabt hatten, nicht mehr einkeren; darum mußten die Christen dieses Recht auch unter sich einführen. Daher ermanet Paulus, daß die Christen gastfrei sein solten; Herberget gerne, Röm. 12, 13. Und Petrus, daß es ohne Murren geschehen solte, 1 Pet. 4, 9. Dieses Recht ward also bei allen Christen eingeführt. Daher pflegten die, welche die besten Häuser und die meisten Güter hatten, insgemein das ius hospitalitatis auf sich zu nehmen. Insbesondere war das die Pflicht eines Bischofs. Die Apostel fordereten dieses, daß ein Bi-

schof

schof gastfrei sein sollte, 1 Timot. 3, 2. Titum 1, 8. In den ältesten Zeiten beobachteten die Bischöfe und alle Mitglieder der Gemeinde diese Gastfreiheit; nach und nach aber ward diese Sache in bessere Ordnung gebracht. Es war denen Bischöfen überaus beschwerlich, alle fremde Christen zu versorgen, die Last war grösser, als daß sie selbige hätten tragen können. Bei den Gemeinen waren auch Schwierigkeiten. Daher wurden in der Folge Männer bestellt, welche die fremden Christen aufnehmen, und auf Kosten der ganzen Gemeinde, so lange sie an Ort und Stelle blieben, bewirtheten sollten. Davon findet sich die erste Spur Röm. 16, 23. Zu Romincus war ein gewisser Mann, Namens Gaius, ein aufrichtiger Mann, der nahm Paulum und alle Christen auf; daher heist er der Wirt der ganzen Gemeinde. Daraus entstanden hernach Hospitäler zur Versorgung fremder Christen; davon noch eine grosse Menge übrig, die aber an vielen Orten izt zur Pflege der Armen gebraucht werden. Aus eben dieser Vereinigung und Verbindung der ersten Christen folgte weiter; daß eine ganze Gemeinde mit Rath und That denjenigen Christen beistund und Hülfe leisteten, die an dem Orte, wo die Gemeinde lag, entweder zu verrichten, oder Geschäfte zu besorgen hatten, Röm. 16, 1. 2. Ein Christ also, der etwa an einem Orte in einer Gemeinde war, und daselbst etwas auszurichten hatte, konnte darauf rechnen, daß die Gemeinde ihm so wol mit Geld als mit ihrem Ansehen beistehn würde, damit er seinen Zweck erhalten mögte.

§. 4.

Damit aber diese Rechte, welche die Christen hatten, nicht mögten gemisbraucht werden, und nicht

etwa Heuchler oder ausgestossene Christen und wol gar Heiden und Juden sich unter den Namen der Christen einschleichen, und ihre Wohlthaten an sich ziehen mögten: so ward von Anfang her die Verordnung gemacht, daß ein ieder reisender Christ einen Brief von der Gemeine, zu der er gehörte, aufweisen mußte, woraus man sehen könnte, daß er kein Ausgeschlossener, oder Heide und Ungläubiger, wäre. Diese Briefe hießen bey den Lateinern *litterae commendatoriae*, bei den Griechen *litterae systaticae*. Diese Empfehlungsschreiben waren von unterschiedlicher Art, nachdem die Umstände der Christen beschaffen waren. Wenn ein Christ sich selbst versorgen konnte: ward er als ein Bruder und Christ von den Christen empfohlen. Wenn er aber arm und dürstig war: so ward insonderheit seine Dürstigkeit vorgestellt, und wie weit sie ginge. Hatte ein reisender Christ Handel: so wurden auch diese gemeldet, damit die Christen ihm darin Hülfe leisten könnten, und die Gemeine richtete sich nach diesem Briefe. Wenn die Christen sich ganz von einer Gemeine wegbegaben, und wenn besonders ein Geistlicher sich ganz wegbegeben wolte, so bekamen sie eine besondere Art von Briefen, das waren *litterae dimissoriae*, Erlassungsbriefe. Es ward deutlich gemeldet, daß die Gemeine diesen oder jenem Bruder im Frieden erlassen; daß man ihm die Freiheit gegeben, sich anderswo aufzuhalten; und daß er als ein treuer Knecht gedienet habe. Wer diesen Brief nicht hatte, dem leistete man wol einigen Beistand; aber man litte nicht, daß er sich in der Gemeine niederlassen konnte. Wenn die Briefe aufhörten, hörte auch die Liebe auf.

Die erste Formul eines solchen Briefes steht schon in der Bibel, Röm. 16, 1. und 2 Cor. 3, 1. Der Apostel

Apostel Paulus gedenket der litterarum systaticarum überhaupt 2 Cor. 3, 1. 2. Er sagt; Bedürfe ich, wie etliche; der Lovebriefe an euch, oder Lovebriefe von euch? ich brauche sie nicht. Er fügt die Ursache hinzu; Ihr selbst seid mein Brief in mein Herz geschrieben, der erkant und gelesen wird von allen Menschen. Ich habe euch bekert, und aus meiner Arbeit an euch, aus dem Vortheil, den ich bei euch geschaffet, kan man satsam sehen, daß ich kein Heuchler und Betrüger bin. Ich bin euch bekant und andern bekant; daher habe ich nicht nöthig, daß ich solche Briefe aufweisen darf. Im Briefe an die Römer aber steht ein ordentlicher Empfehlungsbrief, den Paulus einer Diaconissin von Corinth, die nach Rom reisete, mitgab. Röm. 16, 1. 2: Ich empfehle euch unsere Schwester Phöben, welche ist am Dienst der Gemeine zu Cenchrea 2c. Nach diesem Formular sind fast alle litterae commendatoriae eingerichtet worden. Es wird erstlich der Name der Person gesetzt; es wird gesagt, daß sie ein Mitglied der Gemeine, eine Schwester wäre; es wird diese Person nach ihrem Amte gezeichnet. Darauf komt das, was die Christen zu Rom ihr leisten solten. Erstlich verlangt der Apostel von der Gemeine, daß sie diese reisende Schwester aufnehmen solten. Aufnehmen heist herbergen und verpflegen, so lange sie sich zu Rom aufhielte. Die Diaconissinnen hatten insgemein keine Mittel; daher musten diese Schwestern der Gemeine zur Verpflegung anvertrauet werden. Der Apostel verlangt also, daß diese Schwester zu Rom solte so verpflegt werden, wie es die Rechte der Kirche mit sich brächten. Nun komt das andere; Ihr solt ihr beistehen in allen Dingen. Wenn ein Christ Geschäfte hatte: so war die ganze Ge-

meine verbunden ihm Beistand zu leisten. Die Phöbe hatte vielleicht eine Schuldklage, einen Erbschaftshandel zu Rom. Paulus befehle, daß sie in allen diesen Geschäften ihr beistehen sollten. Aus einer solchen Einrichtung konnten die Christen in ieder Gemeinde sehen, was sie zu thun hatten. Es wurden auch bisweilen Bewegungsgründe hinzu gesetzt; wie Paulus gethan. Der Bewegungsgrund ist dieser; den sie hat vielen Armen und dürftigen Christen Beistand geleistet, und hat auch mich aufgenommen, und mir Hülfe und Beistand geleistet; sie verdient es also.

Damit aber auch bey diesen Briefen kein Betrug einschleichen mögte, so hatten diese Empfelungsbriefe eine besondere Form, die niemand als die Geistlichkeit wußte; daher konnten solche Briefe nicht nachgemacht, oder keine falsche Briefe anstat der wahren verfertigt werden. Von dieser besondern Einrichtung und Form heißen diese Briefe *litterae formatae*. Wie diese Briefe ausgesehen, ist izo unbekant. Dieses Stück gehöret ad disciplinam arcanam. Einige meinen, daß sie auf eine besondere Art und Weise zusammen gelegt worden. Andere behaupten, daß gewisse Buchstaben in diesen Briefen hineingesetzt worden. Noch andere meinen, daß gewisse Sprüche der Schrift oben und unten gestanden haben. Allein das sind alle Mathymassungen. Es hat kein einziger von den alten Lehrern einige Nachricht von diesen kleinen Zeichen hinterlassen, und die, die davon reden, sprechen so dunkel, daß man sich keinen Begriff davon machen kan, und Formulare sind auch keine da. Ohne solche Briefe durften also keine Christen, insonderheit die Geistlichen, von einem Orte zum andern gehen, reisen, und ein Christ oder Geistlicher, der bei einer

einer Gemeinde ohne Vorschub seines Bischofs und seiner Gemeinde ankam, ward nicht aufgenommen; sondern als ein Abcrünniger und Ausgestoßener angesehen.

§. 5. *Die ersten Christen*

Alle Mitglieder einer Gemeinde waren auf gewisse Weise einander vollkommen gleich, und die Kirchen der ersten Christen waren also *societates aequalissimae*, worin keiner einen Vorzug vor dem andern hatte. Wenn gleich die Mitglieder grosse Würden und Aemter bekleideten: so waren sie doch als Christen nicht höher als der geringste; und man siehet aus den Briefen Pauli, daß die Sklaven sogar in der Versammlung der Christen ihren Herren ähnlich waren. Diese Gleichheit erstreckte sich nur auf Glaubens- und Religions-Sachen, wo aber der Glaube aufhörte, da entstand eine Ungleichheit. Die Gleichheit der ersten Christen ward erstlich durch den Namen der Brüder und Schwestern angezeigt, den sich alle Christen, sie mochten hoch oder niedrig sein, gaben; die Männer nannten sich alle Brüder, die Weiber Schwestern. Der Leibeigene hies so wol ein Bruder, als der Herr, und man kan sehen, daß er ohne Unterscheid allen Christen gegeben worden. Wenn der Allergeringste von dem Größten redete; so gab er ihm keinen andern Ehrennamen als Bruder. Dieser Bruder- und Schwesternname war ein sehr deutliches Zeichen, daß alle Christen sich gleich und ähnlich hielten, und keiner höher als der andere sein wolte. Die väterlichen Brüder sind einander der Geburt und Rechten nach vollkommen gleich; und da sich die ersten Christen also so nannten: so war es ein untrügliches Kennzeichen, daß keiner höher, grösser und mächtiger in der Gemeinde sein wolte, als der andere.

Das

Das andere Zeichen, wodurch sie bewiesen, daß sie einerlei Freiheit und Rechte hätten, war der Kuss der Liebe. Dieser Kuss ist von den allerältesten und ersten Zeiten unter denen Christen im Gebrauch gewesen. Paulus befielt ihn in seinen Briefen, und Petrus ebenfalls. Und diese Stellen setzen außer Zweifel, daß er gleich vom Anfang sei eingeführt gewesen. Paulus nennt ihn den heiligen Kuss. Röm. 15, 16. 1 Kor. 16, 20. 2 Kor. 13, 12. 1 Theß. 5, 26. Der heilige Kuss ist nichts anders als ein Kuss, woraus man die Heiligkeit derer, die sich den Kuss gaben, abnehmen konnte. Petrus aber nennet ihn 1 Petri 5, 14. den Kuss der Liebe. Der Kuss der Liebe ist nichts anders als ein Kuss, der einem andern zum Zeichen der Liebe gegeben wird. Hernach ist es der Kuss des Friedens genennet worden. Die Morgenländer haben diesen Kuss beibehalten, und nennen ihn noch den Kuss des Friedens. Auch ist in der katholischen Kirche noch eine Spur davon. Diese Sache gehöret mit unter die Gewonheiten, welche die ersten Christen von den Juden angenommen. Die Juden grüßten sich mit einem Kusse. Das siehet man aus der Leidensgeschichte; da Judas Christum verraten wolte, grüßte und küßte er ihn. Allein die Juden beobachteten doch diese Gewonheit nur bei denen, die sie insbesondere liebten. Das siehet man aus Lucä 7, 44. Christus wirft den Pharisäer vor; du hast mir keinen Kuss gegeben. Der Pharisäer bei dem Christus zu Gaste war, hatte noch keine grosse Liebe gegen Christum; er zweifelte noch, ob er ein wahrer Prophet und Heiliger wäre, daher wolte er Christum nicht mit einem Kusse grüssen.

Dieser Kuss des Friedens der ersten Christen aber ward alsdan gegeben, wen das Gebet vor dem Abendmahl

mahl geschehen war. So bald das Gebet geendigt war, küßten sich erst alle Geistliche allein; darauf küßten sich alle mit einander; alle aber einander zum Zeichen der priesterlichen und brüderlichen Liebe.

Das dritte Zeichen dieser vollkommenen Gleichheit sieht man in der Versammlung der Christen, bei dem Abendmahl und bei den Mahlen der Liebe. Es ward dabei gar kein Rang und Ordnung beobachtet; sondern die Höchsten und Größten saßen so, wie sie kamen, sie saßen ohne Unterscheid. Der leibeigene Knecht war so gut wie der Herr bei dem Gottesdienste, und der Ärmste hatte in denienigen Dingen, welche die Religion und den Gottesdienst betrafen, eben denienigen Rechte, welche der Allerreichste hatte. Allein bei der Sache selbst findet sich schon eine Unordnung zu den Zeiten der Apostel. Man sieht, daß schon sehr frühe der Reiche und Begüterte bei dem Gottesdienst einen besondern und höheren Sitz haben wolte. Die Apostel aber bestraften diesen Mißbrauch, und er riß nicht vollkommen ein, bis zu den Zeiten Konstantins des Großen. Aus I Korinth. II. siehet man, daß schon in der Gemeinde zu Korinth die Reichen einen besondern Sitz haben wolten. Die Reichen nahmen ihre Speisen hin, und die Armen bekamen nichts, weil sie nichts gebracht hatten; wider diesen Mißbrauch eifert der Apostel stark. Jakobi 2, 1. seq. findet man eine Stelle woraus zu sehen, daß man schon damals anfingen habe, einen Unterscheid unter Hohen und Niedrigen zu machen. Meine Brüder, sagt er, laßet bei dem Glauben in Christo kein Ansehen der Person gelten. Also regte sich schon ein Hochmut, und die Reichen wolten höher sitzen, als die Armen. Das erklärt er durch ein Exempel. v. 2. und 3. endlich sagt er v. 9. So ihr die Person ansehet, thut ihr
ihr

ihr Sünde; und werdet gestraft vom Gesetz; als die Uebertreter; ihr werdet eine Sünde begehen, und wider das Gesetz der Gleichheit handeln. Daraus sieht man klar, daß nach dem Recht der allerersten Gemeinen kein Unterschied des Standes und Würde beobachtet worden, und daß die Armen mit den Reichen gesessen. Bei der Weise ist es unter denen Christen ziemlich lange geblieben. Allein, da die alte Ordnung eingegangen; da die christliche Religion die herrschende Religion im Reiche wurde; da fing der Unterschied der Stände an, und so ist es bis hzo fortgegangen. Die Quäker, die Kollegianten in Holland, und einige andere Irrige ausgenommen, bei denen sich ieder setzt, wie er komt. Das sind die vornehmsten Zeichen, wodurch die ersten Christen ihre Gleichheit an den Tag legten.

§. 6.

Aus dieser vollkommenen Gleichheit aller Mitglieds der ersten Gemeinen folgte I. die so gepriesene Gemeinschaft der Güter, die nicht blos in der Gemeinde zu Jerusalem, wie man sich einzubilden pflegt; sondern in allen Gemeinen der ersten Zeiten beobachtet worden. Diese Gemeinen bestanden größtenteils aus Menschen, die arm und dürstig waren, und an vielen Dingen Mangel hatten. Allein die christliche Liebe flöste denen reichen Mitgliedern so viel Mitleiden ein, daß sie gerne von ihrem Vermögen zum Besten der Armen und Dürstigen etwas hergaben. Einige, die Acker und Häuser besaßen, die sie entberren konnten, verkauften selbige, und gaben das daraus gelösete Geld den Aposteln der Aeltesten, um Witwen, Weisen und Armen davon Unterhalt zu geben. Und von dem, was sie übrig behielten, versagten sie nie den Gebrauch denens

benennigen, die diese oder jene Sachen nötig hatten. Von dieser Gemeinschaft der Güter findet man die erste Nachricht in der Apostelgeschichte. Lukas sagt daselbst; daß die ersten Christen alle Güter gemein gehabt, und daß keiner gesagt habe, er habe besondere Güter; Apost. Gesch. 2, 44. 45. 4, 32. Man mus aber durch diese Gemeinschaft der Güter nicht eine Gemeinschaft des Besizes, die das Eigentum, ausschließt, verstehen. Man mus nicht glauben, daß kein Christ etwas eigenes gehabt; daß die Christen alles verkauft; nicht vor sich, sondern vor die ganze Gemeinde gearbeitet; daß ein jedes Mitglied der Gemeinde aus der Kasse wöchentlich so viel empfangen, als zu seinem Unterhalt nötig war; und also kein Eigentum in der ersten Kirche gewesen sei. Petrus sagt ausdrücklich, Apost. 5, 4. Ananias hätte seinen Aker behalten können, wenn er gewolt hätte, und da er den Aker verkauft hatte, wäre das Geld auch in seiner Gewalt gewesen. Kein Mensch hätte ihn gezwungen, das Geld vor der Apostel Füße zu legen, er hätte es frei vor sich brauchen können. Da Ananias das Geld und den Aker behalten konnte: so ist ohnstreitig klar, daß jedes Mitglied Herr von seinen Gütern habe bleiben können. Es war also die Gemeinschaft der Güter nur eine Gemeinschaft des Gebrauchs. Ein ieder Christ hatte nach der brüderlichen Verbindung ein Recht zu den Gütern aller Mitglieder der ganzen Gemeinde, und konnte im Fal der Noth fordern, daß die begüterten Mitglieder ihm so viel von ihrem Vermögen mittheilten, als zu seiner Nothdurft erfordert ward. Ein ieder Christ konnte sich der Güter seiner Brüder bedienen, und die Christen, die etwas hatten, konnten ihren dürftigen Brüdern den Nutzen und Gebrauch derselbigen nicht

nicht versagen. Ein Christ, 3. E., der kein Haus hatte, konnte von einem andern Christen, der 2 oder 3 Häuser hatte, begehren, daß er ihm eine Wohnung gebe, deswegen blieb er doch Herr der Häuser. Wegen der Gemeinschaft des Gebrauchs aber mußte die eine Wohnung dem andern zum wohnen überlassen werden. Ein Christ, der kein Ackergerät und doch einen Acker hatte, hatte eine Gemeinschaft des Gebrauchs; und so war es mit allen Dingen. Das war die Gemeinschaft der Güter.

Aus dieser Gleichheit folgte 2. Das Recht der Armen. Denn weil alle Mitglieder der ersten Gemeinen sich für Brüder hielten, und einander gleich waren: so mußten auch alle Arme und Dürftige mit dem Notwendigen versorgt werden, und also gar keine Arme unter den ersten Christen sein. Das war auch der Befehl Christi an die Apostel, und darnach richteten sich alle Gemeinen. Daher wurden so gleich zu Jerusalem Diakoni und Armen-Vorsteher gewählt, welche auf die Armen und Austeilung der Almosen acht geben mußten. Zu diesen Armen gehörten die, die ihr Brod nicht erwerben konnten, und die Witwen. Insbesondere ward vor die Witwen und Waisen Sorge getragen. Das Geld dazu kam, und ward hernach erhalten, von dem freiwilligen Opfer. Allein diese Versorgung der Armen, die allenthalben eingeführt war, muß nicht übel erklärt werden. Wenn man das neue Testament aufschlägt: so sieht man daß das Wort Arme eine sehr eingeschränkte Bedeutung gehabt. Es ward also nicht ieder, der sich vor einen Armen ausgab, davor gehalten und versorgt. Ein Armer war erstlich ein Mann, der durch seinen eigenen Fleiß sich seinen Unterhalt nicht verschaffen konnte. Paulus sagt, 2 Theß. 3, 10. 12. Wer nicht

arbei-

arbeitet, sol nicht essen; die also nicht arbeiteten, wenn sie es konnten, wurden ausgeschlossen. Er sagt weiter: ieder Christ soll arbeiten, daß er habe zu geben dem Dürftigen. Daraus sieht man, daß ein ieder Christ zur Arbeit verbunden gewesen, und daß die, die durch Arbeit sich nichts verdienen wolten, als keine Arme gehalten und ernäret worden. Ein Armer mußte also erstlich ein Mann sein, der sich sein Brod nicht erwerben konnte; zweitens eine Person, die keine Freunde hatte. Der Apostel sagt ausdrücklich, daß die Witwen, die Kinder, die Verwandten und Freunde haben, nicht von der Gemeinde sollen erhalten werden; sondern, daß sie die Verwandte erhalten sollen; daß der, der die Seinen verläugnet, Christum selbst verläugne; daß der, der sie nicht aufnehme, den Glauben verläugnet hätte, und ärger denn ein Heide wäre, 1 Timoth. 5, 8. 16. Ein ieder mußte also die Armen versorgen, die ihm zugehörten, wenn er es thun konnte. Wenn aber welche da waren, die gar keine Verwandten, Kinder, die gar keinen Vater und Mutter hatten, Witwen, die keine erwachsene Kinder und Verwandte hatten, die sich ihrer annehmen konnten oder wolten: so wurden sie Arme genant. Diese Anmerkung ist deswegen merkwürdig, weil es Leute gegeben, die die ersten Christen vor eine Bande unbesonnener Menschen gehalten. Allein, weit gefelt. Man hat gewis alle Vorsichtigkeit und Klugheit gebraucht. Wer in den Büchern der alten Christen bewandert ist, der sieht, daß unter den Vorstehern der Christen Leute vom Verstande gewesen, und daß die ersten Gesellschaften der Christen nicht so dum und einfältig angelegt worden. Dieses alte Recht der Armen, das unter den Christen fast 400 Jahre gedauert hat, ist zuerst durch die Mönche ver-

D

dorben

dorben worden. Diese haben die Bettelei eingeführt, sich ohne Grund und Ursache hernach für die wahren armen Christen ausgegeben, und den Leuten eingebläuet, daß die freiwillige Armen, oder die Mönche grösser und edler wären, als die notwendige Armen, und daß diejenigen also ein grösseres Verdienst bei Gott erlangten, die den freiwilligen Armen Hülfe leisteten, als die den Notharmen beistunden. Daraus ist eine entsetzliche Unordnung und Verwirrung unter den Christen entstanden, die bis auf jezige Zeiten fortgehet, und von dem alten Recht der Armen izt kaum einen Schatten mehr übrig gelassen hat.

§. 7.

Diese vollkommene Gleichheit aller Mitglieder der ersten Gemeinen hub aber doch nicht die bürgerliche Ungleichheit auf. Diejenigen, die Aemter, Würden, Plätze in der Welt bekleideten, oder dem Stande nach unterschieden waren, verloren unter den Christen diejenigen Rechte nicht, die ihnen nach ihrem Stande zukamen. Der eine obrigkeitliche Person war, und ein Christ ward, behielt doch alle Rechte und Ehre, die ihm als eine obrigkeitliche Person zukamen. Er war ein Bruder, und als Christ allen Christen gleich. Allein von der Seite der Welt und des Staats war er mehr. Der ein Herr war, behielt seine Herrschaft, und die Rechte, die mit seiner Herrschaft verknüpft waren; sein Knecht war zwar sein Bruder in Ansehung des Glaubens, aber von Seiten des Staats blieb der christliche Herr auch sein Herr. Man sehe nur die Lehre und Ermahnung Pauli I Timoth. 6, 1. 2.: Die Knechte, so unter dem Joch sind, sollen ihre Herren aller Ehren wert halten; auf daß nicht der Name Gottes und die Lehre verlästert werde.

Welche

Welche aber gläubige Herren haben, sollen dieselbigen nicht verachten mit dem Schein, daß sie Brüder sind; sondern sollen vielmehr dienstbar sein, diem Weil sie gläubig und geliebet, und der Wohlthat theilhaftig sind.

Es war aber auch eine geistliche Ungleichheit in den ersten Gemeinen, die theils von dem Amte, theils von der Lebensart, theils von andern Umständen herkommt. Ueberhaupt ward eine iedwede Gemeinde der ersten Zeiten abgetheilt in *Clerum* oder *Ordinem*, und in *Laos*. *Clerus* ist so viel als *Sacer* und bedeutet eigentlich ein Loos. Man hat es von den Juden geborgt, und in der Uebersetzung der 70 Dolmetscher heist die Geistlichkeit *Cleros*. Das Wort *Ordo* wird beim Tertuliano stets gebraucht, wenn er von der Geistlichkeit redet. Dis Wort ist von den Römern genommen, bei ihnen hießen die *Senatores Ordines*. Unter dem *Clero* oder *Ordine* wurden alle diejenigen verstanden, die geistliche Bedienungen und Würden bei der Gemeinde bekleideten, und zur Geistlichkeit gehörten. Also die Bischöfe, die Älten, die Diener oder die *Diakoni*, und alle diejenigen, die bei dem Gottesdienst etwas zu verrichten hatten. *Laos* hies das Volk, die Gemeinde, woher das Wort *laicus*, ein Laie gekommen. Eine Benennung, die gleichfalls von den Juden genommen. Das Volk, die Laien wurden abgetheilet in die vollen Mitglieder und in die halben Mitglieder der Gemeinde. Die vollen Mitglieder der Gemeinde hießen *Fideles* oder *Illuminati* und *Initiati*. *Fidelis* ist das ordentliche Wort, das von dem gebraucht ward, der ein voller Christ war, und hies so viel als ein wahrer Gläubiger, ein ausnehmendes Mitglied der Gemeinde Jesu. *Illuminatus* ist nichts anders als *baptizatus*. Der, der

da war getauft worden, hies erleuchtet. Den Namen fñhreten sie erstlich deswegen, weil sie das Licht der Wahrheit vollkommen begriffen hatten; zweitens deswegen, weil die Taufe *illuminatio* von dem zweiten Jahrhunderte an genennet worden. Man steckte ungemein viele Lichter an, wenn eine feierliche Taufe sollte gehalten werden, nach der Weise der heidnischen Mysteriker; denn die taufeten bei Nacht, das thaten die Christen auch. Diese Ceremonie sollte sie lehren, daß sie Kinder des Lichts wären, und im Lichte wandeln sollten. Das war also eine symbolische Art zu taufen, und die Getauften hießen daher *illuminati*. Sie hießen aber auch *Initiati*. Dis Wort ist aus dem Heidentum genommen. *Initiati* hießen bei den Heiden die, die zu dem geheimen Gottesdienst waren gelassen worden, welcher die *Mysteria* genennet wurde. (Von diesen Geheimnissen wil ich im folgenden mehr anzeigen.) Cicero braucht so das Wort *Initiatus* und alle andere. Da die Christen ein Stück ihres Gottesdienstes mit den Geheimnissen der Heiden verglichen: so nannten sie dieienigen, die dazu bei ihnen gelassen wurden, *Initiatos*.

Die Fideles hatten insonderheit zwei grosse Rechte, Sie konten erstlich alle und ieder Handlungen des Gottesdienstes beobachten. Wer kein Fidelis war, konte nicht bei dem öffentlichen Gebet sein; nicht der Taufe, Abendmahl und Liebesmahl beiwohnen. Sie hatten zweitens das Recht zu stimmen, oder das *ius suffragii* in den Versammlungen der Gemeine. Das Recht in allen geistlichen Dingen war nicht bei der Geistlichkeit; sondern bei der ganzen Gemeine, und besonders bei dem Volke. Wenn also z. E. einer, der aus der Gemeine geschlossen worden, wieder sollte aufgenommen werden; wenn ein Bischof oder Aeltester sollte gewählt werden:

werden: so mußte die Gemeinde zusammen kommen. In diesen Versammlungen der Kirchen hatten alle Fideles ein ius litragii; jeder konnte auftreten, und seine Meinung sagen. Die Sache dauerte aber nicht lange so. Da die Gemeinen zu stark wurden, konnte es nicht mehr angehen, und würde zu viel Unordnung gemacht haben. Die Gemeinde wälte daher Abgeordnete, die in ihrem Namen schlossen. Wenn also der Bischof den Vortrag gethan: so unterredete sich die Gemeinde, die Abgeordnete kamen zurück, und trugen vor, was die Gemeinde gut befand. Ausser diesen beiden großen Rechten hatten die Fideles noch andere Rechte; z. E., die Waisen der Fidelium wurden aus dem Kirchenschatze versorgt, bis sie sich selbst helfen konnten; und ihre Witwen wurden von der Gemeinde gepflegt. Das Recht genossen die angehende Christen nicht. Sie wurden zwar mit Almosen versehen, aber nicht hinlänglich versorgt. Die übrigen kleinen Rechte dürfen nicht erzählt werden. Sie hatten allenthalben Vorzüge, und wurden als die angesehenen, die Glieder Christi waren.

§ 8.

Die halben Christen, die in die Gemeinde wolten aufgenommen werden, wurden eingetheilt in die Ungetauften und in die Getauften. Die Ungetauften hießen in der Sprache der alten Christen Katechumeni. Die getauften halben Christen wurden wieder eingetheilt in Poenitentes und Energumenos. In diejenigen, die von der Gemeinde wegen ihrer Verbrechen waren ausgeschlossen worden und Buße thaten, um wieder aufgenommen zu werden; und in die Beseffene, oder diejenigen, die man vor Beseffene ansah, die unter der Macht der Exorcisten waren.

Katechumeni hießen diejenigen, die sich bei dem Bischof angegeben hatten, daß sie Christen werden wolten, und von ihm nach einer angestellten Prüfung waren angenommen worden. In den ältesten Zeiten sieht man diesen Unterschied unter den vollen und halben Mitgliedern der Gemeinde gar nicht. Man sieht in der Bibel deutlich, daß die, die sich angaben, daß sie Christen werden wolten, sofort getauft, und in die Gemeinde aufgenommen worden. Petrus bekehrte vier bis fünf tausend, und gleich wurden sie aufgenommen und getauft; und das siehet man in der ganzen Apostelgeschichte. So bald einer bekante, Christus ist der Messias und Heiland der Welt; so bald wurde er getauft. Die Ursache hiervon ist diese: Es würde lange gewäret haben, ehe eine Gemeinde zusammen gekommen wäre, wenn man sie viele Jore hätte unterrichten sollen. Auf die Weise wäre die Gemeinde zu Jerusalem sehr spät gesamlet worden. Allein da die Kirche einige Stärke bekommen, und Gemeinen gesamlet waren, taufte man die nicht gleich, die da bekanten, daß sie Christum vor den Messiam hielten; sondern man lies sie erst eine geraume Zeit prüfen und unterrichten. Vielleicht ist vor dem zweiten Jahrhunderte der Unterscheid in den Gemeinen der Christen nicht aufaefommen. In dem neuen Testament steht nichts, und die Nachrichten reichen nicht zu. Aber das siehet man aus den Büchern des zweiten Jahrhundertes, daß damals allenthalben unter den Christen der Unterscheid unter Gläubige und Katechumenen beobachtet worden. Man hatte sehr grosse Ursachen, diesen Unterscheid einzuführen. Es gaben sich oft bei denen Christen Kundschafter an, daß sie Christen werden wolten. Da diese Feinde des Christentums sich öfters unter den Namen der Christen verstellten, damit sie nur die

Geheim-

Geheimnisse der Christen erforschen, und hernach der weltlichen Obrigkeit kund machen mögten: so machte man die Verordnung, daß sie erst sollten geprüft werden. Die andere Ursache war diese; die, die einmal getauft waren, wolten sich hernach nicht unterrichten lassen. Sie moneten zwar dem Gottesdienst bei, glaubten aber, ein weiterer Unterricht wäre unnöthig. Daher mußte eine Ordnung gemacht werden, daß keiner sollte aufgenommen werden, der nicht wäre unterrichtet worden. Dazu kam noch die dritte Ursache; die, die keinen rechten Grund hatten, fielen wieder ab, und traten entweder zum Heidentum oder Judentum zurück. Diese drei Ursachen geben zu erkennen, warum man nicht gleich alle Christen getauft und in der vollen Gemeinschaft der wahren Mitglieder aufgenommen. Wenn also entweder ein Jude oder Heide bei dem Bischof sich angab, daß er ein Christ werden wolte: so stellte erstlich der Bischof eine sorgfältige Prüfung an, ob er ein Spion wäre, oder ob er es ernstlich meine, und nicht aus weltlichen Absichten ein Christ werden wolle. Diese Prüfung wäre oft lange. Wan man sahe, daß er einen wahren Ernst habe: so ward er unter die Katechumenen aufgenommen. Es geschah mit Ceremonien. Er ward an einem Tage des Gottesdienstes in die Gemeinde gebracht. Der Bischof frug ihn öffentlich, ob es ihm ein wahrer Ernst wäre, das Judentum oder Heidentum fahren zu lassen. Wenn er mit Ja antwortete, und die Gemeinde zufrieden war: so betete der Bischof über ihn, legte ihm die Hände auf, und darauf ward er in die Zal der Katechumen aufgenommen, und zur Unterweisung übergeben.

Diejenigen, die so öffentlich durchs Gebet, Auflegung der Hände, und Einwilligung der Gemeinde

waren aufgenommen worden, wurden unterrichtet, bis man glaubte, sie wären tüchtig, getauft zu werden. Der, der den Unterricht der Katechumenen über sich hatte, war insgemein ein Presbyter. Wenn viele Katechumenen da waren, waren es wol zwei bis drei, und die, die dieses Amt hatten, hießen die Katecheten. Ein solcher Mann war der berühmte Origenes. Er war Katechet von Alexandrien. Bei der Unterweisung dieser Katechumenen ward eine grosse Vorsichtigkeit gebraucht; und in diesem Stück zeigt sich wieder ein Stück der Klugheit der ersten Christen. Man ging stufenweise. Erstlich setzte man sie in den allgemeinen Gründen fest, die aus der Natur und Vernunft können erklärt werden, und es wäre sehr lange, ehe ihnen die Geheimnisse vorgetragen und erklärt wurden. Man besorgte, wenn die Katechumenen sogleich die Geheimnisse hörten, sie von dem Christentum wieder abtreten, sich an den Wahrheiten der Religion ärgern, und entweder Juden oder Heiden werden würden. Davon hat man viele Exempel. Man hatte ihnen die Lehre von der Versöhnung durch Christum vorgetragen, daran stießen sich viele, und traten wieder zurück. Bei den Heiden fing also der Katechet von der natürlichen Religion an, bewies ihnen die Einigkeit des göttlichen Wesens und die übrige Wahrheiten der Vernunft. Waren sie darin gegründet, ging er weiter, und führte sie allgemach zu den geoffenbarten Wahrheiten. In den Verordnungen der Apostel ist ein eigen Gesetz, daß der Katechet seinen Schülern nichts von den schweren Wahrheiten sagen solle. Es wäre sehr gut, wenn in der jezigen Kirche eben so gehandelt würde. Man hat diese Weise in den holländischen und französischen Schulen eingeführt, nach dem Muster Saurins. Wenn der Kate-

Katechumen ein Jude war: so war der Unterricht aus der Natur und Vernunft nicht nötig, denn er nahm die natürliche Religion an. Er mußte also nur von dem Messia überwiesen werden. Wenn diese erste Wahrheiten denen Katechumenen beigebracht waren: so folgten andere Wahrheiten, aber solche, die eine Verbindung mit den Vernunftwahrheiten haben; z. E. von der Schöpfung der Welt, Vorsehung Gottes ic. Ohngefähr zwanzig Tage vor der Taufe kam der Katechet auf die Geheimnisse, und gab alsdan denen Katechumenen ein volles Licht von den Grundwahrheiten der christlichen Religion, die die Person und das Amt Christi angingen. Vor der Zeit wußten sie nicht recht, ob die Christen glaubten oder nicht glaubten. Aber wenn die Zeit der Taufe heranrückte, sagte man ihnen deutlich, was sie zu lernen hätten, und glauben mußten; und das geschah alsdan, wann man ihren Ernst sahe. Diese Unterweisung wäre öfters viele Tage. In einigen Ländern wurden wenig, in anderen mehr Tage gebraucht, aber nicht unter zwei Tage. In gewissen Gemeinen gingen sieben Tage zu, z. E. in der egyptischen. Dieser grosse Verzug machte, daß sie in unterschiedliche Klassen geteilt wurden; denn nachdem sie zunahmen, bekamen sie auch mehr oder wenig Tage.

Mit dem Unterricht war die Prüfung der Katechumenen verknüpft. Man prüfte, ob unter dem E chass: Kleide ein Wolf steckte; ob sie aus zeitlichen Absichten Christen würden; ob sie Mut, und Herz hätten, zur Zeit der Verfolgung das Christentum zu bekennen. Das letzte war das wichtigste Werk. Man verhütete, so sehr man konnte, den Abfal der Christen; daher prüfte man sie in diesem Stück ungemein stark. Diese Prüfung der Katechumenen war schon im zweiten Jar-

hundert nach den Mysteriis unter den Heiden eingerichtet. Die ersten Christen haben viele heidnische Gebräuche eingeführt. Ihre Meinung war erst, mehr Heiden an sich zu ziehen; allein die Frucht war so gut nicht. Man nahm die Gebräuche an, und behielt sie; und die folgende Christen meinten, daß sie göttlich wären, und zogen daraus Folgen, die der Religion sehr schädlich waren. In der römischkatholischen Kirche hat man eine Menge von solchen Gebräuchen übrig behalten:

Da die Christen schon im zweiten Jahrhundert sich in vielen Stücken nach dem Heidentum richteten: so nahmen sie den Unterschied zwischen dem öffentlichen und geheimen Gottesdienst auch an. Bei den Heiden war nemlich ein doppelter Gottesdienst, ein öffentlicher, zu dem alle gelassen wurden, der ward in den Tempeln gehalten, die den Götzen gewidmet waren; ausser diesem Gottesdienst war ein geheimer, zu dem wenige gelassen wurden, der hieß *Mysteria*. Dieser geheime Götterdienst ward nicht in dem Tempel, sondern in unterirdischen und verborgenen Orten bei Nachtzeit gehalten. Wie es dabei ausgesehen, ist bisher unbekant. Es durfte bei Verlust des Lebens niemand etwas davon entdecken. So viel weis man, daß darin eine bessere Religion vorgetragen als in den Tempeln. Wenn sich nun einer angab, daß er zum geheimen Gottesdienst wolle gelassen werden: so mußte er vorher durch aufgelegte Prüfung und Versuchung gehen, damit man erfahren mögte, ob er ein verständiger und gewissenhafter Mann wäre. Hatte er diese Prüfung ausgestanden, ward er ein *Initiat*, das ist, zum geheimen Gottesdienst gelassen. Vorher mußte er schwören, und darauf wurde ihm eine gewisse *teffera* gegeben, ein Zeichen, woran man bei

den

den Griechen die kennen konnte; die in den Myſteriis waren, und woran man alſo auch ihn erkennen konnte: das Zeichen hieß Symbolum, und die Wort haben die Chriſten angenommen. Wenn die Heiden zuſammen kamen, und die Symbole wiefen; ſo ſprachen ſie mit einander von den Myſteriis frei. Dieſe Diſciplin ward alſo im zweiten Jahrhunderte bei den Chriſten angenommen. Die Chriſten theilten ihren Gottesdienſt ſo ein wie die Heiden. Zum öffentlichen Gottesdienſt, zu dem ieder gelaffen wurde, gehörte das Leſen der Schrift, die Predigt des Biſchofs, und andere Gebräuche; aber zu den Myſteriis gehörte vornehmlich das allgemeine Gebet, die Taufe, und das Abendmahl. Dazu ward kein Katechumen gelaffen, der nicht war geprüft worden. Was die Fideles und Initiati in den Myſteriis der Chriſten geſehen und gehört hatten, durften ſie bei Strafe des Ausſtoßens nicht nachſagen. Das Glaubensbekenntnis war, ſo zu ſagen, das Zeichen, woran die Chriſten ſich kennen konnten. Kein Menſch bekam das Symbolum zu wiſſen, als ein Getaufter und Zwanzigjähriger. Das Symbolum lerneten ſie auswendig; und wer das auswendig wußte, war ein Initiatus. Wenn einer das Symbolum wußte und der andere auch: ſo ſchloſſen ſie beide, daß ſie Fideles wären; wo nicht: ſo ward geſchloſſen, daß der eine kein Initiatus wäre.

Da nun die Christen ihren Gottesdienst so einrichteten; so ward auch bei den Katechumenen die Prüfung eingeführt. Die, welche zu den Mysteriis der Heiden wolten gelassen werden, mußten oft beschwerliche Dinge übernehmen. Sie mußten oft die größten und schlechtesten Arbeiten thun. Wenn sie es thaten: so sahe man, daß es ihnen ein Ernst war. Sie wurden oft geschimpft, und mußten an der Kirchthüre stehen:

hen; andere mußten durchs Feuer laufen; ja wol durch achzig Grade der Marter gehen. Diese Gewonheit ward unter den Christen beibehalten. Die Katechumenen mußten bei den Presbyteris und Katecheten öfters die schlechtesten Arbeiten verrichten. Sie mußten sich von den Gläubigen verspotten und verachten lassen. Es ward ihnen befohlen alles den Armen zu geben. Solche Prüfung ward sehr lange gebraucht, und dauerte so lange als der Unterricht wäre. Diese Dinge hatten anfangs eine sehr gute Absicht; allein sie sind hernach sehr gemisbraucht worden, und man hat sie nicht vor Uberglauben retten können. Wenn der Unterricht endlich ein Ende hatte, wurden sie zur Taufe gelassen.

Aus diesen Dingen entstanden die Klassen der Katechumenen. Alle Katechumenen wurden überhaupt in die drei Klassen geteilt, in Hörende, Kniebeugende, und Kompetenten. Hörende hießen, die noch nichts von den Geheimnissen des Glaubens und der Natur der christlichen Religion wußten, und nur in den Anfangsgründen unterwiesen wurden. Sie hießen Hörende, weil sie zum Gehör des Lesens der Schrift gelassen wurden. Sie konnten auch der Rede des Bischofs beiwohnen; allein wenn diese zu Ende war, hörte ihre Freiheit auf. Die aber, die öffentlich redeten, mußten ihre Rede deswegen auf besondere Weise einrichten. Sie durften keine Glaubenspredigten halten, denn davon mußten die Hörende nichts wissen. Daher kommt, daß alle Predigten der ersten Zeiten Moralpredigten waren. Die Glaubensgeheimnisse, die Lehre von Christo, vom Verderben des Menschen, vom Abendmahl &c. wurden gar nicht in ihren Reden vorgetragen. Wenn ein Presbyter oder Bischof etwa darauf fiel, sprach er sehr dunkel und kurz. Dieses war

Gestalt der ersten Gemeinen überhaupt. 61

war die *Disciplina arcana* der Christen, von deren verschiedenen Einteilungen im dritten Absätze § 6. ausführlicher gehandelt wird.

Auf diese erste Klasse folgten die Kniende, oder Kniebeugende. Diese lerneten mehr als die Hörende. Sie wurden in den Sitten und in der Lebenslehre gründlich unterwiesen, und man gab ihnen einen Vorschmack von den Wahrheiten, welche die natürliche Religion überstiegen; allein man trug sie ihnen nur unbestimmt vor. Sie hießen Kniende, weil sie dem allgemeinen und öffentlichen Gebet der Christen beiwohnen durften, dabei aber auf den Knien liegen mußten; anstatt die übrigen Christen ihr Gebet im Stehen verrichteten. Wenn das Gebet zu Ende war, legte der Bischof die Hände auf die Kniende, und sprach ein Gebet über sie, und darauf mußten sie abtreten. Auf diese folgten endlich die Kompetenten und Elekti. Dadurch wurden die verstanden, die von der Geistlichkeit der Taufe waren würdig erklärt worden. Die Katecheten statteten den Bischöfen und Ältesten Nachricht ab, wie ihre Katechumenen sich verhielten, und was man vor Hoffnung von ihnen habe. Wenn sie fleißig lerneten: so setzte man sie endlich in die Zahl der Elektorum, das ist, man versprach ihnen, daß sie bei der nächsten Taufe sollten getauft werden. Diese Kompetenten hatten noch mehr Rechte als die übrigen Katechumenen; man lies sie auch dem Friedenskus beiwohnen. Zwanzig Tage vor der Taufe wurde ihnen das Symbolum und Vater Unser überliefert. Daraus konnten sie erst recht sehen, was sie als Christen bekennen mußten, was vor Glaubenslehren zur christlichen Religion gehörten, und worauf sie leben und sterben mußten. Dieses Symbolum mußten sie auswendig lernen, und bei der Taufe
auf:

aussagen, damit man sehen könnte, daß sie wahre Christen wären. In den zwanzig Tagen, die vor der Taufe hergingen, wurde noch das übrige vorgenommen. Sie wurden beschworen. Man setzte voraus, daß der böse Geist in ihnen wone; daher wurden sie von den Erorcisten beschworen, damit der böse Geist ausfahren möge. Es mußten diese Kompetenten gewisse Tage vor der Taufe fasten, und wurden durch besondere Gebete dazu vorbereitet. Wenn sie waren getauft worden, waren sie volle Christen.

Unter allen Katechumenen ward eine gewisse Zucht und Ordnung gebraucht. Wenn sie etwas begingen, daß ihnen nicht erlaubt war: so wurden sie zurück gesetzt; z. E. ein Kompetent ward ein Hörender. Allein es ward auch an der andern Seite der Unterricht abgekürzt. Diese Fälle waren unterschiedlich. Wenn ein Katechumenus in eine gefährliche Krankheit versiel: so ward er auf seinem Todtbette getauft, wenn er gleich erst ein Hörender war. Diese Taufe, die an denen Kranken in ihrem Bette verrichtet wurde, heißt die Taufe der Klinikorum. Wenn die Sorge war, daß eine Verfolgung entstehen werde: so taufte man alle und jede Katechumenen. Man sagte, es müste in diesem Fal die ordentliche Zeit nicht beobachtet werden; sie mußten getauft werden, damit sie dem einbrechenden Feinde begegnen könnten. Wenn ein Katechumenus ins Gefängnis geleyet war: so ward gleich ein Presbyter ins Gefängnis geschickt, der ihn taufen, und unter die vollen Christen aufnehmen mußte. Die Christen wußten insgemein durch Geld es zu erhalten, daß den Bischöfen oder Aeltesten erlaubt war, die Gefangene zu besuchen. Also war es so schwer nicht, einen Presbyter ins Gefängnis zu senden. Der sahe in diesem Fal auf das rühmliche Verhalten der Katechumenen;

nen; wenn er etwas rümlisches verrichtete, so ward er getauft. Wenn er also, zum Exempel, ein Bekennner war, und vor dem Gerichte der Heiden Christum unerschrocken bekannte: so ward er gleich getauft. Wenn ein Katechumenus, der reich war, seine Güter verkauft, und den Armen gab: so ward er ebenfalls getauft. Die Katechumenen aber, die ins Gefängnis gelegt worden, und ohne Taufe als Märtyrer gestorben waren, wurden doch vor Rechtgläubige gehalten. Wenn ein solcher Katechumenus um des Namens Christi willen hingerichtet ward: so sagte man, daß er durch sein Blut sei getauft worden. Das hieß die Bluttaufe, und dieses war nichts als der Märtyrertod. Sie glaubten, daß der Märtyrertod eben so grosse Kraft habe, als die Taufe. Das war das Verhalten der Christen gegen die Katechumenen.

§. 9.

Die zweite Art der halben Christen, die Poenitentes, waren diejenigen, die ihrer Sünden halben aus der Gemeinde waren geschlossen worden, und durch die Buße, welche ihnen die Kirchengesetze vorschrieben, den Eingang in die Gemeinde wiederum suchten. Diese wurden den Hörenden unter den Katechumenen gleich geschätzt, und durften meistens nur dem Lesen der Schrift und der Predigt beiwohnen. Von diesen Poenitentibus wil ich izo nicht handeln. Es wird von ihnen mehr vorkommen, bei der Kirchenregierung, im dritten Absaz § 8.

Bei den Energumenis oder Beseffenen, welche die dritte Gattung der halben Christen ausmachten, ging unter den alten Christen ein grosser Feler vor, der aus der irrigen Meinung der Morgenländer und der Juden von der Gewalt des bösen Geistes entstand.

stand. Es wurden alle diejenigen vor Besessene gehalten, die mit sonderbaren und außerordentlichen Krankheiten behaftet waren. Die Erkenntnis der Naturlehre, und die Arzneikunst war damals lange so groß nicht, als izo. Daher erklärte man viele außerordentliche Dinge aus der Gewalt des Teufels. Man glaubte daher, daß diese Krankheiten und Uebel nicht aus natürlichen Ursachen, sondern aus der Gewalt des Satans herstamten. Dieser Irrtum ist von den Juden zu den Christen gekommen. Daher darf man sich nicht über die Christen verwundern, daß sie den Fehler begangen. Es ist kein Fehler der Religion; sondern ein Irrtum, der von den Umständen der Zeit herkommt. Diese Meinung von der übermächtigen Macht und Gewalt des Teufels kam ursprünglich von den Chaldäern und Perfern. Es ist von diesen bekannt, daß, wenn sie Erscheinungen nicht erklären können, sie sich auf den Bösen, den Teufel, berufen. Wenn ein Mensch lasterhaft war, sagten sie, es käme vom Teufel. Wenn eine außerordentliche Krankheit entstand: so schrieben sie es dem Teufel zu. Kurz, sie hatten die bequemste Philosophie von der Welt. Diese Meinung der Chaldäer und Perfer breitete sich nach und nach in Asien und Afrika aus. Die Juden hatten lange in Chaldäa und Persien gewonet, und unterhielten noch die Freundschaft mit diesen Völkern. Sie hatten also diese Meinung von dort mitgebracht; und man kan zeigen, daß die Juden alle außerordentliche Krankheiten zur Zeit Jesu Christi dem Satan zuschrieben. Da die ersten Christen Juden waren: so ist kein Wunder, daß die Meinung von der Macht der Geister auch unter die ersten Christen gekommen. Man glaubte schon im zweiten Jahrhundert unter den Christen, daß alle Heiden und Ungläubige unter der

Gewalt

Gewalt des Satans sein. Man glaubte ferner, daß alle, die große Laster an sich hätten, ebenfalls vom Teufel regieret würden. Daher kommt der Exorcismus. Man setzte voraus, daß alles Unglück von dem bösen Geist herkomme, und jeder, der kein Christ wäre, den bösen Geist im Herzen trüge. Daher war es kein Wunder, daß man alle, die gerauft wurden, exorcisirte. Daher saget man noch: fahre aus du unreiner Geist, und gib Raum dem heiligen Geist. Das gründet sich ursprünglich auf den irrigen Satz. Wir haben das Principium beigelegt, und die Konklusion behalten.

Insonderheit wurden zu den Beseffenen alle die gerechnet, die schwere, außerordentliche Krankheiten hatten, weil man solche Krankheiten vor Werken des Satans hielt. Wenn ein Mensch in eine große Melancholie verfiel: so hieß er Evergumenus. Auch davon hat man Ueberbleibsel gehabt. Allein, nachdem die Arten der Melancholie bestimmt sind, ist diese Meinung abgelegt worden. Epileptici wurden unter die Beseffene gerechnet; den weil man die fallende Sucht aus natürlichen Ursachen nicht erklären konnte: so nahm man seine Zuflucht zum Satan. Die Katalapsis, und andere Krankheiten wurden auch vor Wirkungen des bösen Feindes angesehen; daher kam die Menge der Beseffenen. Es war keine Gemeinde der Christen, die nicht zehn bis dreißig Beseffene hatte. Diese Zahl wäre nicht da gewesen, wenn man wahrhaftig Beseffene von den andern hätte unterscheiden können.

Diese Personen nun, die man vor Beseffene hielt, wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen. Man hielt davor, daß die Personen, die mit schweren Krankheiten behaftet waren, eine geheime und verborgene Missethat

fethat begangen hätten. Zu dieser Meinung findet man in den Büchern des Neuen Testaments einen Grund. Man siehet aus 1 Kor. und 1 Timoth., daß die Apostel zuweilen gewisse ruchlose Sünder dem Satan übergeben haben. Der Blutschänder zu Korint ward vom Paulo dem Satan übergeben, daß er ihn züchtigen, und mit einer Krankheit angreifen solle. Der Apostel sagt, 1 Timoth. 1. daß er den Hymeneum und Alexander dem Satan übergeben habe, daß sie gezüchtigt würden nicht mehr zu lästern.

Ob man aber gleich die, die mit schweren Krankheiten geplagt wurden, als grobe Sünder betrachtete, und aus der Gemeine ausschloß: so ging man doch mit ihnen sehr vorsichtig und liebevoll um. Und ob man sie gleich nur als halbe Christen beleuchtete: so wurden sie doch unter die Büssende nicht gesetzt; sondern man setzte sie unter die Katechumenen. Man ging noch weiter; man hielt sie vor besser, als die erste Klasse der Katechumenen. Sie wurden so angesehen und gehalten, als wenn sie zur zweiten Klasse derselben, zu den Knienden, gehörten.

Diese Besessene wurden den Exorcisten übergeben. Von denen wird im folgenden beim Klero gehandelt werden. (im zweiten Absatz § 7.) Es waren Geistliche, die das Amt hatten, den bösen Geist in den Menschen zu beschwören, und durch Gebet den Satan zu nöthigen, aus ihnen zu weichen. Der Exorcist, dem solche Leute waren anvertrauet worden, stellte allerhand Uebungen unter ihnen an. Er betete alle Tage über sie, beschwor den Satan, und verrichtete sonst allerhand Dinge. Man kan leicht gedenken, daß alle diese Dinge wenig gefruchtet, da es nichts als Leute, die mit ungewöhnlichen Krankheiten behaftet waren, und
bei

bei denen man würde besser gethan haben, wenn man Aerzte zu Hülfe gezogen hätte. Allein so weit ging die Erkenntnis in der Naturlehre nicht.

§. 10.

Unter dem Volk oder unter den Laien, die Gläubige oder Fideles waren, waren wiederum gewisse Personen, die durch ihre Verdienste, und andere Ursachen von den übrigen Laien unterschieden, oder über die andern erhöht waren. Die ersten waren die Märtyrer. Auf dieselben folgten zweitens die Konfessores, oder die Bekenner. Die dritte Ordnung dieser über die andern erhöhten Laien machten die so genannte Uebende, oder die Asceten aus. Endlich folgten vierdens die Jungfern und Wittwen.

Ein Märtyrer war in der ersten Kirche eine Person, die um Christi und des Glaubens willen Pein und Qual des Leibes, und zuletzt den Tod wider ihren Willen erduldet, und dadurch ein ungemein grosses und starkes Zeugnis für ihren Glauben, für die Göttlichkeit und Wahrheit der christlichen Religion abgelegt hatte. Das Wort wider ihren Willen mus wol bemerkt werden. Unter den Christen fanden sich oft beherzte und verwegene Leute, die sich freiwillig bei der heidnischen Obrigkeit angaben, als Rasende für die Richterstühle gingen, wie Unsinnige, ihre Hinrichtung verlangten, und den Tod suchten, damit sie der Ehre der Märtyrer theilhaftig würden. Man sagte den Christen vor, daß die Märtyrer in der Ewigkeit eine viel grössere Herrlichkeit geniessen würden, als die andern. Durch diese Belohnung und grosse Ehre erwecket, suchten viele ehrbegierige Leute die Märtyrer Krone. Diese Leute brachten den Christen einen bösen Namen. Man sah die Christen vor unbesonnene Leute

Leute an. Man sagte: wenn die Christen flug wären: so würden sie sich nicht selbst freiwillig zum Tode angeben. Daher machten die ersten Christen schon im zweiten Jahrhunderte Gesetze, daß alle die, welche sich selbst angeben, und den Tod freiwillig suchen würden, für keine wahre Märtyrer solten gehalten, aller Rechte unwürdig erklärt und als Büßende oder Ausgeschlossene angesehen werden. Diese Gesetze halfen sehr viel; und nachdem selbige waren gegeben worden, fanden sich so viele Märtyrer nicht mehr. Selbst die heidnische Obrigkeit wies solche Unbesonnene ab. Es steht ein merkwürdig Exempel im Tertulliano. Er erzählt, daß eine große Menge bei dem Statthalter Ario Antonino sich angegeben, und gebeten, er solle sie tödten lassen. Der Statthalter, der ein vernünftiger und kluger Man war, gab ihnen diese Antwort; Ihr lieben Leute, wenn ihr Lust habt zum Tode: so habt ihr die See, worin ihr euch selbst tödten könnet; oder ihr könnt euch von den Felsen herunter stürzen; oder euch selbst aufheuten, wie plagt ihr mich?

Die wahren Märtyrer aber theilte man ein in unterschiedene Arten. Die erste und vornehmste Art waren die, die unter den Händen des Scharfrichters gestorben waren. Diese hießen eigentlich Heilige in der ersten Kirche, und sonst wußte man von keinen Heiligen, als von Märtyrern. Auf diese erste Art der Märtyrer folgten die, die im Gefängnis gestorben waren, ohne in den Händen des Scharfrichters zu sterben. Die Christen lagen oft lange im Gefängnis, und weil diese sehr hart waren, starben viele darin; die so gestorben waren, hießen auch Märtyrer. Diese hatten aber ein so großes Ansehen nicht als die ersten. Sie bekamen keinen Ge-

dächt:

dächtnistag zu Ehren; man feierte ihre Geburtstage nicht; und man sah sie nicht als Fürbitter an. Die dritte Art der Märtyrer waren die, die auf der Flucht oder im Elende gestorben waren. Wenn eine Verfolgung anging; so flohen die Christen davon, und das war erlaubt. Die ersten Christen riethen selbst den Neubeferten, und denen, die noch schwach waren, bei dem Ausbruch einer Verfolgung zu fliehen. Sie baten sogar dieerigen darum, die der Gemeinde am unentbehrlichsten waren. Selbst Bischöfe und Lehrer nahmen gemeiniglich mit Bewilligung und auf Verlangen ihrer Gemeinen die Flucht, weil sie von den Tyrannen vornemlich aufgesucht wurden, um hingerichtet zu werden. Es geschah aber oft, daß sie auf der Flucht mit Tode abgingen. Wenn das geschehen war, hießen sie ebenfalls Märtyrer, aber sie wurden so nicht geehret. Oft wurden viele Christen verbannt. Die Statthalter, die öfters keine blutgierige Leute waren, vollzogen die Gesetze nicht so strenge, als die Gesetze der Kaiser waren. Die im Exilio starben, wurden Märtyrer genant; allein es waren die niedrigsten. Endlich hießen auch diejenigen Märtyrer, die am Leben geblieben, aber Pein und Qual ausgestanden hatten. Das geschah sehr oft; es ward aber noch ein Wort hinzu gesetzt. Ein solcher hieß ein Märtyr designatus. Diese hießen auch zuweilen Confessores, und hatten unter selbigen die erste Stelle. Da diese unter die Märtyrer gerechnet wurden: so geschah es oft, daß in einer Gemeinde viele Märtyrer waren. Sie hatten, wenn die Verfolgung aufhörte, die Freiheit, sich wieder sehen zu lassen.

Alle aber, die den Namen der Märtyrer fñhreten, hatten ungemein groÙe Rechte, und waren durch viele

Vorzüge von den übrigen Gläubigen unterschieden. Das erste Recht der Märtyrer war, daß sie gleich unter die Gläubige aufgenommen wurden; wenn sie gleich sonst nur Katechumenen, Büßende oder Besessene waren. Aus einem halben Christen ward gleich ein voller Christ, so bald die Obrigkeit ihn eingezogen, und ins Gefängnis legen lassen. Wenn er auch im Gefängnis starb: so ward er doch vor einen Märtyrer, und starb er ohne Taufe, doch vor einen Getauften gehalten. Auf dieses erste Recht folgte noch ein ander Recht. So bald einer nur ins Gefängnis gelehrt worden: so wurden gleich einige Geistliche abgesandt, die bei ihm bis an den Tod bleiben mußten. Dis ward durch Geld erhalten. Es wurden insgemein ein oder zwei Aelteste ins Gefängnis an ihn abgeordnet. Diesen Aeltesten wurde gemeiniglich ein Paar Diaconi zugesellet, welche vor die Verpflegung des Gefangenen Sorge trugen. Die Aeltesten wechselten ab. Es wurden stat der, die eine Zeitlang da waren, andere gesendet. Allein die Diaconi blieben beständig bei ihm. Die Aeltesten und die Diaconi gingen mit ihm um als mit einem Menschen, der ein lebendiger Tempel des heiligen Geistes wäre. Das war die gemeine Meinung aller Christen, daß der Geist Gottes auf eine besondere Weise in den Märtyrern wone. Was er sprach, und warum er bat, ward vor ein Ausspruch Gottes gehalten. Daher begegneten sie einem solchen Märtyrer mit ganz außerordentlicher Ehrerbietigkeit. Denen Aeltesten ward ein Notarius zugeordnet. Ein Notarius hies ein Gefängnis-Schreiber, der durch Noten und groffe Zeichen schrieb. Solche Notarii unterhielten die Christen, und sie wurden von ihnen in die Gefängnisse gesendet, damit sie alles das, was der Märtyrer in seinem Gefängnis

fängnis that, verrichtete, und von sich hören lies, zu Papier bringen mögten. Das, was diese Notarii aufgezeichnet hatten, ward dem Bischof übergeben, und ins Archiv gelegt, und wenn der Geburts- und Gedächtnistag kam, ward es der Gemeinde vorgelesen. Alles, was der Märtyrer in seinem Gefängnis begehrete, wurde ihm ohne Einrede verwilliget. Wenn er also in gewissen Dingen, die das Kirchenwesen betrafen, Ordnungen machte: so ward es beobachtet. Wenn es ihm einfiel, daß bei dem Gottesdienst, diese oder jene Ordnung sollte gemacht werden: so ward es so gleich von dem Bischof erfüllet. Man meinete, es sei ein göttlicher Ausspruch. Insonderheit hatten die Märtyrer ein eigenes Recht, das zu grossen Unruhen im zweiten und dritten Jahrhundert Anlaß gab. Sie hatten das Recht der libellorum pacis, oder das Recht, diejenigen, die aus der Gemeinde gestossen waren, durch einen Brief wiederum in die Gemeinde aufzunehmen. Ein libellus pacis war also eine solche Schrift, worin der Märtyrer sich erklärte, daß er den, dem er sie ertheilte, vor einen Bruder erkenne, und verlange, daß ihn die Gemeinde auch davor erkennen mögte. Der Schein lautete also: Ich erkenne den und ienen vor meinen Bruder in Christo, daher wil ich, daß die Gemeinde ihn aufnehme. Solche Schriften wurden denen Büßenden, die aus der Gemeinde gestossen worden, und eine sehr lange Kirchenbusse aussitzen mußten, gegeben. Diese Briefe gaben die Märtyrer so oft, als sie gebeten wurden, und wenn ein Büßender einen solchen Brief hatte, mußte ihm wenigstens die Kirchenbusse abgekürzet werden. Damit aber die Märtyrer es nicht misbrauchen mögten: so gaben die Ältesten Achtung, daß sie solche nicht ohne Unterscheid hingaben. Es waren oft unter den Büßenden ruchlose

und leichtsinnige Leute. Wenn sie diesen libellos pacis gegeben hätten: so hätten sie allerhand Unfug gestiftet. Allein über diese Freibriefe entstanden doch öfters sehr viele Unruhen und Streit, sonderlich im dritten Jahrhundert in Afrika. Unter dem Kaiser Decio und Valentiniano waren sehr viele abgefallen, diese fürchteten sich vor einer langen und strengen Kirchenbusse. Sie meldeten sich also bei den vielen Märtyrern: diese gaben ohne Unterscheid libellos pacis, und, die sie hatten, verlangten, daß sie sofort ohne alle Bussse solten aufgenommen werden; allein, die Bischöfe hielten es vor bedenklich. Sie glaubten zwar, daß man den Märtyrern acherchen müsse, aber doch nicht ohne alle Bussse. Daher entstand ein grosser Lärm in der afrikanischen Gemeine. Die Befenner traten auf die Seite der Märtyrer. Die Bischöfe sperreten sich ungleich, und wolten sie nicht ohne Bussse annehmen. Der Streit währte lange. Endlich ward ein Temperament getroffen, daß der, der einen Freibrief hatte, zwar mit der grossen Kirchenbusse nicht solle belegt werden, aber doch einige Bussse ausstehen.

Wenn ein Märtyrer seines Glaubens halber zum Tode geführt ward, begleiteten ihn die Ältesten und Diaconi bis zum Richtplatz. Die Notarii gingen auch mit, und schrieben auf, was er sagte. Man bemühet sich darauf, seinen Leib zu bekommen. Allezeit konte es nicht geschehen, die Heiden vorenthielten denen Christen oft die Gebeine. In einigen Orten wurden die Leiber der Märtyrer verbrannt, und die Asche in die Flüsse zerstreuet, damit sie die Christen nicht verehren mögten. Oft mußten sie mit den Kleidern und Büchern, oder einigen Gebeinen zufrieden sein. Allein meistens mußten sie durch Geld und gute Worte sich der Leiber derselben zu bemächtigen. Es ward den

Ge

Gerichtsbedienten und Obrigkeiten so viel Geld gegeben, daß sie die Leiber auslieferten. Das, was sie von den hingerichteten Märtyrern erlangt hatten, ward sorgfältig aufgehoben, und an dem Geburtstage gewiesen. Alles dieses ging anfangs ohne Aberglauben vor. Es glaubte niemand, daß in den Reliquien eine Kraft Wunder zu thun stecke, und man zeigte sie nur zu gewissen Zeiten als Zeichen der Standhaftigkeit der Märtyrer, um das Volk zur Nachfolge zu ermuntern. Aber nach und nach gesellte sich der Aberglaube dazu. Man glaubte erst im zweiten Jahrhundert, daß darin eine übernatürliche Kraft sei, daß Gott ihnen das Vermögen mitgeteilt habe, die Krankheiten zu vertreiben, u. d. g. Daher fing man an Reliquien zu sammeln, und bei sich zu tragen. Der Aberglaube stieg immer höher, und man sieht ihn noch in der römischen Kirche. Sie hat diesen Reliquiendienst nicht nur beibehalten; sondern noch vieles dazu gesetzt. In den ältesten Zeiten, erwies man ihnen eine gewisse Ehrerbietung, aber keinen göttlichen Dienst; allmählig aber ist daraus der Aberglaube, und aus diesem die Abgötterei entstanden.

Wenn die Christen des ganzen Leibes oder einige Gebeine eines Märtyrers habhaft wurden, begruben sie ihn an einen Ort, wo sie zusammen kommen konnten. Es wurde ihm ein gewisser Gedächtnistag alljährlich gefeiert; das nennete man seinen Geburtstag. Es ward darunter nicht der eigentliche Geburtstag des Märtyrers, sondern sein Opferungs- und Hinrichtungs- tag, da er Märtyrer geworden, gemeinet. Die alten Christen sagten: die natürliche Geburt sei mehr ein Eintritt in den Tod, als das Leben. Die Menschen würden zur Sünde geboren, aber durch den Tod würden die Christen erst zum wahren Leben geboren. Sie

würden aus diesen kummervollen Leben in das ewige und himmlische versetzt. Daher müßte der Tag des Todes eher ein Geburtstag heißen, als der rechte Geburtstag. Von dieser Feier sind die Fest- und Feiertage gekommen.

Auf den Gräbern der Märtyrer oder der Märtyrinnen wurde von der Gemeinde gebetet, daß sie sich der Gemeinde bei Gott annehmen, und ihre Vorbitter und Fürsprecher sein mögten. Daher kommt die Annufung der Heiligen, die man noch in der römisch-katholischen Kirche sieht. Man glaubte in den ältesten und ersten Zeiten, daß die Seelen der verstorbenen Christen nicht so gleich zum Anschauen Gottes gelassen; sondern daß sie erst an einem gewissen Ort aufbehalten würden, bis sie von ihren Unvollkommenheiten frei, und geschickt geworden wären, an den Ort der Seligen zu gelangen. Kein Unreiner, sagte man, ist geschickt, vor die Augen des reinen Gottes zu kommen. Da nun jede Seele Unreinigkeit mitnimmt: so muß sie erst gereinigt werden. Daraus ist hernach das Fegefeuer entstanden. Viele glaubten gar, daß die Seelen der Frommen bis zum jüngsten Tag in einem mittlern Zustand verwaret würden. Allein von dieser Meinung waren die Märtyrer ausgenommen. Man glaubte, daß selbige durch ihr Blut und Leiden so wären gereinigt worden, daß sie so fort zum Anschauen Gottes gelassen, und wegen ihrer Verdienste gleich zum Genuss der Freude gebracht wurden. Und so sahe man sie als Leute an, die schon der Freude und Seligkeit genossen. Man betrachtete sie sogar als Mitregierer Gottes, die in der Wohnung der Seligen Anteil an der Regierung der Welt und der Kirche hätten. Hierzu kam noch eine andere Meinung. Die ersten Christen glaubten, daß der Himmel kein verschlossenes Land wäre; son-

fordern daß die Seelen von dem Himmel auf die Erde führen, und nach dem Himmel wieder zurück nach Gefallen keren könnten. Endlich glaubten sie, daß die Seelen der Märtyrer sich oft in der Gemeinde aufhielten, deren Mitglieder sie gewesen, und in der Versammlung erschienen. Insbesondere meinten sie, daß selbige eine besondere Liebe zu ihren Körpern behielten, die sie getragen; daher sich auch nirgends lieber einfanden, als bei ihren Gräbern. Aus allen diesen sieht man, woraus die Aufrufung der Heiligen entstanden. Alle diese Meinungen sind jetzt abgeschafft, selbst die römische Kirche hat sie weggeworfen, und doch haben sie die Anbetung der Heiligen beibehalten. Da die ersten Christen die vorhergehende vier Meinungen hatten: so glaubten sie, daß sie nicht sündigten, wenn sie die Seele eines Heiligen, die bei dem Grabe sich aufhielte, anriefen, daß, wenn sie zurückkerete, sie sich der Gemeinde bei Gott annehmen mögte. Wenn man dieses merket, und die Meinung damit verknüpset: so ist der Fehler der ersten Christen so gros nicht.

§ III.

Die Konfessores oder Bekenner, die Christum vor einem heidnischen Gerichte unerschrocken bekant hatten, hatten in allen Gemeinen ebenfalls grosse Freiheiten und Rechte, und wurden als halbe Märtyrer angesehen. Sie wurden erstlich auf Kosten der Gemeinde unterhalten und versorget. Die Gemeinde glaubte, daß sie schuldig und verbunden wäre, einem solchen Mann sein Brod und Unterhalt zu reichen, wenn er gleich sein Brod selbst erwerben konnte. Wenn also viele Bekenner in einer Gemeinde waren: so waren sie der Gemeinde eine grosse last. Allein es waren auch unter den Bekennern fromme und gottes-
lige

lige Leute, die eben so arbeiteten, wie vorhero. Diese waren eben der Gemeinde nicht beschwerlich. Es ward zweitens ein Märtyrer vor einen lebendigen Tempel des heiligen Geistes gehalten. Man meinte, so lange er keine grobe Sünde beginge, bliebe der Geist Gottes bei ihm. Daher kommt es, das die Christen diese Bekenner in allen wichtigen Dingen fragten. Wann z. E., einer heiraten, etwas kaufen, seine Kinder einer gewissen Lebensart widmen wollte: so wurden ordentlich die Bekenner gefragt. Diese wurden von denen Christen von Zeit zu Zeit besucht, und es war eine Pflicht der Christen, sie zu besuchen. Es ward bei ihnen auf alles genau acht gegeben, und aufgezeichnet. Ein solcher Bekenner ward von dem, der ihn begegnete, auf eine ganz ehrerbietige Weise, und viel demüthiger als sonst gegrüßt. Man bat sich ihre Vorurtheile aus, und küßte die Glieder ihres Leibes, die bei dem Bekenntnis waren verletzt worden. Sie hatten drittens das Recht zu den geistlichen Bedienungungen, die erlediget wurden. Wann ein Diaconatplatz erlediget wurde, hatten sie das nächste Recht. Wann ein Bischof oder Aeltester abging, wurden sie gewählt, und selten war es, daß man selbige überging. Dieses Recht misbrauchten zuweilen die Bekenner, oder es gereichte oft zum Schaden der Gemeinde. Sie waren oft keine Leute, die geschickt waren, einen so gefährlichen Platz, als das Bischofstum war, zu bekleiden. Allein das half alles nichts; sie hatten ein erworbenes Recht dazu. Sie waren viertens die Seele der Gemeinde; sie regieren die ganze Gemeinde. Wann eine Versammlung gehalten ward: so waren sie die ersten, die ihre Stimme gaben. Sie hatten einen ehrwürdigen Platz in der Versammlung. Und was von ihnen beliebt und für gut und nützlich gehalten ward, das

das ward insgemein von der ganzen Gemeinde ge-
billiget.

Wann daher diese Bekenner unruhige, eigennüt-
zige und ehrbegierige Leute waren, und solche waren
unter ihnen viele: so waren sie die Plage der Bischöfe
und der Geistlichkeit. Man siehet aus der alten Kir-
chengeschichte, daß die Bekenner oft verdriesliche Un-
ruhen erregt, und sich den besten Absichten und Ver-
ordnungen der Bischöfe hartnäckig widersezt haben.
Die Bischöfe mogten noch so viel predigen, so half
alles nichts. Hatte ein Bischof die Bekenner wider
sich, konnte er fast nichts ausrichten. Daher mußte er
alle Mühe anwenden, um sie zu Freunden zu behalten.
Kurz, die Bekenner waren die Sele der Gemeinde,
und die Geißel der Bischöfe.

§ 12.

Die Asceten sind fast so alt als das Christentum.
Man versteht unter diesem Worte Leute, die einen
strengern Wandel als die übrigen Christen führten, und
von demjenigen Dingen sich enthielten, die den ordent-
lichen Christen zugelassen und erlaubt waren, auch
sonst allerhand Uebungen auf sich nahmen, die den
übrigen nicht geboten waren. Sie heirateten nicht.
Sie enthielten sich aller weltlichen Geschäfte und Hand-
tierungen. Sie nahmen kein Ehrenamt an, mischten
sich in keine weltliche Dinge; sondern brachten ihre
Lebensart in einer besondern Absonderung zu. Sie
tranken keinen Wein, und enthielten sich des Fleisches
und der starken Speisen. Sie redeten weniger als
andere Christen. An der andern Seite nahmen sie
viele Dinge über sich, woran die Uebrigen nicht ver-
bunden waren. Sie beteten öfterer als die Uebrigen.
Sie fasteten mehr; und ordentlich legten sie sich auf
die

die Arbeit weit stärker. Sie baueten den Acker, u. dgl. Was sie verdienten gaben sie meistens den Armen.

Solcher Leute hat man von Anfang des Christenthums gehabt. In diesen Zeiten war damit keine Meinung des Verdienstes, oder einer grossen Belohnung verbunden. Sie meinten nur, daß ihre Lebensart ihnen darzu dienete, die Pflichten des Christenthums desto besser ausüben zu können. Wenn die Sache so angesehen wird, ist nichts darin, das als eine Sünde kan betrachtet werden. Ob sie sich gleich von allen Geschäften und Aemtern absonderten: so schieden sie sich doch nicht von der Gesellschaft der Menschen. An eine Einsamkeit derselben ist bis ins dritte Jahrhundert nicht gedacht worden. Sie fanden sich in allen Versammlungen der Christen ein. Diese Asceten aber konnten geteilt werden in die Vollkommene und Unvollkommene. Vollkommene waren die, die alles das thaten, was ich gemeldet habe. Allein man hatte auch Unvollkommene, die nur gewisse Stücke beobachteten. Die, z. E., nur der Ehe entsagten, und sich sonst verhielten, wie die übrige Christen. Man hatte Asceten, die des Weins und Fleisches sich enthielten, aber doch heirateten.

Im Anfange waren die Asceten nichts mehr als die übrige Christen. Allein im zweiten Jahrhundert sieht man ganz deutlich, daß sie sich allmählig mehr, als die übrigen Christen herausgenommen, und ihnen gewisse Vorzüge sind eingeräumt worden. Im zweiten Jahrhundert fingen die Christen an, ihren Gottesdienst, Einrichtung der Kirche, und andere Dinge nach dem Muster der Kirche der Heiden einzurichten. Diese Nachahmung erstreckte sich auch auf die Asceten. Man verglich sie mit den Weltweisen der Heiden.

Die

Die Philosophen waren in den damaligen Zeiten nicht so unter die übrigen Leute vermengt, wie 130. Sie machten eine eigene Ordnung von Menschen aus, die von den übrigen Leuten ganz und gar verschieden waren, und durch ihre Kleidung und Lebensart sich unterschieden. Ein Philosoph trug eine besondere Kleidung, einen philosophischen Mantel, einen Stab, einen Sak an der Seite, und lies den Bart wachsen. Er mengte sich in keine Weltthätigkeit, heiratete nicht, und enthielt sich vom Fleisch, Wein &c. Er hatte besondere Vorzüge und Rechte in der Gesellschaft. Die Heiden warfen den Christen vor, daß sie keine Philosophen hätten. Die Christen antworteten ja, sie hätten welche, die Asceten wären die Philosophen. Sie kleideten sich auch so, nahmen den Mantel, hatten einen grossen Stok in der Hand, und einen Sak an der Seite &c. Da sie Philosophen geworden, verlangten sie auch die Ehre der Philosophen, und man verwilligte sie ihnen. Also wurden sie ganz andere Leute, als sie vorher waren; und besaßen einen ziemlichen Hochmut. Indes waren ihre Rechte so gros und hoch nicht. Sie hatten ein Ansehen, aber keine besondere Rechte. In der Versammlung hatten sie einen besondern Platz. Und wenn die Stelle eines Presbyters und Diaconi sollte besetzt werden: so sahe man vornemlich auf die Asceten, und meinte, daß man keine tüchtigere und geschicktere Leute, wenn keine Befenner da wären, wählen könnte. Diese Weise ist beibehalten worden, da die Asceten schon aus der Welt gegangen waren; man hat lieber einen Mönch als einen andern gewählt.

Zu den Asceten gehören die Jungfern und Witwen. Sie sind die Ascetinnen der ersten Christen. Sie beobachteten nicht alle die Dinge, die die Asceten
be-

beobachteten. Man meinte, sie wären vor das weiblische Geschlecht zu schwer. Also verlangte man nicht, daß sie so viel reden, fasten, und der Gesellschaft der Menschen sich entschlagen sollten. Allein es war doch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen und den Aesceten, und sie waren auch durch ihre Sitten und Lebensarten von den Christen unterschieden. Die Jungfern und Witwen (worunter junge Witwen verstanden wurden,) der alten Kirchen sind Personen, die öffentlich beschloffen, nicht zu heiraten, und der Tugend sich mehr als andere zu befeiffigen. Diese Jungfern und Witwen haben ihren Ursprung aus 1 Kor. 7. Die da freiet, sagt Paulus, die sorgt, daß sie dem Manne gefalle, die nicht heiratet, sorgt, daß sie Gott gefalle. Man meinte also, daß die, welche nicht heirateten, Gott mehr gefielen, als die übrigen Christen. Wann nun eine Person dieses Schlusses war, ward sie der Gemeine vorgestellt. Der Bischof betete über sie, legte über sie die Hände, und segnete sie zu ihrem Stande ein. Es ward ihr darauf ein besonderer Platz in der Versammlung angewiesen. Das war wol das größte und vornehmste Recht. Sonst hatten diese Personen noch allerhand kleine Rechte. Man stand ihnen mehr bei, und ehrte sie mehr. Diese Zusage, daß sie im ledigen Stande bleiben wollten, war kein Gelübde; denn sie hatten die Macht wieder zurück zu treten, und einen andern Stand zu wählen. Man sahe es zwar nicht gerne, daß sie ihren Vorsatz änderten; allein man lies es doch geschehen. Es sind hievon viele Exempel, welche zeigen, daß diese Zusage kein Gelübde; sondern eine bedingte Verheißung gewesen. Allein nach und nach wurden daraus Gelübde. Schon im dritten Jahrhundert, war man übel darauf zu sprechen, wenn eine solche ledige Per-

son

son sich verheiratete. Und endlich kam es dahin, daß es gar nicht mehr erlaubt wurde.

§ 13.

Ohngefehr nach der Mitte des dritten Jahrhunderts entstand in Egypten die Mönchs-Lebensart. Sie kam von den Asceten und nahm immer zu. Im dritten Jahrhundert entstanden sehr heftige Verfolgungen, in selbigen begaben sich einige Asceten, damit sie selbiger entgehen, und ihren Uebungen desto ungehinderter obliegen mögten, in die egyptische Wüsten. Ihnen folgten andere nach. Diese lebensart ward mit der Zeit so ehrwürdig, daß die egyptische Wüsten vol von solchen abgesonderten Asceten waren. Sie bekamen in kurzer Zeit eine Meinung der Heiligkeit. Da sie in die Wüsten und Einöden gegangen waren, und sich von der menschlichen Gesellschaft abgesondert hatten, hießen sie theils Nonni, theils Monachi. Nonne oder Nonna ist ein egyptisches Wort. Man weis eigentlich nicht, was es in der egyptischen Sprache bedeute; aber so viel weis man, das man ehrwürdige Männer, die sich der Welt entzogen Nonnos, und die, die weiblichen Geschlechts waren, Nonnas genannt hat. Die Griechen nennen sie Monachos, das ist die Einsamen, die sich in die Einsamkeit begeben, um Gott ungehinderter zu dienen. Aus Egypten ging diese lebensart nach Syrien. Sie bekam in kurzer Zeit einen grossen Ruhm; daher fingen die Asceten auch in Syrien an, in die Einsamkeit zu gehen. So blieb diese lebensart eine ziemliche Zeit in Egypten und Syrien. Sie ging aber endlich weiter nach Europa. In unsern Abendländern kam diese lebensart der Asceten oder Mönche etwas später. Vor dem vierten Jahrhundert sieht man keine Mönche. Nach und nach ka-

men

men auch einige nach Spanien und Frankreich. Endlich ist die Sache immer weiter gegangen, bis die ganze Welt mit solchen Mönchen überschwemmet worden.

Unterschiedliche Arten und Gattungen der Orden sind in den ersten Zeiten nicht gewesen. Die ersten Christen hatten nicht solche Orden wie die heutigen. Die Mönchsorden sind erst nach dem sechsten Jahrhundert entstanden. Nachdem der heilige Benediktus eine Regel eingeführt; sind aus selbiger allerhand Orden erwachsen. Einige haben diese Regel schärfer, andere gelinder beobachtet. Allein in den ersten Zeiten war nur ein Orden. Alle waren Mäceten, und setzten nur ihre alte Lebensart fort. In des waren sie unterschieden nicht in wesentlichen; sondern allerhand zufälligen Dingen. Einige von ihnen lebten ganz allein vor sich und ausser der Gesellschaft von andern; das sind die Einsiedler oder Eremiten. Diese Eremiten aber theilten sich wieder in zwei Theile, in Anagoreten und Eremiten. Anagoreten hießen die, die ganz allein an einem ganz entfernten Orte zu leben pflegten, und ein trauriges, hartes und beschwerliches Leben führten. Allein es waren andere, die zwar auch einsam, aber doch in Gesellschaft lebten. Es pflegten neun bis zwölf Eremiten ihre Hütten zusammen zu bauen. Sechs Tage lebten sie allein, am siebenden, oder Sontage, kamen sie, wie die Therapeuten der Juden zusammen, hielten einen Gottesdienst, und hatten eine Gemeinschaft. Die Eremiten können also in die ganz strenge und in die gemässigte getheilt werden. Die Strengen lebten ganz allein. Die andern lebten zwar auf gewisse Weise in der Gesellschaft anderer Brüder; aber sie kamen nicht zusammen, als an einem Tage der Woche. Daraus sind hernach die Klostler oder Klostner entstanden. Ein Klostner hies ein Mäcet,

Ascet, der sich entschlossen, an einem einsamen Orte in einer verschlossenen Kammer sein Leben zuzubringen. Er entschlos sich erstlich, sein Vorhaben seinen Geistlichen und Vorstehern zu entdecken, und ward hernach geprüft, ob er auch dazu geschikt sei. Wann befunden ward, daß er stark genug sei: so ward er ordentlich an einem gewissen Orte und Zelle verschlossen. Darin lebte er von Anfang seiner Einschließung bis an sein Ende. Das, was er bat, ward ihm alle Tage von dem Vorsteher gereicht, und er hatte die Freiheit, mit anderen vor dem Fenster zu reden. Solche Reflusi sind auch bey allen morgenländischen Klöstern. Wann einer eine zeitlang als Mönch gelebt, ward ihm erlaubt, ein Reflusus zu werden. Diese Leute wurden für sehr heilig gehalten, und in den hiesigen Ländern haben sie vor dem sehr grosse Rechte gehabt. Unter den europäischen Heiligen ist fast ein Drittel, das daraus besteht. Die heilige Dorothea, die Schutzheilige von Preussen, ist eine Klostnerin gewesen. Die Anagoreten konten von einem Ort zum andern gehen; allein ein Klostner war beständig eingesperrt, und mußte an einem Orte sein Leben zubringen. Das ist die erste und strengste Art der Mönche. Von diesen Mönchen sind zweitens die, welche ein gemeinschaftlich leben fñreten, unterschieden, die hießen Cenobiten. Eine gewisse Anzahl schlos eine Gesellschaft, und lebten mit einander. Sie legten alles, was sie erwarben, in eine gemeinschaftliche Kasse, und nàreten sich davon. Sie theilten ihre Zeit ein in Andacht und Arbeit. Sie hatten die strenge und beschwerliche Sittenlehre des Ammonii von der Seele; die Seelen leben im Körper wie im Zuchthause, weil sie gegen Gott etwas verbrochen. Wer wieder heraus wil, der mus seine Seele reinigen, das ist, die Sünde tödten, seine Gedanken mit götlichen Dingen beschàftigen, seinen

Leib so viel martern, als er immer kan. Wer das thut, der kan versichert sein, daß, wenn sein Leib stirbt, seine Seele gleich zu Gott auffaren werde. Wer das verläumt, der mus noch nach seinem Leben eine Reinigung in einem recht subtilen aetherischen Feuer ausstehen. Die Absicht also ihrer Lebensart war diese, ihre Seelen in diesem Leben so zu reinigen, daß sie nach ihrem Leben keine neue Reinigung ausstehen dürften. Daher züchteten sie ihren Leib, fasteten oft, geißelten, fasteten sich. Von diesen Cönobiten sind endlich die Klöster entstanden. In dem ersten Zeiten hatten sie schlechte Hütten. Sie assen und schliefen mit einander, und hatt einenen Aufseher, der sie regierte, und den sie sich selbst wälten. Das war insgemein ein alter Mann, den sie in der syrischen Sprache Abba, das ist Vater nannten. Daher komt der Name Abt. Er ward von allen, die in der Gesellschaft lebten, sehr geehrt. Der Mann fastete eine Regel ab, wornach sich seine Brüder richten sollten. Jede Gesellschaft von Asceten machte sich Regeln. Güter hatten sie nicht. Die Güter sind erst im fünften Jahrhundert aufgekomen. Von diesen beiden Arten der Mönche, ist eine dritte Art entstanden, die hießen Sarabaiten. Was dieses Wort bedeute, weiß man nicht, man kan sich aber doch einen Begriff von ihnen machen. Es waren Mönche, die gleichsam das Mittel zwischen den Eremiten und Cönobiten hielten. Sie lebten nicht ganz abgesondert, aber doch nicht in einer Gesellschaft, und unter der Aufsicht eines Abba. Es waren Mönche, deren zwei oder drei sich hie und da zusammen thaten, und ohne Regel lebten. Sie waren eben nicht allemal in den Einöden, sondern auch in den Städten, und kamen hervor, wann es ihnen gefiel. Endlich theilte man diese laufende Mönche, und diejenigen wurden *Unro-*
vagi

vägi genennet, die eben so lebten als die Asceten, aber dabei bald in größern, bald in kleinern Gesellschaften von einem Orte zum andern gingen und bettelten. Sie blieben an keinem Orte über drei oder vier Tage, weil sie darin ihre Busübungen setzten, daß sie keine bleibende Stäte hätten. Es waren insgemein lose Bögel und Betrüger, die viel Unordnungen und Straßenräubereien begingen. Sie waren auch ordentliche Reliquienkrämer, liefen auf die Dörfer, hatten einen Beutel mit Knochen, und verkauften sie den Bauren. Andere von diesen Mönchen gaben vor, und bildeten den Bauren ein, daß sie die bösen Geister und den Teufel vertreiben, und daß sie wissen könnten, ob selbige in den Häusern wären, oder nicht, und sie vermögend wären heraus zu iagen. Die Bischöfe machten Gesetze gegen sie; allein es wäre lange, ehe man sie ausgerotten konnte. Nach dem siebenden Jahrhundert sieht man von ihnen in den Morgenländern keine Spur mehr. Aber im neunten und zehnten Jahrhundert waren noch viele von ihnen in Europa. Die Eremiten und Eöncbiten sind noch, so wol in den Morgen- als Abendländern, übriq. Der Berg Libanon steckt vol von Eremiten und Klöstern, imgleichen der Berg Athos in Macedonien.

Die alten Mönche blieben viele hundert Jahre nach einander ein Teil des Volks oder der Gläubigen. Im fünften, sechsten und noch im siebenden Jahrhundert waren sie noch keine Geistliche. Allein sie erlangten doch nach und nach ein größeres Ansehen. Durch ihren stillen Wandel waren sie ehrwürdig und beliebt, und da das war, war es ihnen sehr leicht, unter der Geistlichkeit aufgenommen zu werden. Als die Mönche Güter bekamen, und reich waren, begehrten sie noch mehr, zur Geistlichkeit erhoben zu werden. Im

siebenden Jahrhunderte sind sie erst zu den Zeiten des heiligen Benedikti zu Geistliche geworden, mußten eine gewisse Steuer einlegen, und die römischen Bischöfe haben dadurch ihren grossen Reichthum bekommen. Die ersten Mönche legten ferner keine Gelübde ab, daß sie bei der Lebensart, die sie erwählten, beständig bleiben wolten. Diese sind zuerst zu den Zeiten Benedikti in Europa aufgekomen. In den alten Zeiten versprach zwar der, der ein Cönobit war, seinem Vorgesetzten, daß er dabei bleiben wolte; aber von den Gelübden der Keuschheit und Armut wußte man nichts. So, wie ein Aescet, der nicht Lust hatte ein Aescet zu bleiben, wiederum ein anderer Christ werden konnte; so war es mit diesen Mönchen beschaffen. Darin sind also die heutigen Mönche ungemein weit von den alten unterschieden. Wer izt ein Mönch wird, mus ein Mönch bleiben, wo er nicht vom Pabst Dispensation erhält; und izt werden die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt. Die alten und ersten Mönche waren auch so nicht eingeschlossen, als die neuern Mönche; sondern konten freie Herren heissen. Izo hat, sonderlich in den Klöstern, die reformatirt sind, die Klausur stat. Aber, was am meisten zu merken; die alten Mönche hatten keine Güter, und die Eremiten und Cönobiten arbeiteten mit ihren Händen. Es bettelten die alten Mönche nicht, sondern sie lebten unter der Aufsicht ihres Vorgesetzten, in einer strengen Zucht, und ihr ganzes Leben war in Beten und Arbeiten eingetheilt. Es waren gewisse Stunden zum Gebet ausgesetzt, in denen sie zusammen kamen, und den Gottesdienst abwarreten. Die übrige Zeit ward zur Arbeit angewandt, und sie mußten ihr Brod verdienen. So bleibt es noch in den morgenländischen Klöstern; die wissen von dem izigen

be:

bequemlichen Mönchsleben nichts, und müssen in den umliegenden Gegenden kümmerlich ihr Brod suchen. Die, welche in solchen Gegenden wohnen, wo der Acker far gebauet werden, müssen den Acker bauen. Es ward in den ersten Zeiten kein Mönch aufgenommen, der nicht arbeiten konnte, damit sein Fleis der ganzen Versammlung zu statten käme. Dis hat aufgehöret, nachdem die Mönche reich geworden. Nachdem man gemeinet hat, daß ihr Gebet grossen Nutzen habe, und sie die rechten Arme wären, haben sie Güter bekommen. Und nachdem sie diese bekommen, haben sie ein sehr bequomes Leben eingeführt.

Endlich ist noch zu merken, daß alle Mönche Asketen waren, das ist, sie enthielten sich vom Wein, Fleisch, und narhaften Speisen. Sie lebten von Wurzeln, Hülsen und andern unnarhaften Früchten, tranken Wasser, und enthielten sich aller Bequemlichkeiten, die die andern Menschen genossen. Alle nachherige Stifter der Mönchsorden haben anfänglich eben solche Ordnung eingeführt; allein es ist nicht das bei geblieben, die iezigen Mönche in den Abendländern sind von den Regeln ihrer Stifter grösstentheils abgewichen. In den morgenländischen Gegenden sind die Mönche lange nicht so verdorben worden. Die Mönche in Syrien und Egypten, oder in Asia und Afrika gehören noch zum Volk, obgleich die Aeltesten und Bischöfe aus ihnen gewälet werden. Sie führen bis izo das Leben der Asketen, einen strengen Wandel, fasten überaus viel, und enthalten sich vom Fleisch und Wein. So leben noch die russischen Mönche; allein die haben den Brandtwein unter sich eingeführt, und der verdirbt alles. Auch herrscht die Faulheit unter ihnen. Der Bischof aber wird doch aus ihnen noch erwälet.

Die Nonnen sind etwas später aufgekomen als die Mönche. Man sieht schon in dem dritten Jahrhundert Gesellschaften der Mönche. Allein Gesellschaften der Nonnen sieht man nicht eher, als gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, und in Europa haben sie sich sehr spät ausgebreitet. Die Nonnen sind nichts anders als Nachfolgerinnen der ersten Missethäterinnen oder Jungfern und Witwen. Sie lebten eine geraume Zeit in den Häusern ihrer Anverwandten einzeln. Allein da die Mönchs-Kollegia allenthalben eingeführt worden, amten sie den Mönchen nach, und richteten eben solche Gesellschaften auf, wäleten sich eine Vorsteherin, und lebten eben so. In Italien entstand das erste Kloster von Nonnen, in welcher Stadt es gewesen, ist ungewis. Die Mailänder behaupten, daß bei ihnen der heilige Ambrosius das erste Jungfern-Kloster errichtet. Die Veroneser behaupten, daß bei ihnen Zeno ein Kloster angeleget. Rom behauptet es auch. Kurz man ist darin einig, daß vor dem vierten Jahrhundert keine Nonne gewesen; daß sie zuerst in Italien eine Gesellschaft errichtet; und daß es sehr tugendsam zugegangen. Aber darin ist man streitig, wo und an welchem Orte die erste Gesellschaft von Jungfern errichtet worden, und der Streit wird nicht können ausgemacht werden. Diese Jungfern Gesellschaft mußte aber in vielen Stücken von den Mönchen unterschieden bleiben. Sie ward nicht in der Wüste angeleget; sondern sie blieben nahe an der Stadt, oder in den Städten. In der Einsamkeit wäre es nicht angegangen. Es ist auch bekant, daß unter ihnen die Ordnungen und Klassen nicht waren. Man hatte keine Eremiten, Sorabaiten, und Gyrovagos. Man hatte bloß solche, die unter der Aufsicht eines Vorstehers lebten. Es waren zwar Klausurinnen

rinnen unter ihnen; aber die wurden nicht weit von den Klöstern entfernt, und sind erst spät entstanden. Sie wolten sich auch von dem Fleisch und Wein nicht enthalten. Man mußte sich in vielen Stücken nach den Schwachheiten des Geschlechts richten. Dieses ist es, was ich überhaupt und insgemein von dem Ursprunge der Mönche und Nonnen zu sagen habe. In Europa hat sich der Zustand derselben sehr verändert, nachdem der heilige Benedictus eine neue Regel errichtet hat.

Der zweite Absatz.

Von
den Vorstehern und Bedienten der alten
und ersten Gemeinen.

§ 1.

Die Vorsteher und Gesetzgeber der ersten Gemeinen zu Jerusalem, wornach sich hernach alle andere richteten, waren die zwölf Apostel, die noch alle zugegen waren, und zusammen die Aufsicht hatten. Sie bedienten sich ihrer Gewalt, Verordnungen zu machen, und Gesetze zu geben, mit einer grossen Klugheit und Bescheidenheit. Alles, was sie einfürten und verordneten, geschah mit Zustimmung der Gemeinen. Einige ihrer Gesetze wurden von den Juden geborgt und hergenommen, andere nach den Umständen einer iedweden Gemeinde hinzuge-
than. Nach und nach gingen sie weg, und vertheilten sich durch die ganze Welt auf Befehl Christi. Es blieb nur Jakob der Aeltere zu Jerusalem, welcher also die Aufsicht allein bekam. Unter den Aposteln standen die Aeltesten, dergleichen die Gemeinde zu Jerusalem gehabt, Apost. 15. Wenn sie eingeführt worden, ist dunkel. Es ist glaublich, daß es gleich nach der Himmelfahrt Christi geschehen. Es waren angesehene Männer, welche von den Aposteln mit Zustimmung der Gemeinde ernant wurden. Diese waren nach den Aposteln die einzige Art der Vorsteher, welche die allerersten Gemeinen hatten, und die einander vollkommen gleich waren. Die Apostel brauchen zwar das Wort Bischof; aber man siehet deutlich aus 1 Timoth.

moth. 3 daß Paulus einen Ältesten dadurch verstand; und daß zur Zeit der Apostel die beiden Worte Episcopus und Presbyter als gleichzeitige Ausdrücke angesehen, und den eigentlichen Lehrern der Kirche ohne Unterscheid beigelegt worden. Das Wort Presbyter, Ältester, ist aus der jüdischen Sprache hergenommen. Es zeigte nicht so wol das Alter einer Person, als die Würde und Ehre an. Es waren zwar meistens Alte, bejahrte Leute, allein man siehet doch, daß auch junge Leute darunter gewesen. Timotheus war sonder Zweifel ein Presbyter; dieses war aber ein junger Mann. Ob die ersten Ältesten zu Jerusalem gelehrt, und was sie sonst für ein Amt geführt haben ist dunkel. Zu Jerusalem konnten sie damals noch nicht wol gelehrt haben, da sie noch selbst ungelehrte Leute waren. In den folgenden Zeiten aber lehrten die Ältesten, und man theilte sie ein in die regierende und lehrende. Diese Einteilung hat Grund. Aus 1 Timoth. 5, 17 ist klar, daß nicht alle Ältesten in den ältesten Zeiten am Wort und der Lehre gearbeitet, sondern daß auch einige das Lehramt nicht geführt haben. Alle Ältesten waren nicht geschickt zu lehren; daher wurden einige zu andern Geschäften gebraucht. Einige mußten vielleicht Kranke besuchen, andere Kinder unterweisen, und andere, der Gemeinde nützliche Geschäfte übernehmen u. und das waren die regierende Ältesten.

Unter den Ältesten standen die Diener der Gemeinde, oder die Diaconi, die theils zur Aufsicht und Pflege der Armen bei allen Gemeinden verordnet waren, theils allerhand andere Dinge beim Gottesdienst verrichteten. Diese wurden gleich bestellt, als die Gemeinde geordnet war. Es wird insgemein geglaubet, daß die sieben Männer, deren Apostg.

6, 1 2c. gedacht wird, die ersten Diaconi in der ersten Kirche gewesen. Dis ist aber ein Irthum. Man findet schon vorher Spuren. Den ersten Beweis gibt die Geschichte des Ananias und Sapphira, Apostg. 5, diese entwendeten einen Teil des Geldes von ihrem Acker, und wolten doch den Apostel bereuen, daß sie alles Geld in die Almosenkasse gebracht hätten. Petrus bestrafte das Verbrechen mit ihrem Tod. Hierauf traten die Jünglinge hinzu, und begrißen sie, ohne Zweifel in den an das Haus stoßenden Garten. Diese Jünger waren ohnstreilig Diaconi der Gemeine. Sonst kan kein Mensch sagen, woher diese Jünglinge so gleich zgetreten sind. Man mus sich vorstellen, daß die Begebenheit zu der Zeit geschehen sei, als die Gemeine zum Gottesdienst versamlet war. Petrus war nicht allein, es waren Diaconi bei ihm. Ananias und Sapphira fanden sich nun in die Versammlung ein, legten ihr Geld zu den Füßen der Apostel, welche von ihrem Ueberflus etwas zum Besten des Armen anwenden solten. Sie brachten beim Anfang des Gottesdienstes ihr Geld, um die Gemeine zu ermuntern. Da sie nun bestraft wurden, waren die Diaconi gleich zugegen, und traten zu. Ein anderer Beweis ist dieser. Der Streit über die Austeilung der Almosen kam unter den allerersten Christen daher, weil die Almosenpflieger partheiisch waren. Es müssen also solche Leute da gewesen sein. Die Juden, die zu Jerusalem das Christentum angenommen hatten, teilten sich in eingeborne, und ausländische. Die letzten wurden Hellenisten genannt, Griechen. Diese hatten eine geheime Feindschaft gegen einander. Die Juden im gelobten Lande hielten sich vor heiliger, weil man es vor ein heiliges Land ansah, als die andern, so auf einem unheiligen Lande

lande lebten. Aber diese dünkten sich eben so heilig und vornehm als die inländischen; daher kam der Streit über die Austheilung der Almosen. Die Aus-
theiler waren inländische oder hebräische Juden, und verfielen parteiisch in Uebergehung der ausländischen griechischen Wittwen und Armen. Die Griechen klagten darüber bei dem Apostel. Es ist also klar, daß die Kirche zu Jerusalem schon, ehe die sieben erwählt worden, Diener und Almosenpfleger gehabt habe. Die Apostel werden die Almosen nicht selbst ausgetheilt haben; sonst würde die Parteilichkeit auf die Apostel fallen. Diese Unruhe gab Anlaß, daß sieben Diakoni, nicht vor die ganze Gemeinde; sondern nur vor die außer Palästina geborne Juden, bestellt wurden, welches ihre Namen zeigen. Sie waren alle Griechen. Die Juden aber in Palästina führten lauter hebräische Namen. Nachdem die Diakoni gesetzt waren: so ward die Gemeinde eingetheilt in die ein-
geborne und ausländische Juden. Jede Partei hatte ihre besondere Diakonen, und bekam eigene Aeltesten. In den meisten Gemeinden richtete man hernach sich nach dem Beispiel der Gemeinde zu Jerusalem; weil sie als die Mutter-Kirche angesehen ward, deren Töchter die übrigen waren. Daher setzten sie nur sieben Diakonos, weil nur sieben in der Apostelgeschichte stunden. Da diese nicht zureichten, mußte man Unterdiakonos einführen. Zu diesen gesellten sich die Diakonissinnen, oder Wittwen, die nach der Verordnung Pauli nicht unter sechzig Jahren durften angenommen werden, und die in den morgenländischen Gemeinden wegen des weiblichen Geschlechts sehr nöthig waren. Sie mußten den Weibern dienen, sie zum Christenthum bekehren helfen, also gleichsam Lehrerinnen ihres Geschlechts sein; bei der Taufe sie
entfleis-

entkleiden; Kranke ihres Geschlechts warten und pflegen; Aufsicht über die armen Weiber, und über die Ausföhrung ihres Geschlechts haben. Sie mußten sich nach ihren Umständen erkundigen; ihr Verhalten den Bischöfen und Aeltesten überbringen, und deren Ermahnung und Vorschriften denen Weibern bekannt machen. Wenn die Bischöfe und Aeltesten mit Jeltigen zu sprechen verlangten, mußten sie solche begleiten, und der Unterredung beizohnen. In den abendländischen Gegenden hat man sie nicht gebraucht, den es ist ein freier Umgang desselbigen Geschlechts, und der Wolstand anders beschaffen.

§ 2.

Da die Gemeinen größer wurden, und stark anwuchsen, konte es bei dieser ersten Einrichtung nicht bleiben. Die weitläufigen und zahlreichen Gemeinen erforderten viele Aeltesten, Diakonen und Diakonissinnen. Unter so vielen Personen, die alle einerley Rechte hatten, konte ohnmöglich eine Einigkeit und eine Ordnung erhalten werden, wo nicht einer zum Haupte derselben gesetzt würde, der so wol die Aeltesten als Diakonos regierte, und einem jeden dasienige, was er thun sollte, vorschriebe. Daher ward schon vor dem Ausgang des ersten Jarkunderres, und noch zu lebzeiten Johannis diese Veränderung getroffen, und einer von den Aeltesten über die übrigen erhöht. Dieser Vorsieher der Aeltesten und Diakonen wurde erstlich ein Engel genennet, welches Wort man dem Ansehen nach von den Juden geborgt, die die Lehrer der Synagogen Engel der Synagogen genant haben. In der Offenbarung Johannis sieht man zuerst eine deutliche Anzeige von diesen Vorsiehern. Der Erlöser läßt Briefe an die sieben Gemeinen von Asia schreiben. Einer

Einer jeden Gemeinde wird ein Engel gegeben. Daß keine eigentliche Engel gemeinet werden, ist aus den Briefen deutlich. Es werden ihnen alle Unordnungen in der Gemeinde beigemessen, und sie werden ermahnet, sie besser zu ordnen. Sie werden gelobt, wenn sie etwas gut geordnet. Mit der Zeit ward dem Vorsteher der Ältesten und Diaconen der Name eines Bischofs oder Aufsichters gegeben. Allein wo und an welchem Ort der erste Bischof ernennet worden, und ob die Apostel diese Ordnung selbst gemacht, ist ganz dunkel. Es ist aber ungemein wahrscheinlich, daß der erste Bischof bei der Gemeinde zu Jerusalem gesetzt worden, welche aus vielen tausend Personen bestand; und daß alle übrige Gemeinen sich darnach gerichtet haben, als welche in den ersten Zeiten die Gemeinde zu Jerusalem zum Muster und Vorbild annahmen. Bei dem Anfange des zweiten Jahrhunderts war keine Gemeinde mehr, die nicht einen solchen Obervorsteher hatte; der den ganzen gemeinschaftlichen Gottesdienst besorgte, und die dahin gehörigen Handlungen selbst verrichtete; der die Aufsicht der ganzen Kirche, sowol der gemeinen Glieder, als sonderlich der Geistlichkeit hatte, nebst der Gewalt, über denselben Verhalten Verordnungen zu machen, und darüber zu halten. Dieser Bischof war also der eigentliche Lehrer der ganzen Gemeinde, der selbst predigen, selbst taufen, und alle die übrigen Dinge verrichten mußte, die ein Lehrer oder Vorsteher der Gemeinde beobachten muß. Weil aber dieser Bischof nicht alle diese Dinge allein bestreiten konnte: so hatte er die Macht, einen Teil seiner Pflichten seinen Presbytern aufzutragen, und einem jeden diejenige Stelle anzuweisen, die er in der Gemeinde bekleiden sollte. Es konnte der Bischof den ernennen, der die Katechumenen
im

im Christentum unterrichten, den, der aufs Land gehen, und die Christen stärken und lehren, den, der in seinem Namen lehren, taufen, und das Abendmahl halten sollte. Alles kam auf den Bischof an. Da als Bischöfe gesetzt waren, verloren sowohl die Presbyteri als Diaconi nicht wenig von ihrem vorigen Ansehen und Rechten. Der Bischof zog sehr viele Dinge an sich, die die vorher frei von den Aeltesten und von den Diaconen waren verwaltet worden. Sie hatten nun nichts mehr zu thun und zu verrichten, als was ihnen das Haupt der Gemeinde oder der Bischof auftragen wolte. Im dritten Jahrhundert mußten sich die Presbyteri in allen Stücken nach dem Sinn des Bischofs richten. Sie hatten nicht einmal mehr das Recht zu stimmen. Zuletzt behielten sie nicht mehr als die Ausreißung der Sakramente. Die Diaconi waren, ehe Bischöfe kamen, Diener der Gemeinde, oder sie waren allein den Befehlen der Gemeinde unterworfen. Allein, da Bischöfe kamen, wurden sie vielmehr Diener der Bischöfe. Diese Bischöfe nahmen ihnen die Rechte die sie gehabt. Sie hatten vorher Armengelder eingenommen und nach Gefallen ausgeteilt; Allein die Bischöfe zogen dieses Recht an sich, und die Diaconi hatten nichts davon, als das Geld hin zutragen. Sie mußten auch auf Befehl der Bischöfe allerhand Dienste übernehmen. Sie mußten bei der Communion aufwarten; die Schlafende in der Kirche aufwecken; den Kelch und das Brod herumtragen; an der Kirchthüre stehen, und zusehen, daß kein Verbannter hineinginge; die Gaben der Glieder der Kirche, die allezeit ein Opfer mitbrachten, in Empfang nehmen, selbige zum Altar bringen, und die Namen derer, die sie gebracht, dabei anzeigen u. dgl. Und so mußten sie als Diener den Bischöfen in allem allein zu Gebote stehen.

§ 3.

Der Zustand der ersten Gemeinen mußte noch mehr in Ansehung der Vorsteher und der Bedienten verändert werden. Da die Gemeinen nun nicht nur in den Städten sehr stark anwuchsen; sondern auch ausser den Städten auf denen Dörfern und in den kleinen Städten und Flecken sich ansbreiteten. Die Gemeinen in den Städten arbeiteten an der Ausbreitung der Gemeine Christi auf dem Lande. Alle Gemeinen der ersten Zeiten sind in grossen volkreichen Städten angelegt worden. Die Apostel predigten das Evangelium nicht auf dem Lande und Dörfern; sondern sie suchten die ansehnlichsten und vornehmsten Städte aus. Wer den Beweis sehen wil, darf nur die Apostelgeschichte lesen. Paulus predigte nie auf den Dörfern. Er predigte zu Rom, Korint, Ephesus &c. Man kan eben dieses aus seinen Briefen sehen. Sie sind alle an grosse Gemeinen in den Städten abgesandt. Die Ursache, weswegen die ersten Gemeinen in grossen Städten angelegt worden war, damit das Evangelium desto leichter und geschwinder mögte ausgebreitet werden. Wenn die Apostel in kleinen Städten und auf den Dörfern geprediget hätten: so würde es sehr lange gehalten haben, bis das Evangelium geprediget und ausgebreitet worden. Aber von Rom, Ephesus &c. konnte sehr leicht das Evangelium durch die Kaufleute weiter gebracht werden. Auch die Gemeinen bemüheten sich hernach, in den umliegenden Gegenden, auf den Dörfern und kleinen Städten das Evangelium fort zu pflanzen. Jeder Bischof schickte einen Aeltesten aus, Gemeinen zu sammeln, und es glückte. Die Landgemeinen blieben dem Bischof in der Stadt unterworfen. Sie hielten ihn vor einen geistlichen Vater, und sie hießen filiae, Töchter. Dieser Name

ist noch übrig. Die kleinen Gemeinen werden Filial-Kirchen, die Kirche, wozu diese kleinen Gemeinen gehören, die Mutter-Kirche, oder *mater* genannt. Da diese kleinen Gemeinen, die unter der Aufsicht des Bischofs waren errichtet worden, unter seiner Gemeinde blieben; so entsprungen daraus die *Dioecesen*. Wenn nun ein solcher Bischof viele Gemeinen angelegt hatte: so bekam er eine große *Dioecesis*. Wo er aber nicht viele an sich bringen konnte, so blieb seine *Dioecesis* klein. Da die Gemeinde so angewachsen war, brauchte man neue Geistliche in den kleinen Gemeinen, und auch neue Bediente bei der großen Mutter-gemeine. Denn da sie eine Mutter von andern geworden: so hatte der Bischof weit mehr Personen nötig, die Gemeinde zu verwalten. Die Landgemeinen, die in den kleinen Städten, Flecken und Dörfern angelegt waren, erforderten mehr Geistliche als die Presbyter und Diakonen in der Stadt. Es mußten unter ihnen beständige Lehrer und Rasther sein. Die neuen Geistlichen, welche die Gemeinde auf dem Lande und in den kleinen Städten verwalten sollten, wurden Chorbischofe oder Landbischofe genannt. Man sieht sie schon im zweiten Jahrhundert. Es waren Geistliche, die weder Bischöfe noch Ältesten waren; sondern das Mittel zwischen den Bischöfen und Ältesten gleichsam hielten. Ein eigentlicher Bischof hatte niemand über sich. Er war niemand unterworfen; ward von seiner Gemeinde gewählt; und war das Haupt derselben. Allein der Chorbischof war dem Bischof in den Städten unterworfen, und ward von demselben regiert, und gesetzt. Der Bischof wählte allein einen von seinen Ältesten, und setzte ihn zum Chorbischof. Dieser Landbischof konnte nicht alle Dinge verrichten, die von dem Bischof in der Stadt verrichtet wurden. Er

kon-

konfirmirte nicht. Er taufte zwar, aber die Konfirmation blieb bei dem Stadtbischof. Er ordinirte auch keine Presbyteros; sondern nur blos Diakonos; und wenn ein Aeltester auf dem Lande nötig war: so musste derselbe in der Stadt von dem Bischof eingeweiht werden. Er konnte mehr Dinge nicht thun; und überall war er der Gewalt des Bischofs unterworfen. Ein Chor- oder Landbischof war aber grösser als ein Presbyter in der Stadt, als welcher kein gewisses Amt hatte, und nur das that, was ihm vom Bischof auferleget war. Dagegen hatte der Chorbischof eine beständige Gewalt, alle Amtshandlungen zu verrichten, und durfte nicht erst auf die Vollmacht des Bischofs warten. Er taufte also stets, ohne daß er vorher Vollmacht und Befehl erhalten musste. Er that alles, was in der Stadt der Bischof that. Er predigte, betete, nahm die Oblationen, und theilte sie aus. Er gab auch öffentliche Briefe, sonderlich Erlassungs- und Friedensbriefe. Er wonete den Kirchenversammlungen bei, nicht nur in Abwesenheit seines Bischofs, als Bevollmächtigter und Abgesandter; sondern auch in seinem eigenen Namen, und hatte oft Sitz und Stimme. Daher kommen in den Unterschriften des Nicenischen Concilii einige Chorbischöfe solcher Diöcesen vor, deren Bischöfe zugegen gewesen. Diese Chorbischöfe wurden nach und nach fetter, reicher und vornehmer. Da die Gemeinen stärker wurden, wuchsen auch ihre Einkünfte. Daher sieht man, daß sie sich allmählig den Bischöfen entziehen wolten. Die Concilia machten aber allerhand Verordnungen, und wiesen sie zum Gehorsam gegen die Bischöfe an. Da sie es doch endlich zu arg und beständig Handel machten: so wurden an den meisten Orten die Chorbischöfe abgeschafft. Die morgenländische Christen füreten im vierten Jarhundert

bert stat der Chorbischofe andere Geistliche ein, die in ihrer Sprache Herumreisende genennet wurden. Sie hießen Peripodeuten, weil sie zu gewisser Zeit nur ihr Amt verrichteten. Sie hießen auch *Visitatores* von ihrem Amt. Ihr Amt bestand nicht in einer Eelsorge, oder in eigentlichen gottesdienstlichen Verrichtungen auf dem Lande; sondern in Untersuchung des Verhaltens anderer Lehrer und Gläubigen. Sie hatten einen gewissen Distrikt, darüber sie eine Inspektion verwalteten. Da diese gestiftet waren, hörten die Chorbischofe von selbstn auf, und in den Kirchen, wo sie eint geführt worden, sind nach dem vierten Jahrhundert gar keine gewesen. In unsern Zeiten sind sie in Asia und Afrika übrig, die aber nach den Bischöfen sich richten müssen. Diese Veränderung der Geistlichen entstand aus der Ausbreitung der Gemeinen auf dem Lande.

Anderer Veränderungen entstanden in den Städten, da die Gemeinde sich vermehrte. Anfangs waren nur in den Städten kleine Gemeinen, die in einem Hause und Orte sich versamlten konten. Aber nach und nach wurden sie viel stärker und größer; und da das geschehen, wuchsen auch ihre Einkünfte. Die Bischöfe, Aeltesten und Diaconi hatten mehr einzunehmen als vorher. Da sie mehr Einkünfte hatten, bekamen sie Mut, wurden almalig hochmütiger und zugleich vornehmer, und also ganz andere Leute als vorher. Daraus entstand diese Folge. Die Presbyteri, da sie mehr Einkünfte bekamen, fingen an, ein besonderes Kollegium zu formiren, und ein Haupt zu ernennen, der das Kollegium regierte. Dieser hies Archipresbyter, oder Oberältester, und war mehr als die übrigen Presbyteri. Da sie ein Kollegium formirten, und ein eigenes Haupt hatten: so veränderte sich ihr Zustand in vielen Stücken. Sie blieben
zwar

zwar dem Bischof unterworfen; aber da sie ein Kollegium hatten, hatten sie auch die Macht sich zu versamen, und die Dinge zu überlegen, die zum Besten der ganzen Kirche gereichen. Wenn also etwas vorging, daß denen Presbytern nachtheilig schiene, oder sie auch neue Rechte verlangten, versammelten sie sich, machten ein Konklusum, und trugen es der Gemeinde vor. Aus diesem Kollegio entsprungen noch mehr Dinge. Sie bekamen Gesetze, einen Schatz oder Kasse u. Sie nahmen sich der Witwen der Aeltesten insonderheit an, und sorgten vor deren Kinder. Allein alles geschah unter der Aufsicht der Bischöfe. Es war, wie izt bei den Bischöfen und Kanonikis der römischen Kirche. Die Kanoniker sind die Presbyteri; der Archipresbyter ist der Dechant. Dis ging immer so weiter; bis endlich aus denen Kollegien der Presbytern grosse Kollegia, und aus dem Archipresbyter ein Dekanus geworden. Allein, so wie auf gewisse Weise die Kanoniker dem Bischof unterworfen sind: so war es auch damals.

Eben das geschah bei den Diakonen; diese traten in die Fußtapfen der Presbyter. Da die Presbyteri ein Kollegium gemacht, und die Diakoni fester geworden; schlossen sie auch eine Gesellschaft, und wählten sich ein Haupt. Das Haupt hies Archidiaconus. (Dis Wort hat seine erste Bedeutung in den jezigen Zeiten ganz verloren. Anfanglich erwählte man die Archidiaconos nur aus den Diakonis, und sie hatten damals nur einen höhern Rang vor den übrigen Diakonen, und eine Art der Aufsicht über dieselbe. Nachher aber bekamen sie nicht nur einen Vorzug vor den Presbytern; sondern auch einen Gewalt und Aufsicht über dieselben. Darauf suchten die Presbyteri bei der Erledigung eines Archidiaconats diese Stelle, und mehrentheils wurden auch dazu einige

aus ihnen genommen. Diese Gewonheit ist in der abendländischen Kirche eingeführet, und durch das päpstliche Kirchenrecht bestärket worden.) Der Archidiaconus des Kollegii der Diaconen der ersten Zeiten, hielt gleichfalls Versammlungen. Daraus folgten Gesetze, eine Kasse, und andere Dinge. Aus eben dieser Ursache und aus einer andern entstand eine Vermerkung der Bedienten und der Geistlichen. Da die Diaconi viel reicher geworden, wolten sie die kleinern und geringern Dienste nicht mehr verrichten, wie vorher. Ein Diaconus hatte vorher die Bibel vorgelesen, das schien ihnen nun zu schlecht sein. In den ersten Zeiten stand ein Diaconus an der Thür der Versammlung der Gemeine, rief aus, daß die Katechumenen und Besessene abtreten solten, wenn der öffentliche Gottesdienst aus war, und beobachtete andere Dinge. Allein da die Diaconi reicher geworden, war ihnen das zu geringe. Im dritten Jahrhundert wolten sie also nicht mehr alle der Gemeine Dinge verrichten. Sie wolten dem Bischof nicht mehr aufwarten; den Wein und das Brod nicht herum tragen; die Lichter nicht anzünden; die Tische und Bänke nicht zurecht stellen, und sonst Ordnungen in der Kirche halten. Daher war man gezwungen, noch andere Diener zu setzen, die niedriger waren als die Diaconi.

Diese Unterbediente, die nicht älter als im dritten Jahrhundert, hießen die untern Ordnungen. Dadurch wird im Kanonischen Rechte die Bedienung verstanden, die geringer ist, als das Amt der Diaconen. Es waren aber dieser untern Ordnungen fünf. 1. Subdiaconi, 2. Vorleser, 3. Akoluthi, 4. Exorcisten, 5. Ostiarii. Die ersten und höchsten sind also Subdiaconi, von denen man deutliche Zustapfen in den Schriften des dritten Jahrhunderts findet.

findet. Aus dem Worte siehet man, daß sie den Diakonis untergeordnet waren. Ein Subdiakonus war ein Mann, der die niedrigen Dinge in der Gemeine verrichten mußte, die ein Diakonus nicht verrichten wolte. Er diente bei der Kommunion; brachte dem Bischof den Kelch und andere Dinge, die er bei der Kommunion brauchte; er brachte ihm den Wein, blieb bei dem Tisch stehen; er setzte die Bänke und Stühle zurechte, reinigte das Versamlungshaus; wusch die heiligen Gefässe, und wartete bei der Taufe auf; unter andern mußte er die Briefe der Bischöfe und der Aeltesten herumtragen. Die andere Gattung waren die Vorleser. In den ersten Zeiten las der Bischof wol selbst das Stück aus der Bibel ab, oder es that es ein Aeltester, wenigstens hielt ein Diakonus es sich nicht für schimpflich. Die Bibel war in der ersten Kirche in gewisse Stücke abgetheilt, und in der Gemeine ward von Zeit zu Zeit ein Stück abgelesen. Dieses Vorleseramnt ward nach und nach sehr gering. Da die Sache so beschaffen war: so mußte eine eigene Art von Bedienten gesetzt werden, die wurden Leser und Vorleser genennet. Sie hatten kein Amt, als den Text in der Gemeine abzulesen. Auf diesen Text gründete der Bischof seine Rede, die er halten wolte. Dieser Vorleser stand ordentlich ben dem Pult, worauf die Bibel lag, und wartete, bis der Bischof befahl, daß er lesen sollte. Wenn der Bezel geschah, trat er vor das Pult, und las das Stück her. Außer dem mußten die Vorleser die heiligen Bücher in Acht nehmen und aufbehalten. Auf diese folgten drittens die Akoluthen. Ein Akoluth war ein schlechter Mann, der hinter den Diakonis herging, und gleichsam nichts als ihr Aufwärter war. Ein Akoluth ging also hinter einem Diakono her mit Lichter in den Hän-

den, damit er das verrichten konnte, was ihm der Diakonus befohl. Er begleitete ihn bei allen gottesdienstlichen Verrichtungen in der Kirche, oder wo ausser derselben der Diakonus in Amtsverrichtungen zu gehen hatte. Beim Gottesdienst mußte er die Lichter anzünden; daher ihm auch bei der Einweihung, oder Bestellung, ein angezündetes Wachslight, zu bildlicher Anzeige dieser seiner Verrichtung, in die Hand gegeben ward. Zuletzt kam auch die Aussehung der Kirche, und Reinigung der Gefässe dazu. Darauf folgten die Exorcisten. Das waren die, die den Satan aus den Energumenen, Besessenen vertrieben. In den alten Zeiten verwalteten sonderlich die Bischöfe dieses Amt; allein im dritten Jahrhundert sieht man deutlich, daß eigene Bedienten dazu verordnet worden, die man Exorcisten, Beschwörer, nannte. Diese Exorcisten aber waren in keiner sonderbaren Achtung. Indes wurden sie doch durch Auslegung der Hände und Gebet eingesetzt. Ein Exorcist mußte erstlich, wenn ein Katechumenus sollte getauft werden, den Exorcismus über ihn aussprechen. So erklärt man die böse Neigung und Sünde aus der Erbsünde; aber die ersten Christen erklärten sie aus dem Satan, der in der Seele und in dem Leibe der Menschen einen Sitz aufgeschlagen habe. Ein Exorcist hatte zweitens die so genante Besessene unter seiner Aufsicht und Pflege, und oft mußte er selbige wol in acht nehmen. Er betete mit ihnen; beschwörte den Satan; und unterrichtete sie. Diese Besessene waren entweder Schwermütige, oder Angestochene, oder solche, die außerordentliche Krankheiten hatten. Der Umgang mit ihnen war also so angenehm nicht. Allein die Exorcisten durften keine vor Besessene halten, und beschwören, als bis der Bischof es befohlen. Auf diese folg-

folgten die *Ostiarii*, die an der Thüre standen, sie auf und zuschlossen, acht gaben, daß keine Hunde oder andere Thiere hinein liefen; acht gaben, so lange die Absonderung der verschiedenen Gattungen der Glieder der Gemeine in den Versammlungen der Christen noch üblich waren, daß die Katechumenen und Beseffene nicht unter die übrigen Christen kamen, auch die hörende Katechumenen und Büßende von den übrigen abgesondert, und alle, die dem ganzen Gottesdienst nicht beizuwonen durften, zu rechter Zeit abtraten. Zuweilen mußten sie auch die Versammlungen, besonders die außerordentlichen, sei es der ganzen Gemeine, als auch insbesondere des Presbyterii und der gottesdienstlichen Personen ansagen. Dis geschah insbesondere zur Verfolgungszeit, oder wenn bedenklicher und wichtiger Ursachen wegen solche Versammlungen an ungewöhnlichen Orten gehalten werden sollten. Es waren noch andere kleine Geistliche, die noch geringer waren, 1. *Psalmisten*, 2. *Kopiaten*, 3. *Parabolanen*, 4. *Skribularen*, 5. *Notarien*. Von diesen findet man deutliche Spuren noch vor den Zeiten Konstantins des Großen; aber in den folgenden Zeiten siehet man, daß sie aufgehört haben. Ihre Bedienung war nicht mehr nötig. Das Wort *Psalmist* kommt schon in den Büchern der Alten vor; allein man findet von ihnen keine deutliche Beschreibung. Wenn man aber die Stellen gegen einander hält: so siehet man, daß es ein Mann in den ältesten Zeiten war, der ein Lied absingen; und in den folgenden Zeiten, da man Gesangbücher bekommen, ein Mann, der das Lied anfangen mußte. In den ältesten Zeiten sang die ganze Gemeine nicht, und so ist es lange geblieben. Noch im dritten Jahrhundert siehet man kein Gesangbuch und keinen Direktor des Gesangs.

ges. Allein es ward doch gesungen, eine Person sang, und die übrigen fasten es in die Gedanken. Schon aus 1 Kor. 14. ist klar, daß die Christen die Lieder dichten konnten, die Macht gehabt, Lieder zu machen, und herzusingen. So blieb es eine ziemliche Zeit. Diese Lieder wurden in den folgenden Zeiten bei den Liebesmählern und Abendmahl abgesungen. Es sang dabei einer ein geistliches und erweckliches Lied ab, und die übrigen hörten ihm zu. Allmählig aber bekam man gewisse allgemeine Lieder, die der ganzen Gemeine bekannt waren; sie wurden in ordentlichen Büchern gesamlet, und ieder Christ hatte ein Gesangsbuch. Daher ward der Psalmist ein anderer Mann, der nemlich die Lieder anfang und vorsang. Die andere Art der kleinen Geistlichen sind die sogenannten Kopten. Ein Kopt, dessen im Codice Theodosiano Erwähnung geschieht, ist ein Leichenbesteller und Todtengräber. Es waren insbesondere die, welche diejenigen begruben, die auf den Gassen oder Landstrassen erschlagen wurden. Der Todtschlag war in Egypten und Syrien überaus gemein. Diese betrübt Weise ist noch in den jezigen Zeiten nicht abgeschafft. Es schwärmen noch die Araber alda herum, fallen die Reisenden an, und schlagen sie todt. Zu Kairo ist die Polizei noch schlechter beschaffen; daher ist es des Nachts sehr unsicher, und man findet fast allermwegen todtte Körper. Um die Körper bekümmert sich niemand, sie bleiben liegen und verfaulen, ohne daß sie jemand begräbt. Die Christen aber meinten, daß die Beerdigung dieser Leute eine Pflicht der Liebe sei, wodurch nicht nur den Erschlagenen, sondern auch den Lebendigen eine Liebe erwiesen würde. Daher machten sie die Ordnung, daß die Kopten die Erschlagenen auf Kosten der Gemeine beerdigen mußten.

sten. Nach und nach wurden sie mit noch mehreren Aemtern beladen, und man brauchte sie auch zur Beerdigung der übrigen Christen. Sie waren ordentlich zu ihrem Amt eingesegnet. Davon sind die Vazrabolanen unterschieden. Das sind Geistliche, die denen beistunden, die mit gefährlichen Krankheiten behaftet waren; sonderlich in Pestzeiten das Amt der Geistlichen hatten. Es sind solche Leute, die man heut zu Tage Pestprediger nennet. Die Kardularii und Notarii wurden über die Archive bestellt. Ein Kardularius war ein Mann, der über die Briefe acht haben mußte. In den Archiven lagen die Briefe der Bischöfe und die Akten der Märtyrer. Diese Briefe würden entweder verdorben oder in Unordnung geraten sein, wenn nicht einige gewesen wären, die die Aufsicht darüber gehabt hätten. Die Notarien sind Gegenschreiber, die bei den Märtyrern und Bekennern gebraucht wurden. Notarius heißt eine Person, die durch Zeichen und so geschwinde schreibt, daß sie alle Worte auffangen kan. Diese Notarien mußten alle Reden und Handlungen der Märtyrer und Bekenner aufzeichnen; sie mußten bei ihnen bleiben, wenn sie zum Tode geführt wurden; sie hatten auch das Recht, daß sie mit ihnen vors Gericht gehen durften. Dieses Recht hatten ihnen die Christen durch Geld erworben. Man findet noch mehr Namen; allein man findet keine Nachricht, woraus man schließen kan, was sie vor Aemter bedeuten. Ueberdem ist dabei die Schwierigkeit, daß man nicht weis, ob es blos bischöfliche Bediente, oder ordentliche Geistliche gewesen.

Diese Vermerung der Geistlichen und Bedienten bei den Gemeinen, die aus der Vergrößerung der Gemeinen entstanden, war mit einer Vermerung und Vergröß-

Vergrößerung der Gewalt der Bischöfe verbunden. Man kan sehr deutlich sehen, daß die Bischöfe stufenweise von einer Art der Macht und Gewalt zu der andern gestiegen; und bereits im dritten Jahrhundert an sehr vielen Orten weder ihre Aeltesten noch die Gemeine sonderlich geachtet haben. Die einzigen Befenner, wie ich bereits angezeigt, waren ihre Plage, und konnten ihnen die Stränge halten. Sie widersetzten sich ihnen, und da diese die Gemeine auf ihre Seite hatten, waren selbige den Bischöfen desto mehr überlegen. Man kan dieses aus Cyprians Briefen am besten sehen. Wer das Kirchenrecht im dritten Jahrhundert sehen wil, der kan nichts besser als diese Briefe lesen. Obgleich Cyprian ein Märtyrer ist, so war er doch ein Mann, der ungemein gerne herrschte. Man sieht daher, daß er viel mehr Macht haben wolte, als ihm seine Gemeine einräumte. Er hatte darüber sters mit der Gemeine, Aeltesten, Dienern, und Konfessoren Handel, woraus auch oft Empörungen entstunden; allein Cyprian wußte mit seinem Kopf so durch zu brechen, daß er zuletzt Recht behielt. Aus seinen Briefen ist klar, daß er zuweilen die Gemeine und Aeltesten gar nicht geachtet. Wan niemand sich regte; so fragte er keinen Menschen; wan aber ein Lärm entstand: so gab er gute Worte. Wan er es mit den Aeltesten zu thun hatte: so hing er sich an die Gemeine; wan aber die Aeltesten ihm gewogen waren, und er es mit der Gemeine zu thun hatte: so zog er die Aeltesten an sich. Er wußte die Sache so zu lenken, daß alles in seinen Händen blieb. Er nahm sich vor die Befenner in acht, hielt Concilia, und spielte es so, daß die verdamt wurden, die sich ihm widersetzten.

§ 4.

Alle Bischöfe der ersten Zeiten waren einander vollkommen gleich. In der Offenbarung Johannis stehen die Briefe des Erlösers an die sieben Gemeinden in Asia, und man sieht darin nicht die geringste Ungleichheit. Der Erlöser erkläret sie alle auf einerlei Weise, und gibt ihnen einerlei Macht. Eben so sieht man die Sache im zweiten Jahrhundert. Alle Gemeinen sind unabhängig, und alle Bischöfe sind vollkommen gleich, keiner ist dem andern unterworfen. Es sind davon unlängbare Zeugnisse in den Schriften des zweiten Jahrhunderts. Allein gegen Ende dieses Jahrhunderts veränderte sich alles. Die Kirchen, die in einer Provinz zusammen lagen, fingen an, sich mit einander zu verbrüdern, und Concilia zu halten, auf welchen das Wohl aller Gemeinen gemeinschaftlich sollte besorgt werden. Zuerst wurden diese Concilia in Griechenland gehalten. Dis kam daher. Griechenland war ein Land, das aus vielen kleinen Staaten und Republiken bestand. Alle diese kleine Republiken konnten sich durch sich selbst nicht erhalten, sie mußten sich verbrüdern. Damit sie nun ihre Einigkeit erhielten, versammelten sie sich alle Jare zweimal. Die Deputirten derselben kamen im Frühlar und Herbst zusammen, berathschlagten sich, und machten Geseze und Ordnungen; wie die Kantons in der Schweiz. Diese politische Concilia der griechischen Republiken gaben Gelegenheit zu den Concilien der Christen. Die griechischen Kirchen waren eben solche Republiken, als die griechischen Staaten; denn die Obrigkeit bekümmerte sich um die Kirchen noch nicht. Da die Christen in Griechenland die weltliche Concilia sahen, entschlossen sie sich, eben solche Versammlungen in Kirchensachen zu halten, und alle Jar zweimal zusammen zu kommen.

Diese

Diese Concilia waren also Versammlungen der Deputirten von allen den Gemeinen, die in Griechenland lagen. Jede Gemeinde sendete ihren Bischof, und was diese Bischöfe zusammen ausmachten, ward für ein Gesetz der Kirche gehalten. Aus Griechenland kam diese Gewonheit noch vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Syrien. Im dritten Jahrhundert sieht man Concilia in Italien, Afrika, Frankreich &c. So ging diese Weise der Verbrüderungen und Kirchenversammlungen in alle Länder, bis es endlich ein allgemeines Recht oder Gewonheit geworden. Diese christliche Concilia machten eine unglaubliche Veränderung im Kirchenrechte. Sie machten Gesetze, die Kanones hießen, daher das kanonische Recht entstanden, das ist, das Recht, das aus den Gesetzen der Concilien zusammen gesetzt worden. Ehe die Concilia aufkamen, regierten die Gemeinen sich selbst, und machten Gesetze. Da die Gemeinen sich aber vereinigten, solche Versammlungen zu halten, hörte die Unabhängigkeit auf, und sie mußten sich den Concilien unterwerfen. Da auf denselben keine Deputirte als die Bischöfe waren, kam die gesetzgebende Macht an die Bischöfe allein, und jede Gemeinde in der Provinz war verpflichtet, nach demjenigen, was auf den Concilien beschloffen worden, sich zu richten. Durch diese Einrichtung wuchs also das Ansehen der Bischöfe, das Recht des Volks in geistlichen Dingen ward sehr geschwächt; und endlich kam es dazu, daß vom dritten Jahrhundert an die Concilia und Bischöfe alles waren, und die Gemeinen nur wenig zu sagen hatten. Unter den Bischöfen selbst aber entstand ein Anfang einer Subordination. Es mußte nemlich unter den Bischöfen einer jeden Provinz einer sein, der die Concilia zusammen rief, der sie dirigirte, der die Akten der
 Concil-

Koncilien verwarte, und andere dergleichen Dinge besorgte, die bei einer solchen Verbrüderung notwendig vorkommen müssen. Dieser mußte notwendig von den übrigen Bischöfen abgesondert, über die Uebrige erhöht werden, und gewisse Rechte haben, die die übrigen nicht genossen. Dazu ward ordentlich derjenige Bischof gewählt, der in der Hauptstadt des Landes wohnete, und der hieß also der Primas oder der Metropolit, weil er in der Metropoli, oder in der vornehmsten Stadt des Landes sich aufhielt.

Man sieht schon Spuren dieser Metropoliten bei dem Ende des zweiten und bei dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Anfangs hatten diese Hauptbischöfe nur wenig Ehre, kleine Rechte, viele Mühe und grosse Kosten. Also war es eben keine grosse Sache ein Metropolit zu sein. Sie hatten keine Rechte, als zu gewissen Zeiten Circulairbriefe herum gehen zu lassen. Auf dem Concilio hatten sie zwar den Vorsitz, aber nicht das erste Votum, sondern das letzte. Sie traten insgemein den mehresten Stimmen bei, und so ward der Schluß fertig. Wenn das Concilium gehalten war, fasten sie die Kanones des Concilii, die gehalten werden sollten, als ein Gesetz der Kirche, ab. Sie verschickten sie darauf an alle Bischöfe der Provinz, und ließen die Protocollen aufheben und in die Archive legen. Weiter gingen ihre Rechte nicht. Allein, wie es insgemein in menschlichen Dingen zu gehen pflegt: so ging es auch hier; die Metropoliten wußten allmählig ihre Rechte zu vergrößern. Sie brachten es dahin, daß ihnen erstlich das Recht eingeräumt ward, die Bischöfe der Provinzen zu ordiniren und einzussegnen. Sonst kamen zwei bis drei Bischöfe zusammen, und legten dem neu erwählten Bischof die Hände auf, und segneten ihn ein; da aber die Metro-

politien

polititen grösser wurden, meinten sie, dieses Recht gehörte ihnen, und jeder Bischof müsse von dem Metropolit ordiniret und konsekriret werden unter dem er stand. Die Gemeine gestattete dieses. Allein darauf ging die Sache weiter. Die Metropolitane nahmen sich eine Inspektion heraus, und das Recht, daß sie die übrigen Bischöfe ihrer Provinz ermanen, auf sie acht haben und ihnen befelen könnten. Das wolten die Bischöfe anfangs nicht gestatten; nach und nach ward man daran gewönt. Man erlaubte ihnen also eine väterliche Aufsicht und Macht über die andern. Da man so weit gekommen war, so sagten sie, sie wären Richter. Wan also ein Bischof etwas that, das nicht recht war: so hörte ihnen das Urtheil zu, aber so, daß sie die anderen Bischöfe mit zu Hülfe zogen. Das wolte erst auch nicht verstattet werden, es ging aber doch durch. Wan ein Bischof etwas beging: so gehörte die Sache vor den Metropolitane, der beleidigte Theil klagte, und der Metropolitane untersuchte die Sache. Wan unter den Bischöfen etwas vorging: so lud der Metropolitane sie ein, ermanete sie, und wen es nichts helfen wolte: so kam die Sache ans Koncillium. Sie wußten sich auch mehr Einkünfte zu verschaffen. Sie erfanden Mittel, gewisse Auflagen der Kirche zu machen, damit sie die Unkosten ertragen könnten. Es ward also erstlich ein gewisses Geld auferlegt, daß das Kathedrum hernach genennet worden. Darauf folgten Visitationes, und es mußten Visitations-Gebühren erlegt werden. Kurz, sie steigerten ihre Rechte so weit, daß sie zu einer grossen Macht und vielen Vorzügen gelangten. Allein nach und nach sind ihre Vorzüge gefallen, und in den jezigen Zeiten haben sie sehr wenige Rechte übrig. Die Bischöfe, die unter ihnen stehen, wollen izt nicht mehr so gehorchen. Die

Die Verbrüderung der Christen ging allgemag weiter; viele Provinzen in Asia, Afrika und Europa schlugen sich zusammen, und unterhielten eine engere und genauere Freundschaft mit einander. Da das geschehen war, bedurfte man wiederum einer andern Art der Bischöfe, die höher als die Metropolitens waren, und diesen gab man in dem vierten Jahrhundert einen jüdischen Namen Patriarch. Ein Name, welchen die Juden dem vornehmsten Lehrer und Vorsteher ihrer Synagoge gaben, nachdem Jerusalem zerstört worden. Man hatte im Anfang nur drei solcher Patriarchen; in Europa den Bischof zu Rom; in Afrika den Bischof zu Alexandrien; in Asia den Bischof zu Antiochien. Bei der Kirchenversammlung zu Nicea, die zu Anfang des vierten Jahrhunderts gehalten ward, waren schon diese drei Bischöfe Häupter vieler Metropolitens, oder geistlichen Provinzen. Im sechsten Kanone des Concilii von Nicea wurden diese drei Bischöfe ausdrücklich genannt. Aber da Konstantin der Große den Kaiserlichen Stuhl nach Konstantinopel verlegt: so wolten die Bischöfe zu Konstantinopel auch Hauptbischöfe oder Patriarchen sein, und der Kaiser unterstützte sie. Man mußte also zu den dreien Patriarchen den vierten setzen. Der hatte wieder viele Provinzen unter sich, die den übrigen Bischöfen genommen wurden. Endlich mußte man noch den fünften Patriarchen annehmen; das geschah im fünften Jahrhundert, da machte man den Bischof von Jerusalem dazu. Man meinte, daß die Kirche, welche die älteste ist, und wo Christus gelebt und gelehret habe, auch eines Vorzugs würdig sei. Also ward endlich beschlossen, daß der Bischof zu Jerusalem auch zu den Patriarchen solte gestellet werden. Da er aber eine kleine

Dioecese hatte, so trat der Patriarch von Antiochien ein gewisses Stück ab. Allein der Bischof von Jerusalem ist meistens mehr ein Nam, als ein wahrer Patriarch gewesen. Man hat nur in seiner Person die Mutter aller Kirchen ehren wollen. Diese fünf Patriarchen sind noch in den jezigen Zeiten da; aber vier von diesen Patriarchen haben ihre alte Herrschaft größtentheils verloren. Der Patriarch von Konstantinopel hat noch ein Ansehen und grosse Einkünfte. Er hat nicht nur eine geistliche, sondern auch eine weltliche Gerichtsbarkeit, und der Sultan setzt ihn ein durch einen Stof, und belohnet ihn theils mit der geistlichen theils weltlichen Gerichtsbarkeit. Wen er also nicht unter der türkischen Obrigkeit lebte, wäre er noch ein begüterter Prälat. Wan er Geld braucht, legt er den Bischöfen und Gemeinen eine Schatzung auf.

Diese fünf Patriarchen, da sie aufgerichtet waren, entzogen den Metropolitnen ein grosses Theil der Rechte, die sie gehabt. Sie machten es eben so mit ihnen, wie die Metropolitnen es mit den Bischöfen gemacht hatten. Die Patriarchen ordinirten alle Metropolitnen; beriefen die Kirchenversammlungen zusammen, und richteten sie ein; nahmen Appellationen an; hatten den Vorsitz in den Concilien aller der Provinzen, die unter ihnen waren, und das Archiv, das unter ihnen stand. Sonderlich steigerten der Patriarch von Rom und Konstantinopel ihre Rechte so weit, daß sie ihren Metropolitnen nichts übrig ließen. Unter den Patriarchen war der zu Rom der Ordnung nach der erste und reichste. Das kan nicht geläugnet werden, daß er den ersten Rang vom dritten Jahrhundert an gehabt, und die Gottesgelehrten, die es ihm streitig machen wolten, handelten nicht klug. Aber ein Vorrecht in der Jurisdiction hat er nicht gehabt.

gehabt. Dieser Patriarch kam in so glückliche und gute Umstände, daß er die Rechte der Kirche an sich zog, und sich endlich zum Herrn der ganzen Kirche aufwarf, und behauptete, daß er über alle Patriarchen herrschen müßte. Diese Herrlichkeit haben die römischen Patriarchen vom achten Jahrhundert an erhalten. Sie fingen an vorzusagen, daß sie Herren der ganzen Welt sein; daß ihnen der Erlöser alle seine Majestätsrechte abgetreten; daß sie allein die Macht Geseze zu geben, und alle übrige Dinge hätten, die Christus gehabt hätte. Die Umstände von Europa waren damals so beschaffen, daß niemand so viel Erkenntnis hatte, ihnen zu widerstehen. Daher war es leicht, daß sie ihr neues Kirchenrecht, welches in den ersten sieben bis achthundert Jahren unter den Christen ganz unbekant gewesen, ausbreiteten. Allein die morgenländischen Patriarchen haben nie des Pabstes Macht erkennen wollen. Sie läugnen bis auf unsere Zeiten, daß der Pabst das Haupt der ganzen Kirche sei. Indes räumen sie ihm doch den ersten Rang ein.

§ 5.

Die allerersten und ältesten Presbyteri wurden von den Aposteln selber mit Bewilligung der Gemeinen bestellet und gesezt. Die Eigenschaften, die diese Ältesten an sich haben mußten, stehen 1 Tim. 3, 1. Er sol sein eines Weibes Mann, der einen guten Namen hat, der eine ehrliche Handtierung treibt. Daher wurden Handwerker erwälet. Man teilte aber die Handtierung in ehrliche und unehrliche; z. E., ein Wirt ward als ein Mann angesehen, der einen nicht rümlichen Namen suchte. Er sol sein Haus wol regieren; es wurden also Leute gewälet, die Weib und Kinder hatten. Aus eben dieser Stelle

§ 2

siehe

sieht man, daß schon beiarte Leute gewählt worden, denn sie mußten Kinder in aller Erbarkeit erzogen haben. Es sagt zwar ferner der Apostel, daß er gelehrt sein solle; allein, daß er eben in den Wissenschaften geübt sein sollte, sieht man gar nicht; man er nur die Gabe vor der Gemeinde zu reden hatte. Eine mäßige Gabe des Vortrages, eine grosse Treue, und ein redlicher Eifer waren alle Eigenschaften, die man von den Lehrern der ältesten Kirche verlangte. Bei diesen Eigenschaften blieb es lange. Ein iedweder, der dieselben an sich hatte, konnte Presbyter werden; und es hat eine lange Zeit gewährt, ehe man geglaubt hat, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu einem Ältesten nötig wäre. Nach denen Tagen der Apostel wählte die Gemeinde ihre Ältesten. Wen keine Konfessores oder designirte Märtyrer in der Gemeinde waren, die das nächste Recht zu den geistlichen Plätzen hatten: so ward ein ieder gewählt, der mit den nötigen Eigenschaften begabet zu sein schiene. Wie es dabei zugegangen, kan aus Mangel der Nachrichten nicht gezeigt werden. Es ist aber sehr zu vermuten, daß es im zweiten Jahrhundert noch eben so gehalten worden, als im ersten. Dieser alte Zustand änderte sich da man Pflanzschulen der Geistlichen, *Seminaria*, bei den allermeisten Gemeinden im zweiten Jahrhunderte aufrichtete. Man lernte aus der Erfahrung, wie gut es wäre, daß die, die Diener und Vorsteher der Gemeinde werden wolten, nach und nach dazu zubereitet würden; daher legte man Schulen an. Anfangs müssen diese *Seminaria* sehr schlecht gewesen sein, den es waren noch wenige Einkünfte. Allein in Alexandrien und sonst wurden sie hernach grösser. In Alexandrien hatte man das berühmte catechetische *Seminarium*. Man weis, daß der heilige Johan-

nes eine solche Schule zu Ephesus gehabt; daher sind die iezigen Kathedralschulen entstanden. Die Domherren sind eigentlich nichts anders als Presbyteri, obgleich sie ihren Namen und Lebensart verändert haben. Unter diesen Domherren war vorzeiten einer der Scholaster hies, und welcher über das Schulwesen die Aufsicht hatte. Allein in den iezigen Zeiten ist es nur ein Ehrenname. Der Domherr, welcher diesen Titel fñhret, ziehet zwar die Einkünfte, aber er hat wenig mehr zu thun. Es ist also sters unter den Aeltesten einer gewesen, der über die Schulen der Geiřtlichen die Aufsicht hatte. Diese Seminaria veränderten algemag in gewissen Stücken die Besetzung der geiřtlichen Plätze. Dadurch ward ein Steigen in der Geiřtlichkeit bei denen Christen eingefñhret. Aus den Seminaristen wurden die Diaconi und Bedienten der Kirche, aus den Bedienten die Aeltesten, und aus diesen die Bischöfe ernant. In den ältesten Zeiten ferete man sich an diese Ordnung nicht. Doch hatte selbige ihre Ausnahme. Wen Befenner oder designirte Märtyrer da waren, so wurden diese vorgezogen, auch drang das Volk darauf, daß ein Mann, den es besonders liebte, und zu dem es ein Zutrauen hatte, gewälet wurde. Es hies damals, die Stimme des Volks ist Gottes Stimme. Durch die Seminaria kam es nach und nach auch dahin, daß wenigstens in der groffen Gemeinde lauter Gelehrte, und in den Wissenschaften erfarme Leute zu Geiřtlichen gesetzt und ernennet wurden. In den kleinen Gemeinen ging das so gleich nicht an.

§ 5.

Die ersten Bischöfe sind von den Aposteln selbst gesetzet worden. Nach dem Ableben derselben ward

der Bischof gewält. Das Recht des Vorschlags oder der Präsentation war bei der Geistlichkeit, oder bei dem Kollegio der Ältesten der Gemeinde, welches einige von den benachbarten Bischöfen mit zu Rathe zog. Die Wahl aber war bei dem Volk, das eine vollkommene Freiheit hatte, entweder aus den vorgestellten Personen einen zu nehmen, oder die Vorstellung ganz abzuschlagen, und entweder einen andern Vorschlag zu verlangen, oder selbst und eigenmächtig eine Person zu ernennen; oder, wie man zu reden pflegte, zu postuliren.

Wan ein Bischof also mit Tode abgegangen war, so berathschlagten sich die Presbyteri, um welche Zeit der Wahltag sollte gehalten werden. War der Wahltag festgesetzt, so machten sie ihn einigen benachbarten Bischöfen kund, daß selbige in der Gemeinde sich einfinden mögten. Diese fanden sich ein. Sie hielten mit den Presbytern der Gemeinde Berathschlagung, was etwa vor Personen dem Volk könnten vorgeschlagen werden. Man vereinigte sich entweder über einen oder mehrere. Of war eine Person durch eine Volkommenheit und Gabe über die andern so erhoben, daß man sonst keinen vorschlug. Aber zuweilen waren viele einander gleich, und wenn das war: so schlug man viele vor. Wan die Ältesten der Gemeinde mit den benachbarten Bischöfen einig waren, so wurden die Namen derer, die vorgestellet werden solten, öffentlich einige Sontage nach einander von den Diaconen ausgerufen, und an den Kirchthüren, wo der gleichen Bestellung geschehen sollte, und in allen benachbarten Parochien und Diocesen angeschlagen. Daher konnte die Gemeinde und jedes Mitglied Nachricht von denselben einziehen, ihr Verhalten untersuchen und prüfen, um zu sehen, ob sie auch tüchtig wären.

wären. Wenn so die Namen bekannt waren, so ward zur Wahl eine Zeit bestimmt. Die Ältesten schlugen die Personen vor, und ließen dem Volke die Freiheit, entweder die Vorgeschlagenen anzunehmen, oder sie alle abzuweisen. Wenn dem Volke alle vorgestellt worden, und das Volk zufrieden war, so geschah die Wahl selbst. Es ward meistens einer gewählt, und der die mehresten Stimmen hatte, ward Bischof. Ward nur einer vorgestellt, so war keine Wahl; das Volk aber konnte diesen abweisen, und einen andern wählen. So ward es insgemein und gewöhnlich gehalten. Wenn das Volk gewählt hatte, so geschah ordentlich die Einsetzung. Die Kanones wolten, daß ein Bischof von zwei bis drei Bischöfen sollte eingesegnet werden. So bald also die Gemeine ihn gewählt hatte, traten die benachbarten Bischöfe zu, sondereten ihn von dem Volke ab, legten die Hände auf ihn, und beteten über ihn. Das thaten die Ältesten und auch das Volk, und so war er ein rechtmäßiger Bischof. In den Kanonibus steht das Gesetz, daß der Bischof von drei Bischöfen sollte eingesegnet werden. Das hat seinen Grund. Man wolte ihn dadurch desto mehr zu seinem Amte verbinden. Denn wenn nur einer ihn eingesegnet hätte, so wäre das Amt so fest nicht gewesen. Dis ist noch gewöhnlich. Allein man hat doch auch hernach Exempel, daß zwei hinreichend gewesen; auch daß nur ein Bischof einen andern eingesegnet hat; welches letztere aber ein ganz außerordentlicher Vorfall war.

So ward es insgemein und ordentlich gehalten. Allein es waren Ausnahmen von dieser Regel: Erstlich geschah es oft, daß der abgelebte Bischof vor seinem Ende eine Person ernennete, die er vor die tüchtigste hielt, das Amt zu bekleiden. Eine solche

Wahl ward weder von der Geistlichkeit noch der Gemeinde in den Wind geschlagen. Wen also ein solcher Bischof eine Person ernennete, so war weder Vorschlag noch Wahl. Man nahm ihn ohne Weiskaufzeit an. Dis geschah alsdan, wen der Bischof grosse Liebe hatte. Zweitens waren öfters Konfessores und designirte Märtyrer in der Gemeinde. Wen diese da waren, so hörte die Vorstellung und Wahl abermals auf. Den diese hatten allezeit ein Recht zu den Bischofsthronen, wen sie selbige haben wolten, und sie musten ernennet werden. Es geschah aber auch, daß drei oder vier da waren. In dem Fal ward das Los nach dem Exempel Apostelg. 1, 23. 26. gezogen. Die Losung war auch alsdan üblich, wen die Stimmen gleich waren. Man wußte sonst kein Mittel herauszukommen. Drittens war es die sogenannte Postulation. Die Gemeinde hatte eine ungemessene Liebe zu dieser oder iener Person, und wolte diesen zum Bischof haben. In dem Fal hatte der Vorschlag und das Wahlrecht nicht stat. Das Volk postulirte. Ein solch Postulat mußte angenommen werden, und die Wahl fiel auf solche Personen, woran man nicht gedacht hatte. Ein solcher postulirter Bischof ward Ambrosius zu Mailand im vierten Jahrhundert. Er war ein Geheimerath des Kaisers, wurde vom Volke postulirt, und er mußte seine weltliche Bedienungen niederlegen, und die geistliche annehmen. Photius, der im dritten Jahrhundert zum Patriarchen von Konstantinopel ernant wurde, war Soldat, Obrister von dreien Regimentern im Kaiserlichen Staate. Der Kaiser hatte Lust ihn zum Patriarchen zu machen, er steckte sich hinter das Volk, und er mußte angenommen werden. Hieraus kan man den Titul verstehen, den noch die Bischöfe haben, postulirter Bischof.

Bischof. Diese muß man von Lenen gewäلتen unterscheiden. Das Wort ist also noch da, die Bedienung aber ist verloren. Viertens die Person, die gewäلتet werden konnte, war ordentlich ein Presbyter. Allein aus dem, was von den Ausnahmen gesagt worden, ist klar, daß das nicht sters beobachtet wurde. Man hat Exempel, daß Diakoni, und oft Leute, die keine öffentliche Bedienung hatten, auch gemeine Leute, gewäلتet wurden; aber ordentlich wurden sie aus den Ältesten gewäلت. Da die Mönche aufkamen, und sich durch ihren unschuldigen und von der Welt abgezogenen Wandel sehr beliebt machten, ward insgemein der Bischof aus den Mönchen gewäلت. Dis geschah vom fünften Jahrhundert an. In der abendländischen Kirche ist dieses abgeschafft worden; allein in dem größten Teil der morgenländischen Kirche sind bis auf izige Zeiten fast alle Bischöfe Mönche; und in der griechischen Kirche sind keine andere Bischöfe als Mönche.

§ 7.

Das Amt eines Bischofs war in den ältesten Zeiten eben so mühselig als gefährlich, und es trug noch dazu sehr wenig ein. Daher sehnten sich eben nicht Viele nach der Würde eines Bischofs. In vielen Gemeinen mußten die gewäلتen Bischöfe mit Zwang und wider ihren Willen eingefüret werden. Man mus, wen man einen Bischof der alten Zeiten sich vorstelllet, sich einen alten Mann gedenken, der als ein Bauer gekleidet geht; der ein Handwerk hat, und sein Brod durch seine Handtierung suchen mus; den so viel trug sein Amt nicht ein, daß er davon leben konnte. Man muß sich vorstellen, daß er eine Gemeinde von etwa sechshundert Menschen hat, worunter

sehr viele Leute, die arm und dürftig sind, die ihm nichts geben können. Man mus sich einen Mann vorstellen, der von Tage zu Tage in beständiger Gefar stehet, und den die Juden und Heiden nachstellen. Der also nicht nur Last, Mühe und Arbeit, sondern auch eine beständige Gefar hat. Da ein Bischof ein solcher Mann war, waren eben so viele in der Gemeine nicht, die Lust hatten, Bischöfe zu werden. Daher finder man in den ersten Zeiten, daß so viele, die zu Bischöfen gewälet wurden, durchaus nicht Bischöfe sein wolten. Daher kam es auch, daß man die, die zu Bischöfen gewälet worden, gleich festsetzte, den es liefen viele weg. So bald ein Bischof gewälet worden, waren fünf bis sechs Aeltesten, die ihn festhielten, und so lange bunden, bis er sich erklärte, daß er Bischof bleiben wolte. Diese Gewonheit ist noch in Alexandrien. Man schließt ihn ein, daß er nicht davon gehen möge. Dieses ist nun in den abendländischen Gemeinen durch ausdrückliche Verordnungen abgeschafft worden. Die Koneilia haben die Verordnung gemacht, daß niemand sol mit Zwang zum Bischof gemacht werden. Man richtet sich aber nicht sters darnach.

Da die Gemeinen grösser wurden; da sie mehr Einkünfte bekamen; da sie keine Gefar mehr hatten; da funden sich Leute genug, die Bischöfe werden wolten, und da gab es verdriesliche Händel. Schon im dritten Jarhundert, da noch die Zeiten der Verfolgung waren, entzweite man sich oft in den größern Städten über die bischöfliche Wahl. Es waren oft drei bis vier, die Bischöfe werden wolten, und das Volk trennete sich oft. Zu Rom war im dritten Jarhundert ein heftiger Streit. Eine Parthei wälte den Kornelius; die andere wolte den Novatius haben.

haben. Man beschuldigte den Kornelius, daß er gar zu hart mit denen umgegangen, die abgefallen gewesen. Daraus entstanden zwei Partheien. Kornelius blieb Bischof, und ward bald als ein Märtyrer hingerichtet. Novatus aber sonderte sich ab, und machte ein Schisma. Eben so ging es in Karthago. Der grosse donatistische Streit kam blos von einer Bischofswahl. Im Jahr 311 starb der Bischof Mensarius. Es sollte ein neuer gewählt werden. Die meisten fielen auf den Kaliciamus, der Presbyter in Karthago war. Dieser ward also erwählt; allein es ging ein Fehler bei seiner Einsegnung vor. Man segnete ihn eher ein als die Bischöfe von Numidien angekommen waren. Diese stunden unter dem Bischof von Karthago, und hatten das Recht, der Einsegnung beizuwonen. Ihre Gegenwart war gleichsam die Bestätigung der geschehenen Wahl. Da nun die numidischen Bischöfe nach Karthago kamen, beschwerten sie sich, und wolten den neu erwählten Bischof nicht vor einen rechtmäßigen erkennen. Hinter diese stekten sich diejenigen, die mit der Wahl nicht zufrieden waren. Dem Bischof Felix, der den neuen Bischof einsegnet, ward Schuld gegeben, daß er ein Traditor wäre; das ist, er hätte seine Bücher dem kaiserlichen Richter und Soldaten ausgeliefert. Die Traditores aber wurden als grosse Sünder angesehen, die erst durch eine Kirchenbuße mußten wieder aufgenommen werden. Dem neuen Bischof selbst ward das Verbrechen vorgeworfen, daß er sich gegen die Märtyrer zur Zeit der Verfolgung des Diokletiani aufs äusserste versündigt habe, indem er sie fast vor Hunger hätte sterben lassen. Wenn das hätte können bewiesen werden, wäre er ohnstreitig des Bistums unwürdig gewesen. Alle numidischen Bischöfe traten also zusammen.

sammen. Unter ihnen war Donatus der Vornehmste, er war Bischof von Kasis, und von ihm bekam die Partei und der Streit den Namen. Mit ihnen vereinigten sich viele zu Karthago, und diese erwählten einen neuen, den Maiorinum. Cäcilianus und Maiorinus waren also zugleich Bischöfe. Diese beiden unterhielten einen starken, heftigen und hitzigen Streit, daraus das donatianische Schisma entstand, welches der Kirche vielen Schaden gethan. Der Streit wäre lange; konnte durch keine obrigkeitliche Macht gehoben werden. Erst im sechsten Jahrhundert ward Friede, und die Donatisten kehrten sich alle nach und nach wieder zur allgemeinen Kirche. So ging es bei den grossen und zahlreichen Gemeinden, da die Bischöfe mehr Ansehen und weniger Gefahr bekamen. Diese Unruhen wurden noch stärker, da die christliche Religion die herrschende Religion ward. Selten ward eine Wahl gehalten, wo nicht Spaltungen, Unruhen und Empörungen entstanden. Bei den kleinen und geringern Plätzen ging es ganz ruhig zu. Allein man in Alexandrien, zu Rom, zu Karthago, zu Antiochien ein Bischof sollte gewählt werden, ging es heisser her. Das Volk theilte sich oft in drei Theile; und die Geizlichkeit konnte man nicht bändigen. Daher entstanden oft innerliche Kriege und Blutvergiessen. Sie stritten mit einander, als wenn sie über einen weltlichen Herrn gestritten hätten. Im vierten Jahrhundert entstand darüber zu Rom ein Blutvergiessen. Ein Theil wählte den Damasus; der andere einen andern. Diese Parteien führten einen ordentlichen Krieg. Sie fielen einander in den Kirchen an, und würgten einander.

Diese Unruhen stifteten allmählig die Veränderung, die bei der Bischofswahl vorging. Man schloß abge-
mag

mag das Volk aus, weil es sehr leicht Unordnung machte. Der Kaiser und die grossen Herren zogen entweder die Ernennung der Bischöfe an sich, ohne die Geistlichkeit; oder ein Theil der Geistlichkeit behielt dieses Recht. Das Volk behielt so viel Recht, daß es seine Einstimmung geben konnte. Das bedeutete aber nichts. Der neue Bischof ward dem Volk vorgestellt, und es ward gesagt, daß ihm der Kaiser oder der Landesherr ernennet. In den kleinen Orten blieb es noch eine zeitlang beim alten; und man siehet, daß im fünften bis siebenden Jahrhundert noch an kleinen Orten die Bischöfe vom Volk gewählt worden. Nach und nach aber ist es dahin gekommen, daß das Volk von der Wahl des Bischofs ausgeschlossen worden; und im neunten Jahrhundert hatte es gar nichts mehr zu sagen.

Zuerst nahmen die grossen Herren die Ernennung der Bischöfe zu sich. Das geschah besonders in den Städten, worin ihnen an dem Bischof gelegen war. Es war z. E. einem Kaiser sehr viel daran gelegen, daß der Bischof in der Stadt Rom ein Mann wäre, dem der Hof und der Kaiser trauen könnte. Den es hatte der Bischof ein grosses Ansehen bei dem Volk, und wann ein Aufruhr entstand, so konnten die Bischöfe allein ihn stillen. Daher zogen die grossen Herren die Ernennung der Bischöfe in den Städten an sich, wo eine grosse Menge Volks lebte. Hernach ging die Sache weiter. Die grossen Herren nahmen auch die Ernennung der Bischöfe in den Orten an sich, denen sie Ländereien und Güter gegeben. Der Herr des Landes meinte, daß er als Patronus dieses Recht habe. Also ernannten die grossen Herren nach dem vierten Jahrhundert den Bischof aus einem doppelten Grunde; erstlich als Landesherrn an den grossen Orten; zweitens als Patronen.

An

An andern Orten ward nur das Volk von der Wahl der Bischöfe ausgeschlossen, und man lies die Aeltesten, die bei den bischöflichen Kirchen stunden, die man 120 Domkapitul nennet, allein ihren Bischof ernennen und wälen; und so ist es in unsern Zeiten beschaffen. Die meisten Bischöfe werden von dem Könige, in dessen Landen sie Bischöfe sind, ernant. In einigen andern Ländern, sonderlich in Deutschland, werden sie von den Aeltesten oder von den Domherren mit Ausschließung des Volks gewälet.

§ 8.

Die Aeltesten und Diaconi wurden gleichfalls in den ältesten Zeiten, nach der Vorschrift der Apostel, der Gemeine von der Geistlichkeit vorge schlagen und vorgestellt, und von der Gemeine ganz freientweder abgewiesen oder angenommen. Allein da die Gewalt und das Ansehen der Bischöfe sich vermerete, zogen dieselbe zuerst das Recht an sich, die Diaconen nach ihrem Gefallen zu setzen, ohne die Gemeine zu fragen. Der Bischof sahe die Diaconos für seine Bedienten an, und meinte also, daß er sie selbst ernennen könne; und im dritten Jahrhundert sieht man allenthalben, daß der Gemeine nichts gesagt wurde, wen ein Diaconus sollte ernennet werden. Bei den Aeltesten überliessen sie der Gemeine nichts mehr als die Abweisung; und auch dieses galt im dritten Jahrhundert nicht mehr. Die Bischöfe wurden so mächtig, daß sie diejenigen, die sie wolten, zu Aeltesten ernanten, und der Gemeine nichts sagten, als daß dieser oder iener sei ernant worden. Das sieht man aus den Handlungen des Cyprians. Da er abwesend war, schickte er der Gemeine Aeltesten, die mußten sie annehmen; und man kan nicht zweifeln, daß es in andern Gemeinen eben so gewesen sei. Sie hatten

hatten also kein Recht mehr, als daß sie ja sagen konnten. Die kleinen Geistlichen, die Unterdiakoni, und die übrigen sind stets frei von dem Bischof angenommen worden. Man sieht nicht, daß die Gemeinde gefordert habe, deswegen gefragt zu werden.

Vom dritten Jahrhundert an war es schon Weise, daß die Eltern, welche ihre Kinder dem geistlichen Stande gewidmet hatten, dieselbe insgemein dem Bischof anboten, und wen nichts einzumenden war, wurden sie angenommen. Sie konnten aber nicht hoch steigen, wo sie nicht die unteren Ordnungen durchgegangen. Daher mußten sie von den niedrigen Bedienungen anfangen. Bei diesen Kindern ward auf kein Alter gesehen. Diese Personen, welche so von ihren Eltern selbst dargeboten wurden, hießen *oblati*, das ist, Geopferte, die von ihren Eltern selbst dem Herrn gleichsam waren geopfert worden. Man sieht, daß unter diesen kleinen Geistlichen gleich nach den Tagen Konstantins des Großen große Herren gewesen. Der Kaiser Julianus war ein Prinz vom Geblüt; allein er war doch in seiner Jugend ein Vorleser, unter der Aufsicht Eusebii von Nikomedien, wie auch sein Bruder Gallus, der noch vor ihm die Würde eines Cäsars erlangte.

So blieben zwar die Dinge, so lange die christliche Religion noch in bedrängten Umständen war. Nach den Tagen Konstantins des Großen aber entstand eine große Veränderung. Die sogenannte Patronatrechte kamen auf, und da hatten selbst die Bischöfe bey den meisten Kirchen so viele Rechte, nicht mehr als vorher. Die Patronen ernannten, und die Bischöfe prüften sie nur. Das Patronatrecht kommt ursprünglich aus dem Heidentum. Wer unter den Griechen oder Römern einen Tempel oder Kapelle

Kapelle bauete, der hatte auch das Recht, die Priester desselben zu ernennen. Die Griechen und Römer meinten, daß je mehr Kapellen und Tempel wären, je mehr wäre das Land vor Krieg und Feinden und andern Plagen gesichert, die Götter würden sie davor beschützen. Damit also viele mögten gebauet werden; so fürete man ein, das der, welcher eine Kapelle oder Tempel bauere, solte berechtiget sein, die Priester zu ernennen. Dieses Recht, das lange vor Christo üblich war, ward nach Konstantin dem Großen, unter den Christen aus einer doppelten Ursache eingeführt. Erstlich, damit Gott Versammlungshäuser mögten gebauet werden; weil die Christen einen Teil der heidnischen Meinungen angenommen, daß je mehr Kirchen in einem Lande wären, desto mehr Gnade hätte das Land von Gott zu erwarten. Damit nun Leute ermuntert würden, Kirchen aufzubauen, versprach man das heidnische Patronatrecht. Da die reichen Leute sahen, daß, wenn sie Gotteshäuser baueten, sie dieses Recht bekämen, baueten sie Kirchen. Die zweite Ursache war, die Versorgung der Geistlichen. Vor den Zeiten Konstantins des Großen hatte die Kirche keine liegende Gründe. Die Bischöfe, Presbyteri und Diaconi mußten von den freiwilligen Gaben leben. Da Konstantin der Große die christliche Religion zur herrschenden Religion machte, gab er ein Gesetz, daß man den Kirchen etwas vermachen könnte. Das half zwar etwas, allein es war doch so viel noch nicht da, daß die Geistlichkeit davon leben konnte. Damit man nun mehr bekäme, so ward die Verordnung gemacht; wer eine Kirche dotirte, das ist, ein Kapital niederlegte, von dessen Einkünften die Geistlichen erhalten würden, der solle die Macht und das Recht haben, die Geistlichkeit

lichkeit bei der Kirche zu ernennen. Daraus funden sich viele Leute, die theils Kirchen baueten, theils so viel schenkten, daß die Geistlichen der Kirche davon leben konnten. Diese nun hatten das Patronatrecht; sie hatten das Recht, die Geistlichen vorzustellen und zu ernennen. Dadurch sind die Rechte der Bischöfe in Ansehung der Besetzung derer Aeltesten und Diaconen sehr geschwächt worden. Der Bischof hatte von der Zeit an nichts als das Recht, die Vorgesetzten zu prüfen. Wan sie nicht tüchtig waren, so hatte er die Macht, sie abzuweisen; sonst aber nichts als das Recht sie zu bestätigen. Dabei bleibt es noch. Man hat das Patronatrecht nicht aufgehoben. Die erweisen können, daß sie einer Kirche Vermögen gegeben haben, haben noch das Recht, die Geistlichen zu ernennen. Der Patronus hat aber auch die Last, daß er die Kirche in baulichem Stande erhalten; und die Kirche sowol, wenn sie umfällt, als das Pfarrhaus aufbauen muß. Er hat das Recht die Geistlichen einzusetzen. Er kan die Geistlichen mit den Gütern belehnen, die seine Vorfahren vermacht haben. Allein er ist auch verbunden, wen Streitigkeiten deswegen entstehen, den Proces zu führen. Wen der Patronus die ihm obliegenden Beschwerden nicht beobachtet; so gihl das Recht, ihn aus dem Besiz zu setzen. Der Landesherr nimt die Beschwerden auf sich, und ernennet die Geistlichkeit. Wan die Gemeinde die Lasten aufnimmt, so hat die das Recht die Geistlichen vorzustellen. Daher siehet man, daß viele Gemeinen in den christlichen Kirchen dieses thun. Das Recht aber die Geistlichen zu bestätigen ist in allen landen bei dem Landesherrn. In einigen landen haben die Patronen noch einige besondere Rechte.

§ 9.

Alle Geistlichen der allerersten und ältesten Zeiten hatten das Recht, sich zu verheiraten nach 1 Tim. 3, 2. II. 12. Allein von Anfang her sind doch die unverheirateten Geistlichen höher gehalten worden, als die verheirateten. Diese Hochachtung der ledigen Geistlichen ward auf die Worte Pauli gebauet 1 Kor. 7, 32. 33. Da die Asketen unter den Christen aufkamen, stieg die Hochachtung der ledigen Geistlichen noch höher; denn man meinte, daß das geistliche Asketen wären, oder doch sein müßten, und daß sie also den Asketen nachahmeten, welche meistens außer der Ehe lebten. Durch die verdorbene und unverständige Geisterlehre, die aus der platonischen Philosophie in dem zweiten Jahrhundert unter die Christen gekommen, ward das Ansehen und die Hochachtung der ledigen Geistlichen noch mehr vergrößert. Alle Morgenländer und alle Platoniker teilten die Geister in gute und böse, wie die Christen thun. Den Geistern aber gaben alle Platoniker und Morgenländer einen Leib. Man konnte sich ein Wesen ohne Leib nicht vorstellen. Diese Leiber sagten sie, wären viel dünner, feiner und geistlicher als unsere schwere Leiber. Bis so weit ist nichts sonderbares darin. Allein von den bösen Geistern hatten die Morgenländer und Platoniker eine besondere Meinung. Sie glaubten, daß diese Geister eine natürliche Neigung zu allerhand Arten von Wollüsten hätten, und sich aufs äußerste bemüheten, die Wollust zu erhalten. Einige Geister sagten sie, sind zum Fressen und Trinken; andere zur Unzucht; andere zum Geiz; und so ferner, geneigt. Allein sie haben einen sehr dünnen Leib; daher ist ihr Leib ungeschickt, ihre Neigung zu befriedigen. Daraus zogen die Morgenländer und Platoniker diese Folgen. Da
die

die bösen Geister von Natur zu allen Arten der Wollust geneigt sind, und doch so zarte Leiber haben, daß sie die Wollüste nicht pflegen können; so bemühen sich diese Geister in die Leiber der Menschen zu kommen, damit sie in selbigen die Wollust genießen können, wornach sie sich sehnen. Ein Geist also, der gerne hat essen und trinken wollen, begibt sich in den Leib eines starken Fressers und Säufers. Ein Geist, der zur Unzucht geneigt ist, bemüht sich, in den Körper eines Unzüchtigen zu kommen, damit er in diesem schweren Körper seine Unzucht vergnügen könne.

Alle Bücher der Platoniker zeugen von diesem Glauben. Auf diese Art erklärten diese heidnische Weltweisen die Neigung der Menschen zur Unzucht, Fresserei, der Trunkenheit u. in ihnen. Sie sagten, es wone ein Geist in ihnen, der dazu geneigt wäre, und sie dazu antriebe. Aus dieser verdorbenen und seltsamen Geisterlehre folgte der Schluss, daß die, die viel fasteten, und ausser der Ehe lebten, viel sicherer wären vor der Besetzung der Geister als andere. Die Folge ist ganz natürlich. Ein Mensch, der heiratet, muß immer fürchten, daß sich ein Geist in seinen Leib senket, um seine Lust zu büßen. Diese Sache klingt lächerlich, ist aber im Ernst geglaubt worden; ein Unverheirateter ist sicherer als ein Verheiratheter vor der Besetzung des Teufels. Was kan aber schlimmer sein, als ein Geistlicher, der vom Teufel besessen wird. Daher ist es am besten, daß er rauh und strenge lebet; damit kein böser Geist in ihn sich begeben möge. Da diese Geisterlehre also unter den Christen angenommen war, mußten die unverheiratheten Geistlichen notwendig mehr Liebe und Vertrauen bekommen. Diese Philosophie hat unter den Christen nach und nach aufgehört. Schon im vierten Jahrhundert hörte sie allmäh-

lig auf, besonders aber im sechsten Jahrhundert. Da die platonische Philosophie so viel nicht mehr galt, urtheilte man ganz anders. Allein das ist ein Unglück vor die Welt, daß die Welt die Grundsätze wegwirft, und doch die Folgerungen behält. Man hatte den Grundsatz, ein unverehelichter Geistlicher ist sicherer vor der Besetzung der Teufel als ein verheirateter weggeworfen, und die Folgerung behalten. Indes blieb es doch lange unter den Christen frei, ob die Geistliche heiraten oder ledig bleiben wolten. Nach und nach aber ward es durch allerhand weltliche Ursachen; sonderlich in der abendländischen Kirche eingeführt, daß alle Geistliche unverheiratet sein sollten. Die römischen Bischöfe hatten bei dieser Verordnung ihren Vortheil, und sie haben daher stets stark über den ehelosen Stand der Geistlichen gehalten, bis die Reformation die alte Freiheit der Geistlichen in den protestantischen Gemeinen wieder hergestellt hat. In der morgenländischen Kirche haben die Geistlichen das Recht sich zu verheiraten, aber nur einmal. In den nestorianischen Gemeinen dürfen auch die Bischöfe und Aeltesten sich verheiraten; aber nicht in den griechischen Gemeinen.

§ 10.

Außer der Ehrerbietung und denjenigen Rechten, die das Amt der Geistlichen natürlich mit sich führt, konnten die Geistlichen der ersten Zeiten keine besondere Rechte und Freiheiten haben. Sie konnten weder ein besonderes Gericht, noch Freiheit von gemeinen Beschwerden oder Immunität und andere Rechte haben, die sie nach Konstantins des Großen Zeiten hatten. Vor Konstantin dem Großen waren sie nichts als Untertanen des Staats; daher war ein

Christli

christlicher Bischof und Geistlicher nicht von den Schatzungen und Abgaben frei. Er mußte vor eben dem Richter stehen, als die übrigen Christen. Es konnten nicht einmal die Geistlichen durch ihre Kleidung von den übrigen unterschieden werden. Wenn sie andere Kleidung getragen hätten, so würden sie von den Heiden leicht gekant worden sein, und man würde dieselben am ersten eingezogen haben. Die Kleidung der Geistlichen ist erst zu Konstantin des Grossen Zeiten aufgekommen, nachdem Ruhe und Friede in der Kirche entstanden war. Bei diesen Umständen hatten die Geistlichen der ersten Christen in den drei ersten Jahrhunderten nicht viele Rechte ausser der Gemeine; und die Rechte, die sie in der Gemeine hatten, konnten ebenfalls nicht gros sein. Die Rechte ihres Amtes mußten ihnen zugestanden werden. Der Bischof regierte die Gemeine, und die Presbyteren theilten die Sakramente aus, wenn der Bischof es befohlen. Zu diesem Rechte kam die Ehrerbietung, die sie hatten. Diese Ehrerbietung erwies man dem Bischof bei dem hohen Stuhl, den man dem Bischof gab. Dieser hohe Stuhl ward nach und nach in einen Thron verwandelt. Daher kommt die Redensart, der Bischof, der Patriarch, der Pabst ist intronisiert worden. Um den Bischof herum saßen die übrigen Geistliche in einem Cirkul. Aber das vornehmste Recht, was die Geistlichen hatten, war die Versorgung und der Unterhalt, die ihnen die Gemeinen nach der Vorschrift der Apostel reichen mußten. Allein dieser Unterhalt war in den ersten Zeiten nur sehr schmal und geringe, und gar nicht beständig, da die Kirche keine Gründe und liegende Güter hatte. Es ward nur ein Theil der sogenannten Oblationen, oder der freiwilligen Gaben der ersten Christen, die alle Sonntage gereicht wurden,

zum Unterhalt der Geistlichen angewendet. Dasjenige, das von diesen Gaben weder zum Abendmahle noch Mahl der Liebe war gebraucht worden, gehörte der Geistlichkeit und den Armen. Auf was Weise die Theilung geschehen sei, ist nicht bekannt. Wie viel einem Presbyter und Diakono und wie viel den Armen gegeben worden, ist dunkel.

So blieben die Dinge bis Bischöfe kamen. Da die Christen mit Bischöfen versehen worden, mußten insonderheit die Bischöfe einen Theil von den Oblationen haben, und zwar einen stärkern als die übrige Geistlichkeit, ihres Vorzugs wegen, und auch wegen der Gastfreiheit, die Paulus den Bischöfen befohlen hatte. Wan die Gemeinde die Fremden nicht aufnehmen konnte, fiel die ganze Last auf den Bischof. Darüber entging eine starke Portion von den Oblationen der Geistlichkeit und den Armen. Da durch die Einführung der Bischöfe und anderer Dinge die Einkünfte der Ältesten, Diakonen und Armen sehr waren verringert worden, so mußte man auf neue Mittel denken. Das erste Mittel war die Erweiterung der freiwilligen Gaben. Die Oblationen waren sonst nur wöchentlich gegeben worden; allein im zweiten Jahrhundert führte man auch die monatlichen Opferungen ein. Diese monatliche Opfer gehörten insonderheit den Armen, den elenden Witwen und Waisen zu ihrer Versorgung, und der Klerus bekam davon in der Folge nichts. Daraus siehet man, daß die Geistlichkeit sich von den Armen geschieden, die wöchentlichen Opfer vor sich behielten, und die monatliche den Armen gelassen. Dadurch wurden die Einkünfte der Geistlichen vermehrt. Allein auch diese Opfer reichten nicht zu, da die Geistlichkeit bei der Gemeinde immer stärker und größer ward bei dem Anwachse der Gemeine.

meine. Man färete also ein, daß nicht nur bei den Versammlungen zum Gottesdienst, sondern auch bei andern Gelegenheiten sollte geopfert werden; und so ward an den Laustagen, Gedächtnistagen der Märtyrer, bei den Vereheligungen, und an andern außerordentlichen Festen geopfert. Dadurch ward ihr Einkommen abermal ansehnlich vermeret.

Die ältesten Geistlichen hatten neben ihr geistlich Amt ein weltlich Amt. Dieses behielten sie bei dem geistlichen; und daher reichten die Oblationen in den ältesten Zeiten zu, daß sie fortkommen konnten. Diese Gaben waren gleichsam nur eine Beisteuer. Nach und nach ward es unter den Christen üblich, daß die Geistlichen mit keiner andern Handtierung als mit ihrem Amt sich beschäftigen sollten. Das war schon im zweiten Jahrhundert gebräuchlich. Dadurch ward ihnen ihr Leben sauer gemacht. Daher mußte wieder auf neue Mittel gedacht werden; und da fiel man auf die Erstlinge und Zehenden. Dieser Sache einen Schein zu geben, sagten die christlichen Geistlichen, daß sie Nachfolger der jüdischen Geistlichkeit, und in alle Rechte derselben gebracht wären. Diese Vergleichung der jüdischen und christlichen Geistlichkeit, die in der That wenig gegründet ist, war schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts gebräuchlich, wie man deutlich aus dem Tertulliano und andern Schriften sehen kan. Da nun die Geistlichkeit des alten Testaments den Zehenden und die Erstlinge von dem Volke Israel bekommen; so mußte daraus geschlossen werden, daß auch den christlichen Geistlichen die Erstlinge und die Zehenden müßten gegeben werden. Es ward also der Bischof Pontifer Maximus genant, und mit dem Hohenpriester der Juden verglichen. Die Presbyteri wurden

mit den Priestern des alten Testaments verglichen; und die Diakoni nannte man Leviten. Daraus folgten ungemein viele Dinge, besonders, daß das Recht der Erstlinge ein göttliches Recht sei. In den Kanonen der Apostel wird auch schon ausdrücklich derselben gedacht. Von den Zehenden kan man keine Stelle beibringen. Allein da die christliche Geistlichkeit sich das Recht der jüdischen Geistlichkeit angemasset, so ist sehr warscheinlich, daß sie auch das Recht der Zehenden eingefüret habe. Sonst sieht man nicht, wie sie sich hätte erhalten können.

Alles, was auf diese Weise gesamlet worden, ward in vier Haupttheile getheilet. Ein Teil gehörte dem Bischof, der zog einen grossen Teil wegen seines Ansehens und der Aufnahme der Freuden an sich. Der andere Teil gehörte den Aeltesten und Diakonen. Wie die wieder untergetheilt worden, hat man keine Nachricht. Der dritte Teil gehörte den Armen. Der vierte Teil ward bey Seite gelegt, und daraus entstand der sogenannte Kirchenschatz. Es fielen bei den ersten Gemeinen ausserordentliche Ausgaben vor. Es musste denen Bischöfen, die auf die Synodos und Concilia reiseten, Reisegelder gegeben werden. Es musste den Statthaltern, den Heiden, den Officieren die Hände versilbert werden; und sonst waren noch allerhand Ausgaben. Daher musste ein Schatz der Kirche aufgerichtet werden. Dazu ward die vierte Portion gebraucht und angewendet.

So sind die Dinge vor den Zeiten Konstantin des Grossen gehalten worden. Nach den Tagen desselben bekam die Geistlichkeit bürgerliche Rechte, dadurch sie von den übrigen Untertanen unterschieden wurde, und grosse Einkünfte und Rechte. Die bürgerlichen

lichen Rechte der Geistlichen waren anfangs sehr schwach; sie wurden aber in der Folge sehr vergrößert; und endlich sind sie so gros geworden, daß die Geistlichkeit eine eigene Gesellschaft hat vorstellen wollen, die von allen Schatzungen und Abgaben frei ist, und mehr Recht als die Laien hat. Die Geistlichkeit bekam ein *forum privilegiatum*, daß nemlich seine Sachen vor dem Bischof solten abgethan werden. Diese Freiheit ist erst almäßig zu der Grösse gelangt, welche sie izt hat. Auch erhielt die Geistlichkeit eine Ausnahme oder Befreiung von den gewissen Ausgaben und Schatzungen. Anfangs war diese Freiheit von gemeinen Beschwerden sehr klein; allein nach und nach ward sie stärker. Erstlich war die Geistlichkeit befreiet von persönlichen außerordentlichen Auflagen. Die ordentliche persönliche Schatzung mußte der Klerus entrichten. Wan z. E. außerordentliche Gelder ausgeschrieben waren, eine Brücke oder Weg zu bessern, so war die Geistlichkeit frei. Es wäre aber nicht lange, da kam es dahin, daß sie von allen Ausgaben frei wurde. Das fing schon im fünften Jahrhundert an. Allein die Steuern, die von Häusern und Gütern mußten erlegt werden, trug der Klerus eben sowol als die Uebrigen. Er war nur von den persönlichen Ausgaben frei; und diese Abgabe von Sachen hat die Geistlichkeit bis ins achte Jahrhundert in den Morgen- und Abendländern abgetragen. Selbst die Bischöfe mußten sie erlegen. Vom achten Jahrhundert an, da die römischen Päbste grosse Herren wurden, hat sich der Pabst, ebenfals die Geistlichkeit, algemag der Steuern, so auf den Gütern lasten, entzogen. Man hat gar behauptet, diese Freiheit sey ein irdliches Recht; es könne keine Obrigkeit die Geistlichkeit dazu zwingen. Allein in Frankreich ist es anders; die Geist-

sichkeit mus alle ordentliche und ausserordentliche Gefälle tragen. In den izigen Zeiten wird deswegen sehr gestritten.

§ II.

Es konte nicht felen, daß nicht unter den Geistlichen der ersten Zeiten Leute waren, die nicht regelmäßig wandelten. Es konte eben so wenig felen, daß nicht zuweilen Streitigkeiten und Handel entweder unter den Geistlichen oder zwischen ihnen und der Gemeine entstuden. Daher mus notwendig ein Forum sein, das diese Streitigkeiten untersuchte und entschiede. Dieses Forum hat sich eben so verändert, wie alle Dinge in der alten Kirche sich nach und nach verändert haben. In den ältesten Zeiten hatte die Gemeine nichts als Aelteste und Diakonos; die höchste Gewalt war bei der ganzen Gemeine. Wan ein Presbyter, das ist: Aeltester oder Diakonus gesündigtet, oder ein Presbyter gegen den andern etwas zu Klagen hatte, so gehörte die Sache an die ganze Gemeine. Es wurden also die Feler, die der beklagte Geistliche begangen hatte, der Gemeine vorgetragen. Sie wurden untersucht, und die Gemeine sprach, was er vor eine Strafe auszustehen habe, oder er ward losgesprochen. Dieses dauerte so lange als die Gemeinen klein waren. Da sie aber Häupter bekamen, änderten sich die Dinge sehr. Als die Gemeinen mit Bischöfen besetzt waren; so ward das Gericht der Untersuchung des Rechtshandels, von dem Gerichte des Urtheils unterschieden; das erste gehörte an den Bischof. Der Bischof aber hatte nicht allein die Macht, die Sache zu entscheiden, er musste die Aeltesten mit zu Rathe ziehen. Er untersuchte also mit diesen entweder die Klage, oder die Streitigkeit, die zwischen den Geistlichen, oder einen Geistlichen und der

Gemeine entstanden war. Wenn die Untersuchung geschehen war, so ward die Sache an die Gemeine gebracht. Es ward der Gemeine der ganze Zustand der Sache; was bewiesen und nicht bewiesen, was klar und deutlich war, vorgelegt, und die Gemeine hatte das Recht, das Urtheil zu fällen.

Weil es aber dabei nicht allezeit ordentlich und einhellig zugeh, so pflegte ordentlich der Gemeine das Urtheil vorgelegt zu werden. Dieser Vorschlag des Bischofs und des Presbyterii konnte angenommen und nicht angenommen werden. Die Gemeine konnte das Urtheil verändern, und ein ander Urtheil sprechen. Aber insgemein ward doch das Urtheil von derselben bestätigt und angenommen. So ward es noch bei den meisten Gemeinen im dritten Jahrhundert gehalten. Das kan man deutlich aus den Briefen des Cyprians sehen. Allein ie mehr die Macht und Gewalt der Bischöfe zunahm, und ie stärker die Gemeinen anwuchsen; ie mehr ward die Gewalt der Gemeinen eingeschränkt. Zuerst nahmen die Bischöfe sich die Gerichtsbarkeit über die Diakonos; sie sagten, es wären ihre Diener. Dis geschah bereits im dritten Jahrhundert. Wan ein Diakonus etwas gesündigt hatte, setzte ihn der Bischof ohne Weitläufigkeit ab, ohne sich bei der Gemeine deswegen zu erkundigen. Es wäre aber nicht lange, da zogen die Bischöfe auch allgemach die gerichtliche Behandlung der Aeltesten an sich. Es ward zwar der Gemeine noch der Mund gegönt; sie hatte aber doch nicht viel zu sagen, es war nichts als eine Förmlichkeit. Was die Bischöfe betraf; so konnten sie nicht wol von der Gemeine, auch nicht von dem Presbyterio gerichtet werden. Wan also unter ihnen Streitigkeiten entstanden, so wurden die benachbarten Bischöfe ersucht, die Klage wider

wider die Bischöfe zu untersuchen. Was diese Bischöfe gesprochen hatten, ward der Gemeine vorge-
tragen, und die Gemeine bestätigte insgemein, was
von diesen Schiedsrichtern war gesprochen worden.
In dem dritten Jahrhundert sieht man unter dem Kai-
ser Aureliano das erste Exempel, daß die Christen sich
an die weltliche Obrigkeit gewendet, wenn sie Streit
mit ihrem Bischof hatten. Die Gemeine von Korint
hatte Streit mit dem Bischof Paul von Samosata.
Er ward verdammt, das Bistum zu räumen. Allein
Paul von Samosata hatte viel Anhänger; daher wen-
dete sich ein Teil der Gemeine an dem Kaiser und bat,
daß der Kaiser befehlen mögte, daß er sein Haus räu-
men sollte. Der Kaiser erwählte den Bischof zu Rom
und andere italiänische Bischöfe zu Kommissarien,
was die sprechen würden, sollte das Urteil sein, weil
er als ein Heide die Sache nicht verstund.

Da die Konzilia aufkamen, kam das Forum an
das Konzilium. Wan das Konzilium die Strafe er-
kant hatte, ward der Spruch vor vorgültig gehalten.
Da Konstantin der Große die christliche Religion an-
nahm und einsführte, nahm er die Sorge für die Kirche,
und einen Teil der Regierung derselben an sich; und
da mußte eine grosse Veränderung vorgehen. Er sagte,
er müsse die Oberaufsicht über die Kirche haben, und
als Oberbischof angesehen werden. Er machte einen
Unterschied zwischen den äußerlichen und innerlichen
Zustand der Kirche. Der äußerliche sagte er, gehört
unter der weltlichen Regierung; aber der innerliche ge-
hört unter der Aufsicht der Bischöfe und Konzilien.
Er und seine Nachfolger regierten also die Kirche über-
haupt. Erstlich zog Konstantin das Recht an sich,
die Konzilia zu berufen, und bei denselben gegenwär-
tig zu sein. Er bestätigte die Kanonen der Konzilien,
die

die in den vorigen Zeiten vor sich galten, und keiner Konfirmation der Obrigkeit bedurften. Darauf gab er Gesetze, wie der Klerus, die Mönche und übrige geistliche Personen sich verhalten sollten; und wenn ein Geistlicher sollte belangt werden, es vor dem ordentlichen Gerichte geschehen solle. Die Bischöfe selbst mußten vor dem ordentlichen Gerichte stehen in bürgerlichen Rechtshändeln. Allein in Kirchensachen, in Dingen, die das Amt des Geistlichen, seine Lehre, seinen Wandel betrafen, stand der Geistliche vor dem Bischof und Concilio. Wan eine Schuldfrage wider einen Geistlichen erregt ward; so gehörte diese Klage an das ordentliche Gericht. Allein, wan ein Geistlicher etwas that, das wider die Religion zu sein schien, oder er wegen einer üblen Verrichtung seines Amtes sollte verklagt werden; so gehörte die Untersuchung der Sache dem Bischof. Wan ein Geistlicher einen unordentlichen Wandel führte, so hatte der Bischof Recht, den Geistlichen vor sich zu fordern und zu bestrafen, oder loszulassen, wan er unschuldig war. Die Kirchengüter stunden unter der Jurisdiction des Landesherrn, und kein einziger Bischof hatte die Macht, die Streitigkeiten zu entscheiden, die über selbige sich ereigneten. Bei dem Gottesdienst und äußerlichen Umständen der Kirche galt ebenfalls die Macht der Kaiser. Wo und wie die Kirche gebauet, was vor Feiertage solten gehalten werden, ward von dem Kaiser ausgemacht und bestimmt. Der Kaiser und die weltliche Obrigkeit aber nahmen sich nicht die Macht, die Streitigkeiten zu entscheiden, die über die Glaubens- oder Lebenslehre der Christen entstanden. Entstand ein solcher Streit, so war entweder der Bischof der Richter, oder die Sache ward an ein Concilium gebracht. Was diese aber beschlossen hatten,

hatte

hatte keine gesetzmäßige Kraft, bis es vom Kaiser oder der Landesobrigkeit war bestätigt worden. Die Sorge für die Armen, und die Verwaltung der Armengüter gehörte an die Bischöfe. Die Liturgie, oder die Art und Weise den Gottesdienst zu halten, Gebeter einzuführen, Ceremonien zu verordnen, neue Festtage anzustellen, gehörte den Bischöfen oder Concilien. Es war damals ein solcher Zustand, als izo in Frankreich. Die französische Kirche hat die *formam regiminis* vollkommen beibehalten, und hat Ursache, sich zu rühmen, daß sie die alte Weise habe. Die Könige von Frankreich haben das Recht einzig und allein, die Concilia in ihrem Reiche zu berufen. Auf dem Concilio ist der König selber, oder ein königlicher Deputirter zugegen. Die Gesetze gelten nicht, bis sie die Parlamenten eingetragen. Alle Geistliche des ganzen Königreichs von dem obersten Erzbischof bis auf den untersten Diakonen stehen in bürgerlichen und Kriminalsachen vor den ordentlichen Gerichten. Allein wenn sonst ein Vorfal ist, der den Gottesdienst angehet, oder nur das Amt eines Geistlichen betrifft, bekümmert der König sich nicht darum, sondern läßt ihn von der Geistlichkeit, von dem Bischof, unter dem er steht, entscheiden, und der Bischof steht unter dem Pabst. Das sind die sogenannten *libertates gallicanae*. Der Uebertritt also Konstantins des Großen zur christlichen Religion war das Grab der Rechte des Volks; und es stieg das geistliche Recht der Kaiser immer höher. In den abendländischen Gemeinen ging es anders. Die Bischöfe haben sich vorzüglich der Kriege und Unruhen zu bedienen gewußt, so, daß sie sich zu Herren und Richter der ganzen Kirche in Europa gemacht haben.

Die Strafen der Geistlichen, die etwas verbrochen hatten, waren nach der Beschaffenheit des Verbrechens unterschieden. Die allerleichteste Strafe war die, daß ihnen ein Theil ihrer Einkünfte entzogen; oder daß ihnen wol gar alle ihre Einkünfte auf eine gewisse Zeit genommen wurden. Wenn das Verbrechen aber etwas stark und größer war, war die Heruntersetzung die gewöhnliche Strafe; z. E., ein Bischof mußte ein Presbyter, ein Presbyter ein Diaconus werden, ein Diaconus ward zu den unteren Ordnungen gebracht oder gar ausgeschlossen. Diese Heruntersetzung war von zwiefacher Art. Sie war entweder mit der Hofnung und Zusage verbunden oder nicht. Ein Diaconus, z. E., der zu den untern Klassen verwiesen war, hatte die Hofnung, daß er mit der Zeit wieder Diaconus werden könnte. Aber einige, die es arg gemacht hatten, verloren bey der Degradation zugleich die Hofnung, wieder in ihren Orden aufgenommen zu werden. Die dritte Strafe, die denen Geistlichen zuerkannt wurde, hieß die *communio laica et peregrina*. Diese *communio laica et peregrina*, wie die Alten sie nennen, war nichts als eine Verstoßung aus der Geistlichkeit. Der, der stark gesündigt hatte, wurde von der Geistlichkeit ausgeschlossen, und unter das Volk gezogen, und der hatte nicht mehr Rechte als ein Laie. Er kommunizirte mit den Laien u. Bei dieser Sache war wieder eben die Einteilung wie bei der vorhergehenden. Ein solcher hatte entweder die Hofnung, wieder in die Geistlichkeit aufgenommen zu werden oder nicht. Die stärkste Strafe war die Ausschließung aus der Gemeinde. Diese Strafe war die allerschwereste. Der, welcher aus der Gemeinde war als Klerikus gestossen worden, mußte starke, und noch stärkere Proben sei-

ner

ner Buße ablegen, als die übrigen Laien. Er ward viele Tage von der Gemeine abgesetzt, und mußte starke Zeugnisse von seiner Buße und Besserung ablegen, ehe er aufgenommen wurde. Wan er aufgenommen ward, ward er doch nicht unter die Geistlichen aufgenommen. Er hatte alle Hoffnung dazu verloren, und mußte sich blos mit dem Stande eines Laien begnügen. Diese vier Gattungen der Strafen sind nach und nach verändert, und mit andern Umständen belegt worden. Davon aber kan man wenig Nachricht geben. Da die Christen mehr Macht bekamen, wurden auch mehr Strafen der Geistlichen eingeführt. Die Klerici, welche stark gesündigt, wurden nach den Zeiten Konstantins oft ins Gefängnis gelegt, und mit Wasser und Brod gespeiset. Sie wurden oft in die Klöster verwiesen, und mußten darinnen in einem engen Behältnis die ganze Zeit ihres Lebens zubringen. Oft wurden sie, wenn sie von dem Concilio verdammt worden, mit Schlägen und Prüten gepeitschet. Wan die Sache aber grösser war, gehörte sie an das weltliche Gericht, und das mußte die Strafe diktiren und auslegen, die sie ausstehen sollten.

Der dritte Absatz.

Von der Regierung der Gemeinen.

§ 1.

Um alles, was zu der Regierung der Gemeinen gehöret, ordentlich und deutlich vorzustellen, werde ich 1. von der Aufnahme in die Gemeinde, oder in den Haufen der Gläubigen, 2. von der Verwaltung und Regierung der Gemeinen, und 3. von der Zucht und der Ausschließung aus der Gemeinde handeln.

Alle Christen wurden durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen. Diese Taufe verrichtete in den allerältesten Zeiten ein ieder Aeltester. Aber so bald Bischöfe kamen, war es der Bischof allein, und kein einziger Presbyter konnte taufen, bevor es ihm vom dem Bischof war aufgetragen worden. Der Bischof war der ordentliche Pastor der Gemeinde, der allein die Dinge verrichtete, die denen Pastoren zukommen. Weil aber der Bischof nicht alle Dinge bestreiten konnte, überlies er das Recht zu taufen sehr oft den Presbytern, und behielt sich nur das Recht vor, die Taufe zu konfirmiren. Einigen aber überlies er es beständig, nemlich den Landbischöfen; doch mußten die, welche von ihnen getauft waren, von dem Bischofe angenommen werden.

Die Taufe geschah außer der Versammlung. Jeder Ort ward vor geschickt dazu gehalten. Man taufte oft in dem Felde, bald in dem Garten, bald in Häusern und Kammern. Wo so viel Wasser war, daß man taufen konnte, wurde getauft. So blieben die
R. Dinge

Dinge vor den Zeiten Konstantins des Grossen. Allein nach den Zeiten dieses Kaisers bauete man eigentliche Häuser, die nicht weit von den Kirchen und Versammlungshäusern stunden. Diese Häuser, worin getauft ward, hießen *baptisteria*. Sie wurden nicht aufgeschlossen, als man getauft werden sollte. Die meisten Taufhäuser waren so gebauet, daß Wasser durch unterirdische Gänge fonte in das Haus geleitet werden. Der Taufstein stand in den ältesten Zeiten nicht in die Höhe, sondern war eine Grube. Wenn die Taufe sollte gehalten werden, ward durch die Rohre in diese Grube das Wasser geleitet. Dieses Wasser mußte aber erst von dem Bischof eingesegnet werden, der betete über das Taufwasser, gos Del hinein, und machte ein Kreuz. Diese Ceremonie ist bei der protestantischen Kirche abgeschafft. Sie ist aber noch in der griechischen und lateinischen Kirche übrig. In der lateinischen Kirche wird das Wasser ordentlich eingesegnet, es wird Chrisma, heiliges Del hineingegossen, daß es geheiligt werde. In den Morgenländern hat man deswegen besondere Stellen, gewisse Flüsse oder Seen zur Taufe abgesondert; und am heiligen drei Königtage, als am sechsten Januarii gehen die Bischöfe hinaus, diese Stellen zu segnen. Diese sehr alte Weise ist noch an demselbigen Tage in Russland üblich, und geschieht von dem Erzbischof in Begleitung der Bischöfe beim Dneprstrom. Das Taufwasser durfte in den alten Zeiten nicht zu andern Dingen gebraucht werden; sondern ward weggegoßen, man lies es entweder in einen Fluß oder in die Erde laufen. Da man die Taufe durch Eintauchung in den Abendländern abgeschafft hat: so hat man die Taufsteine in die Höhe errichtet. Dieses ist im neunten Jahrhundert, und in einigen Gemeinen noch später eingeführt worden.

In

In den alten und ersten Gemeinen taufte man nicht zu allen Zeiten, ausser dem Nothfall. Wan ein Nothfall da war, so ward getauft: z. E. ein kranker Katechumenus ward ausser der gesetzten Zeit getauft. Aber ordentlich hatte man in der alten und ersten Kirche nur zwei Taufzeiten, Ostern und Pfingsten. Diese Weise ist sehr lange unter den Christen geblieben. Nachher ist diese Weise abgeschafft worden, da einige Kinder ohne Taufe starben. Man meinte, es wäre besser, die Kinder gleich zu taufen, sie mögten schwach oder stark sein; und nach und nach ist dieses in der ganzen Kirche eingeführt worden. Bei den alten und ersten Christen aber waren sehr viele, die nicht gleich wolten getauft sein, sondern ihre Taufe bis ans Ende ihres Lebens aufschieben. Konstantin der Grosse blieb die ganze Zeit seines Lebens ein Katechumenus, oder ungetauft, und liess sich erst etliche Tage vor seinem Ende zu Nikomantien taufen. Der Kaiser Theodosius verschob die Taufe auch. Die Bischöfe und die Kirchenversammlungen waren mit diesem Aufschub eben nicht zufrieden, und befahlen, daß niemand sie aufschieben sollte; allein man konnte nicht durchkommen, und es blieb eine geraume Zeit so. Dieser Aufschub hatte seine besondere Ursachen, die sich izt nicht mehr finden. Erstlich waren sie sicher, daß sie nicht würden ausgeschlossen werden. Ein Getauffer, der grobe Sünden begangen, ward aus der Gemeinde geschlossen, und mußte durch eine beschwerliche Buße sich den Weg zur Wiederaufnahme bahnen. Allein ein Katechumenus war nicht in der Kirche, und konnte also nicht ausgeschlossen werden. Das war eine der vornehmsten Ursachen. Hiezu kamen einige andere. Man meinte in den alten Zeiten, daß durch die Taufe alle Sünden von dem Menschen weggenom-

men wurden, und daß er nach der Taufe wieder mit Sünden könnte beſeſt werden. Die meiſten ſahen, daß wen ſie getauft wurden, ſie doch ſündigen werden. Nach der gemeinen Meinung aber glaubte man, daß die, die nach der Taufe ſündigten, eine überaus ſchwere Verantwortung vor Gott hätten. Dis Unglück zu verhüten, hielten viele davor, daß es beſſer wäre, die Taufe aufzuſchieben. Und deswegen lieſſen ſie ſich an ihrem Ende taufen; damit ſie ganz rein und unbeſeſt zur ewigen Seligkeit eingehen mögten, und keine Hindernis zu beſorgen hätten. Es waren noch andere Urfachen. Man glaubte ſchon im dritten Jahrhundert, daß die Taufe im Jordan kräftiger wäre, als ſonſt wo. Daher beſchloſſen ſie, ſich im Jordan taufen zu laſſen. Wen ſie aber weit entfernt waren, ſo gehörte oft dazu eine lange Zeit. Konſtantinus ſagte, daß dis die Urfache ſeines Aufſchubs geweſen.

In den erſten Kirchen taufte man ordentlich durch die Eintauchung. Es waren aber doch Ausnahmen. Die Kranken durften nicht durch die Eintauchung getauft werden. Bei dieſen geſchah die Taufe blos durch Beſprengung oder Begießung. Allein, wann dieſe Kranke wieder aufkamen, mußten ſie ſich wieder von dem Biſchof einſegnen und konfirmiren laſſen. Die ſchwachen Kinder wurden auch ſo getauft. Die Taufe durch die Eintauchung iſt in den Abendländern abgeſchaft worden, und man tauft durch Begießung. Nachdem man aus der Erfahrung gelernt, daß die Eintauchung der Geſundheit und dem Leben der kleinen Kinder ſehr ſchädlich ſei. Allein in der ganzen morgenländiſchen Kirche iſt ſie beibehalten worden. In der ruſſiſchen, egyptiſchen, abſſiniſchen, aſiatiſchen Kirche u. taufte man noch durch die Eintauchung, und ſie ſind alſo daran gewöhnet, daß
ſie

sie denen, die durch die Besprengung getauft sind, nicht leicht eine wahre Taufe zuschreiben. So bald einer in der ersten Kirche war getauft worden, hatte er alle Rechte der Gläubigen, oder alle diejenigen Rechte, die denen vollen Christen zukamen.

§ 2.

Das erste, das vor der Taufe der Erwachsenen herging, war die Vorbereitung. Diese war nicht in allen Gemeinen gleich. Sie bestand aus verschiedenen Dingen, und der, der getauft werden sollte, mußte sich von weltlichen und irdischen Dingen enthalten. Wan er verheiratet war, so mußte er auf die Vorbereitungszeit sich von seinem Weibe absondern. Er mußte oft fasten, und durchs Gebet sich dazu vorbereiten. Zwanzig Tage vor der Taufe ward ihm das Glaubensbekenntnis und Vater Unser zugestelt, damit er sie auswendig lernen könnte. In verschiedenen Gemeinen setzte man allerhand besondere Dinge hinzu, die nicht in allen Gemeinen beobachtet wurden. In einigen Gemeinen führte der Katechet sie einige Tage vorher auf das Feld, erinnerte sie an der Allmacht des Schöpfers, und lehrte sie, die Werke desselben zu bewundern. In andern Gemeinen mußten sie einige Tage vor der Taufe behängt gehen, um aller Zerstreuung und Ausschweifung entzogen zu werden. Das ist ohnstreitig, daß die morgenländische Kirche Vorbereitungen gehabt, die die abendländische nicht gehabt. Man weiß aber nicht alle Rechte.

Was die Taufe nun selbst betrifft, und zwar die Ceremonien, die vor der Taufe hergingen; so müssen die allgemeinen von den besondern abge sondert werden. Die erste Ceremonie war die Entfagung des Teufels. Wen die Taufklinge beisammen waren; so

mußten sie erst dem Satan und seinem Wesen absagen. Den Gebrauch hat man beibehalten; aber die Kinder der Christen können nicht selber absagen, sondern der Prediger fragt die Gevattern, ob sie Bürgen sein wollen, daß das Kind dem Teufel, und seinem Wesen absagen wolle. Es sagten also bey den ersten Christen, die getauft werden sollten, dem Satan, seinen Werken und Wesen ab. Diese Ceremonie hatte diese Ursache. Man setzte voraus, daß alle, die ausser der Gemeine wären, unter der Gewalt des Satans stünden. Der Satan hies der Fürst der Welt. Man glaubte so gar, daß die, die ausser der Gemeine wären, von dem Satan, wo nicht leiblicher, doch geistlicher Weise besessen würden. Etwas ist wahr; etwas aber kam von der unvernünftigen Geisterlehre der Morgenländer, welche meinten, daß die Geister eine vollkommene Gewalt über alle hätten, die nicht in der Gemeine wären, und daß sie unter der Gewalt des Satans wären. Diese Absagung des Satans geschah durch besondere Ceremonien, die sich auf besondere Meinungen gründeten. Die, welche dem Satan absagten, ferten ihr Gesicht gegen Abend. Dieser Gebrauch ist sehr alt, und hat seinen Grund in den Stellen der Schrift, worin gesagt wird, daß der Satan ein Fürst der Finsternis sei. Man glaubte also, daß der Satan gegen Abend sich aufhalte, und daß er in der Finsternis wone. Wan sie ihr Gesicht gegen Abend gefeert hatten: so sprachen sie die Worte aus; ich sage dem Satan und allen seinen Werken und Wesen ab. Diese Formel ist noch üblich, aber sie hat einen andern Verstand in einigen Stücken. Erstlich entsagte man dem Satan, dabei wird vorausgesetzt, daß der Täufling bisher unter dem Gebiet des Satans gewesen, und gar von ihm besessen worden.

Ein

Ein Theil hievon ist abgeschafft. Der Täufling entsagte zweitens allen Werken des Teufels, und die Worte verstehet man noch so, wie vordem. Man verstehet darunter die Sünde. Er entsagte drittens dem Pomp des Teufels. Dieses Wort hat man verändert, und allem seinem Wesen. Man verbindet in den izzigen Zeiten fast gar keinen Begriff damit. Entweder siehet man es als einen Anhang von den vorigen Worten an; oder, man weiß nicht, was man daraus machen sol. Allein in den ersten Zeiten hatte dieses Wort einen gewissen und deutlichen Verstand. Man verstund durch den Pomp des Teufels alle dieienigen heidnischen prächtigen Aufzüge, Spiele und andere Dinge, die den Göttern, welche man vor Teufel hielte, angestellet worden. Bei den Opfern, z. E., die den Göttern gebracht worden, wurden prächtige Gastereien angestellt. Das war ein Stük vom Pomp des Teufels. Man siehet in den Briefen der Apostel, daß einige Christen sich kein Gewissen machten, denenselben beizuwonen. Noch mehr wurden darunter die öffentlichen Schauspiele sowol Trauer- als Lustspiele verstanden. Diese wurden mit grosser Pracht gehalten. Ferner gehörten darunter die Kampfs- und Lausspiele. Endlich gehörten dazu die so berühmten circensischen Spiele oder die Kampfspiele, die auf denen Schaubühnen gehalten wurden. Es mußten Sklaven mit einander fechten; auch wol Sklaven mit wilden Thieren. Alle diese Dinge und andere mehr wurden also unter dem Wort Pomp des Teufels begriffen, und der, der getauft ward, sagte öffentlich zu, daß er hinfüro denenselben nicht mehr beizuwonen wolte. Man könnte daher diese Formul abschaffen, dan alle diese Dinge sind abgeschafft. Sol sie beibehalten werden, mus man sie entweder anders erklären,

oder gar keinen Begriff damit verbinden, oder man mus sie zu den vorigen Worten rechnen. Mit dieser Absagung waren gewisse äußerliche Gebräuche verbunden. Diese sollten so viel anzeigen, daß die, die getauft worden, fertig wären, mit dem Satan bis ans Ende zu streiten. Sie strekten erstlich ihre Hände aus zum Zeichen, daß sie zum Streit mit dem Satan fertig wären. Darauf hielten sie zweitens ihre Hände gen Himmel. Diese Ceremonie sollte bedeuten, daß sie in diesem Streite mit dem Satan alle ihre Stärke und Hülfe von dem Herrn erwarteten. Darauf schlugen sie drittens die Hände zusammen, und klatschten mit den Händen. Das war ein Zeichen des Sieges. Sie bezeugten zum voraus, es sei ganz gewis, daß sie durch die Hülfe Gottes den Satan überwinden würden. Es sagen einige Alte, daß es eine Art des Gespöttes gewesen, und daß sie den Satan ausgeklatschet und seiner gespottet haben. Am besten aber ist es als ein Zeichen des Sieges anzusehen. Mit dieser Ceremonie war noch eine andere verbunden. Sie scheint nicht allenthalben üblich gewesen zu sein; aber bei den Russen und andern ist sie noch üblich. Der Täufling spie nemlich dreimal auf die Erde, und spottete gleichsam des Satans. Auf diese Weise trat er aus dem Reiche des Satans.

Darauf folgte zweitens die Ergebung an Christum. Der Täufling bekante, daß er hinfüro Christum vor seinen Herrn und Heiland erkennen, sich nach seinen Gesetzen richten, und bis an seinen Tod ein getreuer Untertan bleiben wolle. Er ferte sich gegen Morgen. In der Schrift wird Christus der Aufgang aus der Höhe, und die aufgehende Sonne der Gerechtigkeit genennet. Man meinte also, daß die, welche zu Christo sich wenden wolten, sich gegen Morgen

Morgen wenden müßten. Ursprünglich kömt wol diese Ceremonie, so wie alle andere, aus den Meinungen der alten Perser und morgenländischen Völker her. Alle morgenländische Völker haben geglaubt, daß das gute Wesen gegen Morgen, und das böse Wesen gegen Abend seinen Sitz habe. Die alten Perser wenden noch, wenn sie beten wollen, ihr Gesicht gegen Morgen; und daher kam es, daß die alten Christen eben dieses thaten. Man hat in den folgenden Zeiten diese Gewohnheit durch besondere Ursachen gerechtfertiget. Man sagte, daß es eine symbolische Gewohnheit sei, weil nemlich Christus mit der aufgehenden Sonne verglichen werde. Aber in der That hatte sie ihren Ursprung aus der morgenländischen Philosophie. In den morgenländischen Gemeinen glaubte man, und glaubt es noch alda, daß Christus zum Gericht von Morgen herkommen werde; daher wendete man das Gesicht derer, die beerdigt wurden, gegen Morgen. Daher sind die Altäre gegen Morgen gerichtet worden, und man thut es noch, wen man kan. Es sind noch mehr Fußtapsen dieser alten Meinung unter den Römischkatholischen und uns übrig.

Wan die Ergebung an Christum geschehen war; so sagte der Täufling drittens sein Cymbolum her, und bekante alle Wahrheiten, die darin standen. Es ward vom Bischof gefragt, ob er die Artikel des christlichen Glaubens, die ihm in seiner Vorbereitung zur Taufe waren erklärt worden, und die er eben bekant, von Herzen glaube, und auch lebenslang bekennen wolle? und er antwortete mit Ja. Hierauf hielt der Bischof ihm die göttlichen Verheißungen, und die teuren Zusagen vor, wodurch Gott ihn von seiner Gnade, Gemeinschaft, kräftigen Beistand; zu seiner künftigen Seligkeit versicherte. Er zeigte ihm an,

daß nunmero zwischen Gott und ihm auf das feierlichste ein Vertrag oder ein Bund errichtet werde. Darauf segnete ihn viertens der Bischof ein, hauchte und blies ihn an. Eine Ceremonie, welche die Mittheilung des heiligen Geistes anzeigen sollte. Er zeichnete ihn mit dem Kreuze auf die Stirne; um ihn zu erinnern, daß er nunmero die höchste Würde eines Christen, und die Ehre, Jesu Christo anzugehören erlange. Er salbete ihn mit Del auf der Brust und zwischen den Schultern, auch in der griechischen Kirche wol über den ganzen Leib. Die Zeichnung mit dem Kreuze ist bis izo unter den Christen beibehalten worden; aber die Salbung ist abgeschafft. In den ältesten Zeiten war die Salbung eine symbolische Vorstellung. Christus wird das Salböl in der Schrift genennet. Nach und nach aber ward die Salbung nicht mehr vor ein Symbolum gehalten; sondern man glaubte, daß in dem Oele eine übernatürliche Kraft stecke, die Menschen zu heiligen, und vor Uebel zu bewahren. Das ist ein neuer Aberglaube. In den neuern Zeiten macht die morgenländische Gemeinde sehr viel aus dem heiligen Del. Dieses heißt Myron, wird nur alle dreißig Tage gemacht, und unter alle Kirchen ausgeteilt. Mit dem Zeichen des Kreuzes haben die Christen von ohndencklichen Zeiten her Aberglauben verbunden. Man glaubte schon im zweiten Jahrhunderte, daß dieses Zeichen den Satan vertreibe. Man zeichnete alles, was man hatte, mit dem Kreuz; und wer weiß nicht, daß noch in den christlichen Gemeinen dieses Zeichen übrig geblieben. Da das Zeichen dieses Kreuzes vor so nöthig gehalten wurde: so war kein Wunder, daß die Täuflinge das mit bezeichnet wurden.

Dies sind die ältesten Ceremonien, die in allen Gemeinen gebräuchlich waren. Nach und nach aber setzte man noch andere hinzu. Die erste ist der Exorcismus. Davon siehet man klare Spuren in dem dritten Jahrhundert. In den ersten Zeiten war es genug, daß der, der getauft werden sollte, dem Satan fluchte. Allein die Meinung, daß alle, die keine Christen waren, von dem Satan besessen würden, ging weiter, als die platonische Geisterlehre unter die Christen kam; und da kam der Exorcismus. Man hielt die Absagung des Teufels nicht vor genug, und daher vor nöthig, daß selbiger vorher beschworen würde. Der Grund, woraus der Exorcismus geflossen, ist lange weggeworfen; aber die Schlussfolge hat man beibehalten. Man erklärt izo den Exorcismum ganz anders. In einigen Gemeinen ist er abgeschafft, in andern bleibt er noch wegen des Altertums. In einigen Gemeinen ward ferner eingeführt, daß dem Täuflinge Salz auf die Zunge gelegt ward. Diese Weise war in der egyptischen Gemeinde und in andern. Es war ein Zeichen, daß der Täufling sich der Reinigkeit und Klugheit bestreihen sollte. In einigen Gemeinen wurden auch vorher dem Täufling die Füße gewaschen; das bedeutete, daß man ihn hinfüro vor einen Bruder erkennen wolle. In einigen Gemeinen war es auch üblich, daß der Bischof nach der Absagung des Teufels, dem Täuflinge theils die Ohren, theils die Nase mit einem Finger berührte, der mit Speichel benezet war. Diese Gewohnheit ist noch unter den Römischkatholischen gebräuchlich. Die Bedeutung dieser Ceremonie ist nicht gewis, und man weiß nicht, was man davon machen soll.

§ 3.

Die Taufe selbst geschähe durch eine dreifache Eintauchung in das Wasser, wobei der Bischof, oder derjenige, der da taufte, die bekante Taufformul aus Matth. 28, 19. im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes hersagte. Allein man kleidete sie bald auf diese, bald auf jene Weise ein. Einige setzten mehr, andere weniger hinzu. Aber sie behaupteten doch alle, daß die Worte im Namen Gottes des Vaters u. wesentliche Stücke der Taufe wären. Diese Freiheit hörte auf, da gewisse Liturgien eingeführt wurden. Darin wurde die Taufformul festgesetzt. Bei dieser Taufhandlung ward zugleich demjenigen, der getauft worden war, ein neuer Name gegeben. In den ersten Zeiten ward der ordentliche Name des Menschen gebraucht, den er vor der Taufe geführt. Allein bald glaubte man, besonders wegen der Heiden, es wäre besser, den alten heidnischen Namen wegzulassen, und einen andern zu geben. Der Name der Heiden hatte etwas heidnisches an sich. Er war entweder von den Göttern der Heiden oder andern Dingen hergenommen. Dieses schien denen Christen ungeziemend. Den neuen Namen wälte sich anfangs der selber, der getauft ward. Der wälte sich bald den Namen eines Heiligen im alten Testamente, bald eines Märtyrers. Hernach hatte der Susceptor die Macht, ihn dem Taufling zu erteilen.

Auf die Taufhandlung folgte die sogenannte Firmung oder Konfirmation, welche zuerst nur bei denenjenigen üblich war, die nicht von dem Bischof selbst waren getauft worden; hernach aber eine allgemeine Ceremonie ward. Es bestand diese Firmung oder Bestätigung in einer neuen Salbung, die mit

mit der Auflegung der Hände, und mit einem Gebet, auch mit der Bezeichnung des Kreuzes verknüpft war. Der Bischof salbte den Getauften wieder an der Stirne und an der Brust. Diese Salbung hatte eine andere Bedeutung als die Salbung vor der Taufe. Die Salbung vor der Taufe bedeutete; daß der heilige Geist über den Gesalbten kommen, und ihn regieren werde. Die Jechter wurden bei den Alten eingesalbet, wenn sie fechten wolten, um ihre Glieder desto geschmeidiger und so schlüpfrig zu machen, daß sie der Gegner nicht festhalten konnte. Die Christen, die getauft worden waren, wurden mit Kämpfern und Streitern verglichen. Um sie daran zu erinnern, damit sie sich in ihrem Christenlaufe als geistliche Streiter Jesu Christi beweisen mögten, wurden sie eben sowol nach der Taufe aufs neue eingesalbet. Anfangs war dis nichts als ein symbolischer Gebrauch, der unschuldig, und unter den Morgenländern wol konnte gebraucht werden. Allein in den folgenden Zeiten kam der Aberglaube dazu. Schon im dritten Jahrhundert bildeten die Bischöfe den Christen ein, daß sie nach der Salbung wirklich den heiligen Geist bekämen. Cyprian unterschied die Kraft der Taufe, und die Bestätigung der Taufe. Die Taufe, sagt er: würfet die Rechtfertigung und Vergebung der Sünden. Aber dadurch hat der Getaufte noch nicht den heiligen Geist wirklich. Dieser wird durch die Bestätigung oder Konfirmation des Bischofs, sonderlich durch die Salbung mitgeteilet. Durch selbige empfängt der Getaufte den heiligen Geist und die Gaben desselbigen, die ihm zur Föhrung des geistlichen Lebens nötig sind.

Man auf diese Weise der Getaufte war konfirmirt worden: so folgte in den meisten Gemeinen die Kostung der Milch und des Honigs. Es ward nemlich denen, die getauft waren, Milch und Honig gereicht. Die Morgenländer stößen ihren Kindern, so lange sie kein Fleisch vertragen konten; sonderlich denen, die von der Milch der Mutter gethan wurden, Milch und Honig ein. Diesen Gebrauch nahmen die Christen an, um die Getaufte zu erinnern, daß sie nunmehr Kinder oder den Kindern ähnlich werden müßten, nach dem Ausspruch unsers Erlösers Matt. 18, und einen kindlichen Geist in die Gemeinde bringen, wen sie rechte Bürger des Himmelreichs sein wolten. Einige Gemeinen hatten andere Gebräuche. In einigen Gemeinen ward denen Getauften eine brennende Wachskerze in die Hand gegeben. Christus sagt Matt. 7. Laßet euer Licht leuchten &c. Dieses ihnen in den Sin zu bringen, gab man ihnen ein brennendes Licht in die Hände. In andern Gemeinen war der Taufgürtel üblich. Der Bischof legte ihnen unter einigen Worten den Gürtel an. Das war ein militairischer Gebrauch. Die Officiere gürteten denen neugeworbenen Soldaten den Kriegsgürtel um, und das war ein Zeichen, daß sie zu Soldaten geworden worden. Dieses fürte man unter denen Christen ein. Dadurch wolte man die Getauften erinnern, daß sie nunmehr Soldaten Christi geworden, und wider ihre geistliche Feinde bis an ihr Ende streiten solten. Darauf folgte die völlige Einverleibung in der Gemeinde. Der Bischof gab denen Getauften den Kuß des Friedens, dessen schon im vorhergehenden erwähnt worden; um den Getauften zu versichern, daß sie nunmehr in die Gemeinde aufgenommen, und Brüder oder Schwestern gewor-

geworden. Darauf wurden sie so fort zum Abendmahl gelassen. Dieses ging so weit, daß man auch den Kindern die Kommunion erteilte. Dis ist noch in einigen Gemeinen üblich. Nach der Taufe mußten die Getauften sieben Tage in einem weißen Kleide, oder Hemde, welches das Westerhemd hies, gehen. Dieses Kleid ward ihnen nach der zweiten Salbung angelegt, und hatte eine symbolische Bedeutung. Es sollte bedeuten; daß das Blut Jesu sie vollkommen gewaschen, und sie hinfüro in einem heiligen und reinen Wandel einhergehen, und ihren Wandel nach der Vorschrift Christi führen sollten. Deswegen sagte man dem Täufling die merkwürdigen Worte bei der Ankleidung; nim hin dieses weiße und unbesleckte Kleid, und bringe es dermaleins ohne Flecken vor dem Richterstule Jesu Christi, auf daß du das ewige Leben erlangest, Amen. Von der Anlegung dieses weißen Kleides ist der Sontag nach Ostern dominica in albis genant werden.

Der Pauthen- oder Taufpfennig ist ungemein alt. Der allererste Ursprung desselben ist verborgen. Die erste Nachricht findet man im fünften Jahrhundert beim Bischof Zeno, der zu Verona lebte. Aus dieser Nachricht weiß man so viel, daß es ein kleines Geschenk gewesen, daß die Gemeinde dem Getauften zustellte. Die meisten, die zum Christentum kamen, hatten keine Verwandten und Freunde. Zu dem Ende lies ihnen die Gemeinde aus den Geldern, die die Bischöfe hatten, ein klein Geschenk reichen. In den folgenden Zeiten aber ward aus diesem Geschenk eine Art von Schaumünze gemacht. Es ward dem Getauften im Namen der Gemeinde eine gewisse Münze zugestellt, und darauf entweder die Taufe Christi oder eine andere Geschichte aus der Bibel vorgestellt. Dieser

Dieser Taufpfennig ward ihnen gegeben, und von ihnen aufs heiligste verwaret; auch ihnen mit in die Grube gelegt. Davon sieht man die deutlichsten Spuren in den Gräbern Italiens. Man findet da selbst ordentlich die Taufpfennige. Im Anfang gab also die ganze Kirche denselben. Allein da die Gemeinden in den folgenden Zeiten stark wurden und anwuchsen, hat die Gemeinde sich dieser Last entlediget, und dieselbe denen Taufzeugen oder Bevattern aufgebürdet. Dabei ist es bis 130 geblieben.

§ 4.

Die sogenannten Patthen oder Taufzeugen sind ungemein alt. Man sieht sie schon im dritten Jahrhundert bei allen Gemeinden. Sie wurden abgetheilet in die Sponsores und Susceptores. Wie wol diese beiden Namen zuweilen mit einander verwechselt worden: so sieht man doch überaus deutlich, daß zwischen ihnen ein Unterschied gewesen. Welche Art von Taufzeugen die älteste sei, ist sehr streitig, und kan aus Mangel der Nachrichten schwerlich ausgemacht werden.

Die Sponsores waren Leute, die blos bei den Unmündigen und Kranken gebraucht wurden. Ordentlich brauchte man nicht mehr als einen Sponsoren. Das ist aus allen Stellen der Alten klar. Bald hernach hat man zwei angenommen, und die Zahl ist in der Folge aus allerhand Ursachen stark vermehret worden. Der Sponsor bei den Kindern männlichen Geschlechts war ein Mann, bei den Kindern weiblichen Geschlechts eine Weibsperson. Man hat es aber nach und nach so eingeführt, daß bei beiden Personen Leute von beiderlei Geschlecht gebraucht worden. Die Kinder aber, die noch Eltern hatten, hatten keine Spon-

Sponsoren, die Eltern waren sie selber. Daher wurden sie blos bei denen gebraucht, die keine Eltern hatten. Das Amt und Geschäfte eines Sponsoris war eigentlich: daß er der Gemeinde die Bürgschaft oder Gewähr leistete, daß derjenige, der getauft ward, die in der Taufe gegebene Zusage erfüllen und halten sollte. Daß er an Christum glauben; alle Irthümer, die damit streiten, ablegen; dem Satan und seinem Weßen absagen; und einen unsträflichen Wandel führen wolle. Die Kinder konnten dieses nicht zusagen; daher gelobte der Sponsor anstat des Täuflings das, was nach den Gesezen der Gemeinde Christi von dem Getauften verlangt wurde. Er war also schuldig und verbunden, dahin zu sehen, daß das getaufte Kind in den Gründen der Religion gründlich unterwiesen wurde, daß es das erfüllte, was er in seinem Namen versprochen. Die Kranken, welche auf dem Bette die Taufe empfangen, waren ebenfalls in solchem Zustande, daß sie nicht auf die Fragen, die ihnen vorgelegt wurden, antworten konnten. Zuweilen waren es Leute, die noch übel unterrichtet waren, und oft konnten sie wegen ihrer Schwachheit das Symbolum nicht ablegen. Der Sponsor mußte also an der Stelle des Kranken versprechen, daß er glauben und heilig leben wolle; und daß er, wenn der Kranke wieder aufkäme, sorgen wolle, daß er alles erfülle, was er selbst in seinem Namen versprochen. So sind unsere Sponsoren bei der Taufe noch.

Die Einföhrung der Sponsoren hatte sehr grosse Ursachen. Es wurden zuweilen Kinder getauft, deren Verwandten ganz weggenommen und aufgerieben worden. Es wurden zu den Zeiten der Verfolgung ganze Familien theils zerstreuet, theils hingerichtet. Daher

blieben

blieben öfters die Kinder verlassen, und es konnte niemand auf ihr Verhalten acht haben, und so traten sie oft wieder zurück. Damit dieses Unheil nicht erfolgte: so nahm man bei den Kindern Sponsores und Bürgen, die dahin sehen sollten, daß sie in der christlichen Religion gründlich unterwiesen, und zu einem heiligen und unschuldigen Wandel angehalten würden. Das war die Hauptursache. Es war aber noch eine andere Ursache vorhanden. Die Umstände der Gemeinde waren, wie gesagt, sehr zweifelhaft. Die Bischöfe und Ältesten wurden bei Verfolgungen am ersten hingerichtet. Die Kirchenbücher wurden zerstreuet und verbrant, worin ihre Namen stunden. Daher war es oft zweifelhaft, ob der oder iener getauft worden war oder nicht. Um also eine völlige Sicherheit und Gewisheit zu haben, daß ein Kind oder Kranker getauft worden: so nahm man Sponsores an, damit die ein günstiges Zeugnis ablegen könnten. Diese Ursachen sind nicht mehr da; daher hätten die Sponsores können in den folgenden Zeiten abgeschafft werden. Allein eine so uralte Gewonheit ist ehrwürdig, und kan zu vielem Guten genüzet werden, darum hat man sie bey der Reformation beibehalten.

Ein Susceptor ist ein Taufzeuge der Erwachsenen. Der Susceptor hatte andere Ursachen als der Sponsor, und er hatte auch andere Verrichtungen. Die Ursachen, weswegen er angenommen worden, waren diese: Die, die als Erwachsene getauft worden, hatten meistens keine Freunde, Angehörige und Anverwante unter den Christen. Sie waren entweder aus den Heiden oder Juden zu den Christen gekommen, und waren aus ihren Häusern ausgegangen. Sie waren also Fremde unter denen Christen,
die

die keine Häuser und Freunde hatten. Nun nahmen zwar der Bischof und die Geistlichkeit sich solcher Leute an, und man sorgte vor sie, wenn sie getauft waren, so gut man konnte. Allein, da die Gemeinen stark wurden, konnte diese Sorge so groß nicht mehr sein. Es wurden oft in einem Jahre zweihundert getauft. Man kan daher leicht denken, was vor Sorge und Mühe hätte angewandt werden müssen, wen die Geistlichkeit vor sie alle hätte sorgen sollen. Zudem reichten die Gelder der Kirche nicht zu. Dieserwegen ward die Ordnung eingeführt, daß man einen reichen und angesehenen Mann dazu wählte. Es ward aber keine ledige und unverheiratete Person dazu genommen; sondern ein Hausvater, der Haus und Kinder hatte. Er nahm gleichsam den, dessen Susceptor er war, an Kindesstat an, verleihte ihn seinem Geschlechte ein, und versprach, daß er für ihn sorgen, ihm zu seiner Nahrung behülflich sein, und das Amt eines Vaters an ihm verrichten wolle. Der Täufling war schuldig, nichts ohne Rath und Beistand seines Suspendors zu unternehmen, auch nicht einmal wider den Willen desselben zu heiraten. Die Ausnahme bei der Taufe war also in der That eine Annehmung an Kindesstat. Daraus ist sonder Zweifel der Begriff von einer geistlichen Verwandtschaft zwischen dem Susceptor und dem Getauften entstanden. Es entstand wirklich eine bürgerliche Verwandtschaft zwischen ihnen. Allein daraus hat man in dem kanonischen Rechte eine geistliche Verwandtschaft gemacht, und hernach allerhand Folgen gezogen, die noch in der römischen Kirche üblich sind. Anfangs hatte man nur einen, aber damit war Gefahr verbunden, dan der konnte sterben, daher wurden hernach mehrere dazu gewählt. Der, welcher zum Susceptor war gewählt worden, begleitete denselben zu der

§ 2

Taufe,

Taufe, ging neben ihn her, und führte ihn dazu. Er stellte ihn den Bischof zur Taufe vor. Er blieb bei der Taufe stehen, und wartete die Taufhandlung ab. Darauf reichte er dem Täufling die rechte Hand, und half ihm, daß er aus dem Wasser wieder heraussteigen konnte. Dieses war eigentlich das Zeichen der Aufnahme und Unehmung an Kindesstat. Durch diese Darreichung der rechten Hand und diese Hülfe ward eigentlich die Handlung der Adoption und Susception verrichtet. Der Susceptor zeigte dadurch an, daß er dem Aufgenommenen in allen Dingen beistehen, und wie ein Vater vor ihn sorgen wolle. Der Susceptor führte zuletzt den Täufling wieder von der Taufe weg, nahm ihn mit sich nach Hause, behielt ihn wol gar in seinem Hause, und sorgte, daß er zu einer ehrlichen Nahrung kommen konnte, damit er der Gemeinde nicht beschwerlich würde.

§ 5.

Alle Gemeinen der ersten Zeiten waren kleine Republiken, die sich selbst regierten, die also eine kleine Republik in der grossen vorstellten. Die kleinen Gemeinen der Christen waren Gesellschaften, die sich gewisser Zwecke wegen zusammen gethan. Die Oberherren des römischen Staats bekümmerten sich gar nicht darum, und suchten sie vielmehr auszurotten. Allein sie blieben doch beständig. In den ersten Zeiten waren alle Gemeinen unabhängig. Jede Gemeinde war ein kleiner Staat, der keinem andern unterworfen war. Nach und nach aber vereinigten sich viele zusammen, und machten einen besondern Staat aus, der aus vielen kleinen Republiken bestand. Diese kamen durch Deputirte zu gewissen Zeiten zusammen, und berathschlagten sich über das Beste des ganzen Körpers.

Körpers. Da die Christen kleine Republiken waren: so mußte bei ihnen auch eine gewisse Form der Regierung und Verfassung sein. Diese glich vollkommen der Regierung der römischen Republik ehe die Kaiser aufkamen. Diese Republik bestand aus dem Rath und dem Volk. Der Rath hatte zwei Häupter, nemlich zween Konsules. Bei dem Rath und den Konsulen war die Regierung; das höchste Recht aber war bei dem Volk. Solte ein Gesetz gegeben oder abgeschafft werden: so mußte das Volk zusammen kommen. Das Volk hatte seine Junktmeister oder Tribunen, die gaben in seinem Namen das Gesetz, oder bestimten die Gesetze. Eben so waren die Gemeinen der ersten Zeiten eingerichtet vor Konstantin des Grossen Zeiten. Sie bestanden alle aus dem Rath und dem Volke. Das Haupt des Rathes war der Bischof, und die Senatores die Aeltesten. Der Bischof mit den Aeltesten formirte ein Kollegium. Alles ward mit Beistimmung der Aeltesten überlegt. Davon ward das Volk unterschieden. Dieses bestand aus den wahren Gliedern der Kirche. Von diesen wurden die Katechumenen abgesondert; es wurden davon die Büßende ausgeschlossen; und auch die, die man vor Besessene hielt. Die Regierung der Gemeinde war beim Rath oder beim Bischof und dem Kollegio der Presbyteren. Der Bischof nebst seinen Presbytern überlegte alle die Dinge, die zum Wolseyn der ganzen Gemeinde gereichten. Sie hatten das Recht, neue Gesetze abzufassen, und der Gemeinde vorzuschlagen. Sie hatten das Recht, acht zu haben, welche aus der Gemeinde müßten gestossen und wieder aufgenommen werden. Weiter ging ihr Recht nicht. Wan der Bischof und die Presbyteri eine gewisse Sache wol überlegt, etwas beschloffen und geurtheilt hatten, daß eine Schatzung oder

oder sonst etwas nötig wäre: so mußte es dem Volk vorgestellt werden. Das Volk hatte die höchste Gewalt, und es konnte ihm nichts auferlegt werden, wo es nicht darein gewilliget. Die gesetzgebende Macht war also gleichsam zwischen dem Volk und Rath, oder der Geistlichkeit geteilt. Es gieng in diesem Stük die Kirche der ızigen grossbritannischen Regierung. Der König macht die Gesetze, und das Volk bestätigt sie. Wan also der Bischof und seine Aeltesten bei sich überlegten, oder beschloffen hatten; daß ein neues Gesetz nötig sei: so faßten sie es ab; oder daß ein altes Gesetz mögte abgeschafft werden: so faßten sie ebenfalls einen Schluß. Darauf mußte die Gemeinde zusammen kommen, das Beschlossene ward ihr vorgestellt, als eine Sache, welche die Umstände der Gemeinde erforderten, und es stund bei ihr, ob sie es annehmen wolte. Meistenteils nahm die Gemeinde es an. Allein man hat große Exempel, daß die Gemeinde sich geweigert habe, und das Gesetz abgewiesen; und wen das geschehen war: so hatte es mit dem Gesetz ein Ende. So gieng es auch, wan ein Gesetz solte abgeschafft werden. Solten einige aus der Gemeinde geschlossen werden: so war die Untersuchung bei dem geistlichen Rath. Dieser mußte die Sache und die Gründe der Gemeinde vorlegen, wan sie ja sagte: so hatte die Schließung ihre Richtigkeit; sagte sie aber, man solte sie noch einmal erinnern: so mußte es dabei gelassen werden. So war es auch bei der Aufnahme in die Gemeinde, und bei vielen andern Sachen; nichts konnte ohne Bewilligung des Volks geschehen. Die Regierung war bei der Geistlichkeit, die höchste Gewalt bei dem Volk. So blieb es bis die Gemeinden sehr stark und die Bischöfe mächtig wurden. Da dieses geschehen war, zogen als gemag die Bischöfe, die schon die Regierung gehabt hatten,

hatten, auch das Recht über geistliche Dinge zu besetzen, und die ganze Gerichtsbarkeit an sich. Die Rechtshandel und Streitigkeiten in den ersten Gemeinden wurden alle durch den Bischof zusammen abgethan, und das Haupt der Gemeinde war also der Richter der Kirche, der alle Irrungen und Handel entschied, und die Parteien mußten mit seinen Aussprüchen zufrieden sein. Einen Theil dieses Rechts haben die Bischöfe noch nach den Zeiten Konstantins des Großen beibehalten, und daraus sind die sogenannten *Officiorum* und die bischöfliche Urtheile entstanden, die noch bis auf jezige Zeiten übrig sind.

§ 6.

Wie ein jeder Staat seine Geheimnisse hat, die nur entweder denen, die den Staat regieren, oder doch nur sehr wenigen von dem Volk bekannt werden: so hatte auch die Kirche der alten und ersten Zeiten ihre Regierungsgeheimnisse, die nur sehr wenigen eröffnet wurden. Diese geistliche Geheimnisse hießen die *disciplina arcani*. Daß eine solche geheime Disciplin unter den alten Christen gewesen, die aber nach und nach aufgehört hat, da der Zustand der Christen sich veränderte, wird von allen und jeden eingeräumt, und kan nicht geläugnet werden. Allein worin eigentlich diese geistliche Geheimnisse bestanden, und was vor Sätze und Gewonheiten so geheim gehalten worden, ist ungemein dunkel und streitig. Man kan aus den Schwierigkeiten, womit diese Sache verknüpft ist, unmöglich herauskommen, noch die Stellen der Alten, die davon handeln, mit einander vereinigen; wo man nicht annimmt, daß unterschiedliche Arten und Gattungen der geheimen Disciplin gewesen.

Es war erstlich eine geheime Disciplin gegen die Ungläubigen, die ausser der Kirche lebten. Diese betraf entweder die Heiden und Juden überhaupt, oder insonderheit die, die sich trauerten, daß sie Christen werden wolten. Gegen alle Heiden und Juden überhaupt ward ein starkes Stillschweigen gewisser Lehren wegen beobachtet. Es behaupteten die Christen; daß der jüngste Tag nicht weit wäre; daß vorher der Antichrist kommen, und Christus ihn überwinden; daß in kurzer Zeit das römische Reich ein Ende nehmen, und Christus siegen werde &c. Diese Lehren wurden niemals den Heiden geoffenbaret. Sie hätten ihnen ungemein ärgerlich sein können. Wan die Heiden erfahren hätten, daß das römische Reich bald ein Ende nehmen, Christus allein regieren, und der Antichrist kommen werde: so würden sie die Christen vor eine schädliche Sekte gehalten haben. Nie wurden sie also einem Juden und Heiden entdeckt; und der, welcher so dreist war, mußte befürchten, daß er vor einen Ketzer gehalten würde. Das war der Fehler des Ketzers Montanus im zweiten Jahrhunderte. Er war so unvorsichtig, daß er einige Lehrsätze, die geheim solten gehalten werden, bekant machte; da mußten die Christen die Römer fürchten, und ihn deswegen aus der Kirche schliessen. Von dieser geheimen Disciplin sehen wir schon Exempel in der Bibel, 2 Thessal. 4. Da spricht der Apostel von dem Antichrist so dunkel, daß die Gelehrtesten sich nicht darein finden können. Er ward sehr wol von denen verstanden, an die der Brief geschrieben war. Deutlicher durfte der Apostel sich nicht erklären, dan er mußte besorgen, daß sein Brief in andere Hände kommen werde, und daraus würden üble Folgen entsanden sein.

In Ansehung der Ungläubigen, die sich anstellten, als wen sie Christen werden wolten, und die nach der wahren Beschaffenheit der christlichen Religion sich erkundigten, ward eine andere geheime Disciplin beobachtet. Man sieht aus den Aiten, daß diesen Heiden nicht die ganze christliche Religion eröffnet wurde. Es ward verboten, daß man ihnen die Geheimnisse der christlichen Religion fund machte; weil man befürchtete, wen sie sehen würden, daß in der Religion der Christen Wahrheiten wären, die sie mit der Vernunft nicht begreifen könten, sie wieder zurück treten würden. Man durfte ihnen daher nichts von der Dreieinigkeit, nichts von der Erbsünde, nichts von der Erlösung Christi, nichts von der Auferstehung der Leiber sagen. Diesen Heiden aber ward in der That die christliche Religion eröffnet, die mit den Wahrheiten der Natur und Vernunft zusammen hängt. Man sagte ihnen: daß nur ein Gott sei, der geehrt und gefürchtet werden mußte; und daß die Wahrheiten der Religion den Christen einen frommen und tugendhaften Wandel vorschrieben. Diese Disciplin ist also nichts als eine Klugheit der Kirche, theils die Verfolgung abzuhalten, theils kein Aergernis zu geben. Die Missionarii haben ebenfalls diese Disciplin in Ansehung der Gelehrten, die sie bekehren wollen. Man mus es aber nur von den klugen Missionarien verstehen, den nicht alle verstehen sich auf diese Weise.

Eine andere geheime Disciplin ward zweitens beobachtet gegen die sogenannten Katechumenen, und diese bestund in zwei Dingen. Es wurden den Katechumenen ebenfalls die Geheimnisse nicht fund gemacht. Man erklärte ihnen nur die Wahrheiten der Religion, die die Vernunft selber begreift; wie auch die christliche Sittenlehre. Man wolte sehen,

wie die Katechumenen sich anlassen würden. Wan sie bald sollten getauft werden, wurden ihnen erst die Wahrheiten kund gemacht, worin die Seele der Religion besteht. Dan sagte man ihnen von der Genugthuung Christi, Erbsünde, und andern Geheimnissen; und zwanzig Tage vorher, ehe sie getauft wurden, ward ihnen erst das apostolische Glaubensbekenntnis und Vater Unser zugestellet. Ferner wurden die Sakramente denen Katechumenen nicht bekannt gemacht. Es wurde ihnen die Ceremonie der Taufe, die Lehre vom Abendmahl nicht erkläret, und nichts von den Liebesmahlen gesagt. Dis lerneten die Katechumenen nicht eher, bis sie selbst zur Taufe waren gelassen worden. Daher kam es, daß die öffentlichen Lehrer sich in ihren Predigten in acht nehmen mußten. Einige Katechumenen konnten denselben beiwohnen. In diesen ward alles sorgfältig eingerichtet, damit sie nicht vor der Zeit davon Nachricht bekämen. Daher kommt es, daß in diesen Predigten nichts von dem Abendmahl ic. gesagt wird. Wan der Prediger etwa auf ein wesentliches Stück der Religion kam, oder, wan ihm der Spruch, darüber er redete, darauf fürte: so brach er kurz ab. Er sagte: die Gläubigen würden ihn verstehen; er durfte in Ansehung der Katechumenen diese Sache nicht vortragen. Es sind noch Predigten vom Eucharistia, worin diese Formel steht. Diese geheime Disciplin kenne man am meisten.

Von dieser geheimen Disciplin kan eine rümlische Ursache gegeben werden. Man hielt dafür, daß man die Katechumenen stufenweise zu den Wahrheiten der christlichen Religion füren; daß man den Kindern Milch, und hernach den Stärkern starke Speise geben mußte. Wen sonst keine als diese erste Art gewesen wäre: so wäre darin nichts zu tadeln. Allein die Verbergung

bergung der Gebräuche, die bei der Taufe, Abendmahl ic. vorgehen, hat eine andere Ursache, und kan nicht leicht entschuldiget werden. Sie komt aus der Nachahmung der Heiden. Vom zweyten Jahrhunderte an richteten die Christen einen grossen Theil des Gottesdienstes nach dem Gottesdienst der Heiden ein. Sie glaubten, wenn sie das thaten: so würden desto leichter die Heiden sich bewegen lassen, Christen zu werden. Die Absicht war gut, allein das Mittel taugte nichts, das man zu diesem Zweck erwälte. Die Heiden hatten, (wie bereits in dem ersten Absaz § 7 angezeigt worden) einen doppelten Gottesdienst, einen öffentlichen, zu dem ieder gelangte, der in dem Tempel gehalten ward, und in Opfern und andern Gebräuchen bestund. Neben den hatten sie einen Gottesdienst, der in den Klüften und im Verborgenen gehalten ward. Zu diesem geheimen Gottesdienst wurden nicht alle gelassen; sondern sie wurden erst lange und vorsichtig geprüft, ob sie auch verschwiegen sein würden. Wen sie lange geprüft waren: so wurden sie endlich zugelassen; vorher mußten sie einen schweren Eid ablegen, daß sie nichts aussagen, und dem Volke bekant machen wolten. Daher bekamen die, welche dazu gelassen wurden, ein gewisses Zeichen, woran man sie kennen konnte. Dieses hieß *Symbolum*. Wer dieses aufwiese, von dem konnte man versichert sein, daß er dahin gehöre. Diese Geheimnisse wurden sehr hochgehalten, und das Volk sahe die Besitzer derselben als Leute an, die einen besondern Grad der Heiligkeit und Vollkommenheit hätten. Um die Heiden also zu bewegen, daß sie Christen würden, nahmen die Christen zuerst in Egypten den Unterschied zwischen den öffentlichen und geheimen Gottesdienst an. Von dem öffentlichen Gottes-

dienste

dienſte ſonderte man die Geheimniſſe ab, das war Taufe, Abendmahl, Liebesmahl u. auch ein Gebet. Da dieſe Unterſcheidung war angenommen worden: ſo folgte die geheime Diſciplin gegen die Katechumenen. Sie wurden von Taufe, Abendmahl, Liebesmahl und gemeinſchaftlichem Gebet ausgeſchloſſen. Man ſieht wol, daß dieſe Diſciplin ſo unſchuldig nicht ſei, als die erſte. Dieſe beide Arten der geheimen Diſciplin haben von ſelbſt aufgehört. Nachdem die chriſtliche Religion die herrſchende geworden, hatte man nichts vom Unglauben zu beforgen, und keine Katechumenen mehr; daher hörten die zwei erſten Arten von ſelbſten auf.

Die dritte Art iſt die, die auch gegen die ſogenante Fideles oder Gläubige beobachtet worden. Die Gläubige wurden zwar von vielen Wahrheiten der chriſtlichen Religion unterrichtet; allein es war doch unter ihnen eine gewiſſe geheime Diſciplin, die der Klerus vor ſich behielt. Der Biſchof und ſeine Presbyteri trugen ſie nur einigen ihrer vertrauteſten und beſten Schülern vor, die wieder zum Lehramt ſolten gebraucht werden. Dieſe letztere iſt eigentlich die *disciplina arcani*, die faſt unmöglich in unſern Zeiten vollkommen klar und deutlich ſan gemacht werden; weil diejenigen, die davon reden, ſo dunkel und unvollkommen ihre Gedanken vortragen, daß man ſie nicht verſtehen kan. Obgleich das meiſte dunkel iſt: ſo kan man doch deutlich ſehen; daß man erſtlich durch dieſe Diſciplin eine philoſophiſche Erklärung der chriſtlichen Religion verſtanden; zweitens allegoriſche Erklärungen vieler Schriftſtellen. Dem Volke, ſagte man, ſolten die Wahrheiten einfältig vorgetragen werden; aber die philoſophiſchen Erklärungen ſolte die Geiſtlichkeit vor ſich behalten. Daher erklärt

erklärt Origenes die Wahrheiten der christlichen Religion, zum Exempel, die Lehren von der Auferstehung der Todten, Erschaffung der Welt, Seele, Menschwerdung Christi, ganz philosophisch, und aus gewissen Grundsätzen der Philosophie. Das Volk aber, sagt er, darf nicht mehr wissen, als; diese Welt wird untergehen, die Leiber werden auferstehen. Der Klerus hatte zweitens gewisse mystische und allegorische Erklärungen der Bücher des alten und neuen Testaments. Es ward z. E. das Vater Unser dem Volke nur so erklärt, als die Worte lauten; aber die Geistlichkeit erklärte es symbolisch und allegorisch. Origenes hat die ganze Bibel allegorisch erklärt. Der Klerus also glaubte, daß zwar die Religion philosophisch könne erklärt, und anders, als die Buchstaben der Schrift lauten, ausgelegt werden; aber dem Volk mußten die Wahrheiten einfältig vorgetragen werden. Diese geheime Disciplin hat schlechte Ursachen und einen falschen Grund. Es wird vorausgesetzt; Christus habe eine doppelte Religion vorgetragen, eine für das Volk, eine andere für grosse Köpfe. Die Ursachen sind auch nicht löblich. Die Platoniker hatten eine zwiefache Philosophie, eine exoterische und akroamatische. Die erste ward allen Schülern vorgetragen, die andere nur einigen, worauf sie sich verlassen konnten. So theilten auch die Christen ihre Religion ein. Diese Gewonheit ist sonder Zweifel erst im zweiten Jahrhundert entstanden; vor diesem Jahrhundert sieht man keine Spur davon. Sie ist aber auch nach Konstantin dem Großen abgeschafft worden. Es waren keine unchristliche Philosophen mehr da; daher trug man die Wahrheiten so vor, als sie in der Schrift stehen. Mehr kan mit Gewisheit von der geheimen Disciplin nicht gesagt werden.

§ 7.

Eine solche Gesellschaft, wie die Gemeinen der ersten Christen waren, mußte notwendig viele gemeinschaftliche oder öffentliche Ausgaben haben, dazu war schlechterdings eine allgemeine Kasse, oder ein Schatz der Kirchen nötig. Jede Gemeinde hielt Missionairs, diese mußten doch erhalten werden, und dazu gehörte schon eine starke Ausgabe. Bei dem Gottesdienst wurden Bücher und andere Dinge gebraucht. Es mußte öfters das Haus gemietet werden, wo der Gottesdienst sollte gehalten werden; es waren dabei Stühle und Bänke nötig. Bei Verfolgungen mußte der römische Stathalter, die Officiere und Soldaten oft bestochen werden; damit sie Nachsicht brauchten, und nicht zu scharf suchten. Daher sieht man, daß keine Verfolgung (wenn die Verfolgung des Diokletiani ausgenommen wird) lange gedauert habe. In den Verfolgungen mußten oft die Bischöfe und die Ältesten flüchten; den nach diesen ward am meisten gesucht. Diese mußten doch einen Reise- und Zehrpennig haben; sonst hätten sie unter den Heiden verhungern können. Wan sie unter die Christen kamen, wurden sie versorgt, sonst nicht. Wan ein Märtyrer ins Gefängnis gelegt wurde: so mußte die Freiheit, ihn zu besuchen, von den Gefängniswärtern und Soldaten gekauft werden. Die Christen wolten die Protokolle gerne haben, die bei dem Verhör der Märtyrer waren gehalten worden; das waren die Akten der Märtyrer. Die heidnischen Richter gaben sie nicht ohne starke Bezahlung. In den Verfolgungen wurden oft die Eltern hingerichtet und die Kinder hinterlassen. Diese mußte die Gemeinde unterhalten; und eben deswegen sind die Sponsores und Susceptores eingeführt worden. Zu diesen allen und vielen andern wichtigen Ausgaben war

war viel Geld nötig, und ein Schatz der Kirche unentbehrlich.

Dieser Schatz der Kirche, woran man gleich im Anfang dachte, war anfangs ungemein schwach, und bestand blos aus einem Theil der freiwilligen Gaben der Christen. Da die Gemeinen stärker und die Ausgaben grösser wurden, bekam der Kirchenschatz auch einige andere Zuflüsse. Viele gottselige Personen gaben zu demselben bald ihr ganzes Vermögen, bald einen Theil ihres Vermögens her. Diese Personen wurden als ein Theil der Geistlichkeit angesehen. Dadurch wurden viele aufgemuntert, daß sie ihr ganzes Vermögen hergaben. Sie hatten einen besondern Sitz in der Kirche, und wurden eben so als die Bekennner betrachtet. Diese Personen aber, die ihr ganzes Vermögen der Kirche gegeben, mußten wieder aus der gemeinschaftlichen Kasse versorget werden; daher hatte der Schatz bei diesen Personen wieder einen Abgang. Die Bischöfe hatten die Ausgaben und Rechnungen zu bestreiten; daher kam ein Schatzmeister. Der Name war zwar nicht üblich, aber das Amt war schon im zweiten und dritten Jahrhundert da. Dazu kamen andere Dinge.

Im Fal der Noth, wann die Ausgaben nicht alle Konten bestritten werden, wurden außerordentliche Anlagen gemacht. Der Bischof konnte sie nur antragen; allein es stand bei der Gemeinde, ob sie es annehmen wolte. Zuweilen schüzte sie ihre Armut vor; aber meistens nahm die Gemeinde den Antrag an, und erklärte sich zur Anlage. Nachdem die Summa war gemacht worden, ward nach Beschaffenheit der Personen einer jeden die Abgabe zuerkannt. Oft theilte jeder, so viel er wolte, mit. Wann bei der Gemeinde
feine,

keine, oder wenig Mittel waren: so wurden die benachbarten Gemeinen angesprochen. Davon hatte Paulus selbst ein Exempel gegeben. In der Gemeinde zu Jerusalem waren überaus viele Arme, und diese Gemeinde konnte nicht alle Kosten bestreiten. Er sammelte also eine Kollekte, oder freiwillige Beisteuer in den griechischen Gemeinen, und überbrachte es nach Rom. Nach diesem Exempel Pauli richtete man sich, wenn eine Noth da war. Man hat diese Kollekte in unsern Gemeinen zum Theil noch übrig behalten. Eine Gemeinde stund also der andern bei, und auf diese Weise war fast nie ein Mangel an den Unkosten, die zur Bestreitung der Nothwendigkeiten der ganzen Gemeinde erfordert wurden. Nach Konstantin des Großen Zeiten hat der Kirchenhaz eine andere Gestalt bekommen. Er verordnete, daß der Kirche könnte vermacht werden; daher ward der Schaz aus den Vermächtnissen erhalten.

§ 8.

Diejenigen, die in die Gemeinen aufgenommen wurden, wurden unter der ausdrücklichen Bedingung aufgenommen; daß sie erstlich bei demjenigen Glauben, den sie vor der Taufe bekant hatten, bleiben; zweitens, daß sie einen unschuldigen, und der Lehre des Evangelii gemäßen Wandel führen wolten. Die also diese Bedingungen nicht hielten, und entweder von den Grundartikeln der Religion abfielen, oder in Lastern lebten, oder gar grobe Sünden und Verbrechen begingen, die wurden, von den allerersten und ältesten Zeiten der Gemeinde an, von der Gemeinde abgesondert, und mit Bewilligung der Gemeinde von der Gemeinschaft des öffentlichen Gottesdien-

tesdienstes und den gesellschaftlichen Rechten ausgeschlossen. Diejenige, welche von der Gemeinde abgesondert und ausgeschlossen wurden, waren von einer zwiefachen Art. Es waren entweder Irgläubige und Lasterhafte; oder es waren Missethäter und Verbrecher. Daraus entstand eine doppelte Art der Absonderung von der Gemeinde; erstlich blos eine Absonderung von der Gemeinschaft der Gläubigen; zweitens, eine Absonderung von der ganzen Gemeinde. Diese beiden Arten hat man in den folgenden Zeiten den kleinen und größeren Bann genennet.

Wan einer die Hauptwahrheiten der Religion läugnete; und wan einer einem groben Laster ergeben war, zum Exempel, ein Lügner und Lasterer war, oder die Trunkenheit liebte, und sich nach ergangener Erinnerung nicht bessern wolte: so ward er nicht von der ganzen Gemeinde; sondern nur von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Diese Ausschließung war also noch leidlich. Er ward nur unter die Katechumenen versetzt, und hatte die Rechte der Gläubigen verloren. Er ward ausgeschlossen von dem gemeinschaftlichen Gebet; von den freiwilligen Gaben, seine Oblationen wurden nicht angenommen; von dem Liebesmahl, und vom Abendmahl; und verlor das Recht, seine Stimme in der Versammlung der Gemeinde zu geben. Aber der, so von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen war, blieb doch in den Stand der Katechumenen. Er hatte noch das Recht, in der Gemeinde zu erscheinen. Er wonte dem Lesen der Bibel und der Predigt bei; allein wen der Friedenskus, das Abendmahl und Liebesmahl angingen; so mußte er die Gemeinde räumen.

M

Man

Man sahe dabei zu, ob er sich besserte. Merkte man eine Besserung: so ward er wieder in den Schoos der Kirche aufgenommen. Er ward in die Gemeine gelassen, die Hände wurden ihm aufgelegt, man betete über ihn, und so war er wieder ein Glied der Kirche.

Die Verbrecher und Mißethäter aber wurden ganz und gar von der Kirche abgesondert, und mit diesen letztern durfte kein Christ, so lange die Absonderung warte, eine genaue Gemeinschaft, weder eine geistliche noch weltliche, unterhalten. Der Hauptverbrechen, weswegen eine vollkommene Absonderung von der Gemeine erfolgte, waren nur drei, Abgötterei, Todschlag und Ehebruch. Die heißen bei den Antiquariern, und werden auch in den alten katholischen Schriften *crimina castitatis* genennet. Diese drei Wörter aber wurden im weitläufigen Verstande erklärt. Durch den Todschlag ward nicht nur ein eigentlicher Todschlag, sondern jede wirkliche Beseidigung verstanden und begriffen. Z. E., wer nur den andern überfiel, schlug, und verwundete, ward ein Todschlänger genant. Sie sagten, ein solcher habe einen Vorsatz gehabt zu tödten, und daher ward er eben sowol ausgeschlossen als ein Todschlänger. Allein man kan leicht gedenken, daß die Strafen bei denen strenger gewesen, die andere todgeschlagen, als die nur andere geschlagen. So ward das Wort Ehebruch im weiten Verstande genommen. Auch die wurden Ehebrecher genennet, die nur in die heidnische Häuser gingen, ob sie gleich unverheiratet waren. Auch die hießen Ehebrecher, die im ledigen Stande eine Hurerei begingen; und auch die, von denen man eine Vermutung hatte, daß sie selbige begangen.

Man

Man nante eben so dieienigen Abgötter, die sich entweder verleiten ließen, den heidnischen Göttern zu opfern; oder nur Weihrauch auf das Rauchfas zu streuen, das vor dem Bilde des Gözen stand, der gewöhnlich in den Verhörstuben gesetzt war; oder die ihr Leben von den Statthaltern kauften, und einen falschen Schein bekamen, daß sie keine Christen wären, um selbigen den Gerichtsbedienten vorzuzeigen, wen sie solten ergriffen werden. Die ersten hießen *Sakrificati*, die zweiten *Thurifikati* und die dritten *Pibellatici*. Diese letzteren hielte man unter den Gefallenen der geringsten Strafe wert; weil sie keine wirkliche Handlung der Abgötterei geleistet, und nur ihr Leben erkaufte, obgleich die Obrigkeit in den Schein gesetzt, daß sie geopfert hätten. Die *Sakrificati* mußten aufs schärfste gestraft, ja wol gar ausgeschlossen werden. Mit den *Thurifikatis* mußte man etwas gelinder umgehen, und nach einigen Jaren Buße, sie wieder aufnehmen. Auch dieienigen, die ihre Bücher und Schriften bei Verfolgungen auslieferten, wurden *Traditores* und Verräter genant. Sie wurden als abtrünnige Christen angesehen, und wen das Fonte bewiesen werden, daß sie ihre Urkunden den Soldaten herausgegeben, wurden sie so stark gestraft, als die, die den Gözen geopfert hatten. Auch rechnete man zu den Gözendienern dieienigen, welche zum Gözendienst behülflich waren und Beifal gaben; dieienigen, die sich zu öffentlichen Spielen brauchen ließen; wie auch die, die der Zauber- und Wahrsagerkunst überfuret waren. Man sieht, daß einer sehr leicht die Ausschließung von der ganzen Gemeinde habe auf sich ziehen können.

Wer von einer Gemeinde ausgeschlossen war, war zugleich von der ganzen Kirche ausgeschlossen. Diese Zucht und Ordnung mußte bei den ersten Gemeinden aufs schärfste beobachtet werden. Wen das nicht gewesen wäre: so wäre die Ausschließung eben so streng nicht gewesen. So bald also ein Missethäter oder Verbrecher ausgeschlossen war: so bald ward den benachbarten Gemeinden diese Ausschließung durch ein Circularschreiben kund gemacht, und der Erkommunicirte charakterisirt. Diese machten es weiter bekannt. Damit aber doch kein Betrug und Unterschleif vorgehen könnte: so wurde stets ein Schreiben von einem Fremden erfordert. Bei diesen Briefen allen Betrug zu verhüten, gehörte die Einrichtung derselben zu dem Geheimnissen der Kirche. War ein solcher Brief nicht da: so ward der Fremde nicht angenommen, bis man Nachricht deswegen eingezogen hatte. Durch dieses Mittel ward die Kirche rein gehalten. (Hievon ist gehandelt im 1. Absatz § 3.). Es war also der Zustand solcher Personen in den damaligen Zeiten schlecht genug. Kein Mittel war ihnen übrig, als entweder von dem Christentum abzufallen; oder zu bitten, daß sie zur Strafe gelassen wurden. Das erste Mittel wählten sehr wenige. Die meisten wurden durch ihr Gewissen davon abgehalten, wählten die Buße, und baten den Bischof, daß man sie durch die Buße wieder aufnehmen mögte. Daß, so lange diese Verbrecher ausser der Gemeinde waren, alle geistliche und weltliche Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben worden, darf nicht erwiesen werden, und versteht sich von selbst. Es ward aber auch die ordentliche und genaueste bürgerliche Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben. Kein Christ berührte sich mit ihnen. Keiner räumte ihnen einen Platz

Platz in seinem Hause ein. Keiner durfte mit ihnen essen. Auch so gar ward die Gemeinschaft zwischen nahen Anverwandten aufgehoben. Die Männer durften mit ihren excommunicirten Weibern, die Brüder mit ihren excommunicirten Schwestern keine Gemeinschaft haben. Eine Strenge, die in Absicht auf die damaligen Umstände weise, und in Ansehung der Seelen der Gefallenen heilsam war. Die ersten Brüder hatten bei diesem Verhalten wenigstens die gute Absicht, sowol diese Unglücklichen selber zur wahren Reue zu bringen, als auch die anderen Glieder von gleichen Vergehungen, von ähnlicher Untreue abzuhalten. Die älteste Nachricht von der Ausschließung der Verbrecher findet man 1 Korint. 5. und 2 Thessal. 3.

Die Bedingungen, mit welchen die, die aus der Gemeinde waren gestossen worden, wieder sind aufgenommen worden, waren sehr verschieden. Bei denen, die nur aus der Gemeinschaft der Gläubigen waren geschlossen worden, und lasterhaft waren, war die Sache so schwer nicht. Es ward keine Kirchenbuße verlangt. Es ward nur begehrt, daß sie Besserung und frommen Wandel durch klare Proben an den Tag legen mögten. Wen sie das thaten, wurden sie der Gemeinde vorgestellt, und selbige ward gefragt, ob sie diese aufnehmen wolte. Billigte die Gemeinde daren: so wurden sie wieder aufgenommen. Allein bei den Missethättern, die die drei Hauptverbrechen begangen hatten, war die Sache viel schwerer. In den ältesten Zeiten, im zweiten und dritten Jahrhundert waren oft viele Gemeinen so scharf und streng, daß sie dergleichen Personen ganz und gar nicht aufnehmen wolten. In anderen geschah die Ausnahme

Furz vor ihrem Ende. Diejenigen Gemeinen, welche die Hauptverbrecher ganz und gar nicht aufnehmen wolten, schlossen sie doch nicht von der Seligkeit aus. Die Seligkeit überlieffen sie Gott. Ein Ehebrecher und Abgöttischer konte von Gott mit der Seligkeit begnadiget werden. Aber man hielt es vor nötig und nützlich der Zucht wegen, daß sie in der äußerlichen Kirche nicht solten wieder aufgenommen werden. Damit ihnen der Weg der Seligkeit nicht verschlossen würde, ward ihnen erlaubt, daß sie vom weiten im Vorhofe stehen, und die Predigt des Bischofs hören konten. Die Novatianer, die hierin am strengsten waren, waren doch ebenfalls der Meinung, daß dergleichen Personen doch wiederum von Gott konten aufgenommen werden; aber daß sie nur der äußerlichen Zucht wegen nicht konten wieder in die Gemeine aufgenommen werden. Sie nahmen den Satz an; die Kirche mus eine Gemeine der Heiligen sein von Leuten, die nach ihrer Taufe keine grobe Sünden mehr begangen.

Nach und nach wich man von dieser ersten Regierung ab, und man sieht im dritten Jahrhundert, daß bei allen Gemeinen der Christen auch die, die Hauptverbrechen begangen, wieder aufgenommen worden; allein sie mußten die lange, beschwerliche, und mühsame Kirchenbusse ausstehen. Die Hauptverbrecher mußten erst wieder Katechumenen werden; und zwar, da drei Arten waren, mußten sie diese drei Grade der Katechumenen nach einander wieder durchgehen. Das wärete aber meistens eine lange und geraume Zeit. Die, welche zur Strafe waren abgesondert worden, mußten erstlich eine geraume Zeit anhalten, daß sie
in

in den Stand der Katechumenen gelassen werden mögten. Dieses geschah auf eine klägliche und traurige Weise. Sie mußten ein anderes und schlechteres Kleid anziehen; sich mit Staub und Asche bestreuen; ihr Haupt nicht scheeren; sich Haar und Nägel wachsen lassen; den ganzen Gottesdienst hindurch unter freiem Himmel stehen; und die Glieder der Gemeinde mußten bei dem Eintritt in der Kirche auf sie kniend ihre Füße setzen, wobei sie um Ausöhnung und Fürbitte baten. Dieser Zustand hieß *fletus*, der Stand des Weinens. In diesem Stande blieben diese Ausgestoßene öfters zwei bis drei Tage nach einander, nachdem ihre Verbrechen mit geringen oder schweren Umständen verknüpft waren. Endlich, nachdem sie eine Zeitlang darin ausgehalten, wurden sie wieder unter die Katechumenen aufgenommen. Die Katechumenen aber wurden in die Hörende, Kniende und Kompetenten geteilt. Daher kamen sie erst wieder in die Klasse der Hörenden. Sie wurden zugelassen, daß sie in dem Vorhofe der Kirche neben den übrigen hörenden Katechumenen stehen, und die Rede, die der Bischof hielt, anhören durften. Dieser Zustand hieß *auditio*. Aus dem Zustande der Hörenden wurden sie endlich noch eine geraume Zeit in den Stand der Knienden gesetzt, die zwar dem Gottesdienste beivonnten; aber auf den Knien liegen, in einigen Gemeinden sich gar ganz niederwerfen, und so die öffentliche Rede mit anhören, nach Endigung aber der Rede die Gemeinde verlassen mußten. Dieser Zustand hieß *substratio*. Endlich rückten sie in die dritte Klasse der Katechumenen, in die Sal der Kompetenten. Diese durften dem gemeinschaftlichen Gebet mit beivonnen, und wurden mit einem Gebet und Auf-

legung der Hände wieder aus der Gemeine gelassen. Dieser Zustand hieß *consistentia*, weil sie mit den andern stehen durften. Darauf folgte die Aufnahme, die *participatio* hieß. Die Aufnahme dieser Verbrecher geschah ordentlich nur einmal im Jahre, nemlich auf Ostern; das war die Zeit der Freuden der Christen. Man meinte also, daß sie am süglichsten zu der Zeit könnten aufgenommen werden. Der, der aufgenommen ward, ward von einigen Christen, die die Stelle der Bürgen und Taufzeugen vertraten, in die Gemeine geführt, und dem Vorsteher der Gemeine dargestellt. Darauf warf er sich auf die Knie, und legte die öffentliche Beichte ab. Daher kommt die izzige Beichte der Christen. Er wendete sich zuerst zu der Gemeine, bekannte vor ihr, daß er der Ausstossung würdig gewesen wäre, und bat darauf mit Thränen die Gemeine, daß sie ihm mögte Gnade widerfahren lassen, und ihn aufnehmen. Hatte die Gemeine ja gesagt: so wendete er sich um, und sah den Bischof an. Dieser hielt eine Ermanungsrede an ihn, legte die Hände auf ihn, betete über ihn, und sagte, daß ihm die Gemeine die Sünde vergeben hätte, und ihn wieder aufnehme. Die Absolution geschah nicht im Namen Gottes, der Bischof absolvirte blos im Namen der Kirche. Er verkündigte ihm nur, daß ihm die Gemeine alles das Unrecht vergebe, daß er ihr bisher zugefügt. Wen diese Absolution war gegeben worden: so ward er zum Friedenskus gelassen, und darauf ward er ein vollkommenes Mitglied der Gemeine. Allein die, die noch einmal ein solches Verbrechen begingen, hatten alle Hoffnung verloren, wieder aufgenommen zu werden. Die Geistliche, die so gesündigt hatten, wurden zwar auch wieder aufgenommen; konnten aber

nicht

nicht mehr in den Orden der Geistlichen genommen werden, sie blieben stets unter dem Volk. So ward die Kirchenzucht in den ersten Gemeinen im dritten und noch im vierten Jahrhundert verwaltet.

Die Buße der Verbrecher war ordentlich lang, und dauerte sieben bis neun Jare. Aber diese Zeit ward zuweilen aus gewissen Ursachen abgekürzt. Die erste Ursache war ein *libellus pacis*. (Davon siehe im 1. Abfaz. S. 9.) Die andere Ursache war die Fürbitte der Konfessoren. Die Konfessores hatten grosse Rechte. Die Ausgeschlossenen bekümmerten und bemüheten sich also, um die Fürbitte der Konfessoren. Wan diese sämtlich darum anhielten: so geschah es insgemein; denn man glaubte, daß der Geist Gottes durch sie rede. Die dritte Ursache war die Furcht, daß die Ausgeschlossenen entweder zum Heidentum oder Judentum wieder zurück treten mögten. Wan man das merkte: so wich man von der Zeit ab. Die vierte Ursache waren die Verfolgungen. Wan eine starke Verfolgung entstand, mußte man besorgen, daß sie ganz abwendig würden. Daher, um sie zu ermuntern, wurden sie früher aufgenommen. Die fünfte Ursache war eine schwere Krankheit. Wan sie in eine gefährliche Krankheit verfielen, nahm man sie wieder auf. Allein sie mußten zusagen, daß, wenn sie wieder auffämen, sie sich der Kirchenbuße und dem Ausspruch der Gemeinde unterwerfen wolten. Es waren auch noch andere Ursachen. Die Personen waren oft von schwächlicher Gesundheit. Sie thaten oft Dinge, die eine Aenderung ihres Herzens anzeigten. Oft beging ein solcher eine heroische That, und bekante Christum vor dem heidnischen Gerichte. Diese Standhaf-

tigkeit und Freudigkeit befreiete ihn von einer grossen Zeit der Buße. Wan einem Menschen einige Zeit von der Buße abgezogen ward, hies es eine Indulgenz, Abkürzung, ein Ablass. Daher kommt der Ablass der Römischkatholischen. Diese gestehen selbst, daß die Indulgenz anfangs nichts anders war, als die Erlassung der Kirchenstrafen. Aber nach und nach, da die römischen Bischöfe sahen, daß sie diese Sache zu ihrem Vortheil brauchen könnten, haben sie das Wesen derselben ganz verändert. Als der selige Luther die Reformation anfang, behauptete er nichts mehr, als daß die Indulgenz weiter nichts als eine Erlassung der Strafen der Kirche wäre. Daraus entstand der ganze Lärm. Das was Luther gesagt hat, sagen izt viele römischkatholische Herren. - Damals war es eine Kezerei; aber nachdem Luther das Eis gebrochen, ist es keine Kezerei mehr. Wenn eine Indulgenz nichts als eine Erlassung kanonischer Strafen ist: so sind in den izigen Zeiten die Indulgenzien nichts mehr nütze; den die kanonischen Strafen sind abgeschafft. Allein der Pabst behauptet, daß er auch das Recht habe, die göttlichen Strafen zu erlassen. Das ist der Punkt, woraus die Reformation erwachsen ist.

§ 9.

Viele unter den Christen der ersten Zeiten hatten so heimlich gesündigt, daß die Gemeine nichts von ihren Missethaten erfahren hatte. Diese wurden aber oft durch ihr Gewissen so gedrückt, daß sie in der Stille dem Bischöfe oder den Ältesten ihre Sünden bekanten, die sie begangen hatten, und verlangten, daß man die ordentlichen Kirchenstrafen, aber in der Stille und ohne Aufsehen auflegen, und sie hernach

loßspre-

lossprechen mögte. Das ward angenommen, damit man kein Vergerniß der Gemeinde gebe. Der Bischof oder der Presbyter legte ihnen gewisse Strafen und Kirchenbusse auf. Sie mußten entweder fasten, oder eine andere Andacht übernehmen. Sie mußten den Armen und Kranken Geld geben, und andere Dinge thun. Wenn diese Genugthuungen waren abgetragen worden, wurden sie auch insgeheim losgesprochen. Daher entstand die geheime Beichte; die geheimen Genugthuungen; und die geheimen Lossprüche. Diese Anstalt erweiterte sich, nachdem Konstantin der Große die christliche Religion angenommen hatte. Es wurden erstlich vornehme und angesehene Leute von der öffentlichen Beichte und Buss befreiet. Nach und nach wurden alle Christen vom öffentlichen Bekenntnis ihrer Sünden, und von der öffentlichen Kirchenbusse befreiet. Dagegen ward der Beichtstul, oder das geheime Bekenntnis der Sünden, die geheimen Strafen, und die geheime Losprechung von den Sünden allenthalben eingeführt. Hieraus entstand die Ohrenbeichte, welche die Römischkatholischen im zwölften Jahrhundert einfürten. Diese Kirche glaubt, daß der Erlöser nicht vollkommen die Sünden der Menschen gebüßet, und daß jeder Mensch, neben der Genugthuung des Erlösers, noch Gott selbst genugthun, und eine Strafe auf sich nehmen müsse. Da man dieses glaubte, so mußte man eine Erzählung der Sünden anordnen; damit der Beichtvater dem, der da beichtet, eine Strafe auflegen könne, die der Grösse seiner Sünden gemäß ist. Daher hat man Beichtbücher in der römischen Kirche, woraus die Beichtväter sehen können, wie hoch eine jede Sünde angerechnet, und was für eine Genugthuung

thung darauf gesetzt werden könne. Die evangelische Kirche hat alle diese Dinge aufgehoben, nachdem sie den Satz angenommen: Jesus Christus hat alle Sünden der Menschen getragen, und durch seine vergültige Genugthuung eine vollkommene Erlösung erworben. Da nun der Grund der Ohrenbeichte ist aufgehoben worden: so hat sie selbst wegfallen müssen. Allein die Beichte selber, ohne Specification der Sünden kan mit den Grundlehren der protestantischen Kirche sehr wol bestehen. Daher hat man in selbiger die allgemeine Beichte, oder den Beichtstul, nachdem man von demselben die menschlichen Mißbräuche abgesondert, als einen nützlichen und guten Gebrauch beibehalten.



Der zweite Abschnitt.

Von


dem Gottesdienst der alten Christen.



Der erste Absatz.

Von
dem Gottesdienste selber.

§ 1.

 Der Gottesdienst der allerältesten Gemeinen der Christen ist nicht an allen Orten auf einerlei Art und Weise gehalten worden. Man mußte sich in dieser Sache nach den Umständen einer jedweden Gemeinde richten. Unter den Gemeinden fanden sich oft lauter schlechte Leute, die ihre Brüder nicht ermahnen konnten. Es konnte also in diesen Gemeinden nicht gepredigt, sondern es mußte beim Lesen und Gebet gelassen werden. In andern Gemeinden aber, worin entweder Apostel, oder Abgeordnete der Apostel, oder Leute waren, die eine Lehrfähigkeit hatten, konnte gelehret werden. In einigen Gemeinden war nicht einmal eine griechische Bibel, daher konnte in diesen Gemeinden nicht ordentlich gelesen werden. In den damaligen Zeiten, da alles geschrieben war, kostete die Bibel sehr viel. Es waren noch andere Ursachen, weswegen es in allen Gemeinden nicht gleich zuging. In einigen Gemeinden, die sehr klein waren, waren keine freiwillige Gaben. In einigen Gemein-

Gemeinen ward der Gottesdienst ordentlich in eins fort gehalten. In andern ward er geteilt; vor Sonnen Aufgang ward das Gebet gehalten, hernach, wenn es Tag war, das Abendmahl und Liebesmahl. Daher war es in Ansehung des Gottesdienstes nicht allenthalben gleich. Von dem Gottesdienst der ersten Gemeinde zu Jerusalem, der Mutter aller Gemeinden, hat man eine ziemlich deutliche Nachricht, und man siehet, daß er ziemlich ordentlich eingerichtet gewesen, und seine bestimmten Teile gehabt habe, die ordentlich beobachtet worden. Das war kein Wunder. Da die Apostel sich lange da aufhielten, wurde der Gottesdienst gleich ordentlich abgefaßt. Allein in andern Gemeinden, wo keine Apostel noch sonst geschickte Leute waren, konnte es so ordentlich nicht hergehen. Ulgemag nahmen alle Gemeinden die Gemeinde zu Jerusalem zum Muster an. Daher ward, nach der Einrichtung des Gottesdienstes zu Jerusalem, der Gottesdienst in allen Gemeinden eingerichtet. Die Hauptstelle von der ersten Gemeinde zu Jerusalem steht Apostlg. 2, 42 und 46, da werden ausdrücklich die Stücke des Gottesdienstes genennet, und nach selbiger bestund der Gottesdienst aus fünf Stücken. Erstlich aus einer Rede der Apostel; zweitens aus den Oblationen oder freiwilligen Gaben, die ieder Christ herbrachte, damit die allgemeine Unkosten konten bestritten werden; drittens aus dem Abendmahl; viertens aus dem Mahl der Liebe; fünftens aus dem Gebet. Man findet hier aber weder, daß der Gesänge noch des Lesens gedacht wird. Es wird nicht gesagt, daß in der ersten Gemeinde gelesen und gesungen worden, und es ist glaublich, daß dis nicht geschehen. Die Schrift ward deswegen nicht vorgelesen, weil die Apostel zugegen waren, und die Schrift erklär

erklärten. Ueberdem waren es lauter Juden, die die Schrift zu Hause lasen. Daß nicht gesungen ward, ist eben so klar. Wan ja gesungen ward, sang nur einer. Man hatte damals noch keine Gesangbücher. Hatte einer ein Lied verfertigt: so hatte er die Freiheit es abzusingen, wan es war geprüft worden, und die Gemeine hörte dem Gesange zu. Die Gesangbücher sind sehr spät entstanden. Man kan vor dem dritten Jahrhundert kein Exempel zeigen, daß die ganze Gemeine gesungen. Der Gottesdienst bestund also aus fünf Stücken. Allein in den Gemeinen ausser Jerusalem, wo keine Apostel waren, mußte notwendig gelesen werden. Die Nachricht hievon siehet man 1 Timoth. 4, 13, Paulus sagt: Timotheus solle fortfahren zu lesen, bis er komme. Wen er in seinem eigenen Hause nur gelesen hätte: so würde er nicht aufgehöret haben, wen Paulus gekommen wäre. Er sollte aber nur so lange lesen, bis der Apostel käme. Man sieht also; erstlich, daß in der Gemeine zu Ephesus die Bibel gelesen worden; zweitens, daß in den ältesten Zeiten ein Aeltester gelesen, an dessen Stelle hernach ein Vorleser bestellet worden. Auch ward in der Gemeine zu Ephesus ermanet, und öffentlich gelehret; das that Timotheus selber. So bald Paulus kam, hörte das Lesen auf, und der Apostel nahm das Ermanen selber auf sich. Die übrigen Stücke des Gottesdienstes bemerkt der Apostel nicht; aber aus den zweiten Kapitel sieht man, daß auch das Gebet gehalten ward. Paulus befiehlt, daß ein allgemeines Gebet vor alle Menschen solle gehalten werden; daß zweitens vor die Hohen solle gebetet werden. Also war in der Gemeine das Lesen, das Ermanen, das Lehren, und das öffentliche Gebet. Im folgenden siehet man, daß dieses Gebet nicht vom Timotheo sei-

M

verrich-

verrichtet worden; sondern ein ieder hatte die Freiheit zu beten, der Geschicklichkeit zu reden hatte. Die Weiber wurden hievon ausgeschlossen; man sehe v. 8. Aus eben der Stelle ist klar, daß ieder männliches Geschlechts auch die Macht zu lehren gehabt. Es waren also noch keine Aeltesten, Diaconi und Bischöfe in dieser Gemeine. Da aber Paulus abgereiset war, mußten Diaconi und Aelteste gesetzt werden, und Paulus gibt Regeln deswegen; 1 Timoth. 3, darnach man sich richtete; und das Anr zu lehren blieb darauf bei den Aeltesten. Bei andern Gemeinen sieht man aus den Alten, daß es nicht so ordentlich und vollständig gehalten worden, und verschiedene Stücke beim Gottesdienst gefeilet haben.

In den damaligen Zeiten aber erweckte Gott selbst einige außerordentliche Lehrer, die in seinem Namen unmittelbar das Volk unterweisen und lehren mußten. Diese außerordentlichen Lehrer hießen in der Schrift Propheten. Inögemein sagt man, daß es Ausleger der Schrift gewesen; aber dis ist ein alter Irrtum. Wen man alle Stellen zusammen hält: so sieht man, daß sie nicht nur die Schrift erklaret; sondern auch künftige Dinge geweissaget haben. Ein Prophet des Neuen Testaments ist ein von Gott erweckter Lehrer, der in seinem Namen auftritt, und das Volk unterweist. Diese Personen mußte Gott erwecken, weil so wenige waren, welche die Geschicklichkeit zu lehren hatten. Alle die, die sich vor Propheten ausgaben, wurden gehört; das sieht man deutlich aus 1 Kor. 14. Niemand konnte wissen, ob diese Menschen ordentlich von Gott erwecket worden; ob sie nicht durch ihre Einbildung verführt wären, oder gar Betrüger sein. Allein es waren in der Gemeine Richter, die diese Personen prüften und untersuchten.

Diese

Diese beurteilten den Vortrag der Propheten, und sagten, welche vor ordentliche Propheten solten gehalten werden. Davon findet sich I Joh. 4, 1. und I Kor. 12, 3. eine ganz deutliche Nachricht. Paulus gibt vorzüglich I Kor. 12. Regeln, wornach man gewisse Leute prüfen konnte. Keiner sagt er, kan ein wahrer Prophet sein, der von Jesu Christo übel redet. Es gaben sich oft Juden vor Propheten aus, redeten in der Gemeine, und lästerten Christum. Daher gibt der Apostel diese Regel. Dazu setzt er eine andere; niemand kan Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist. Aber wer Christum vor den Messias erkennet, der kan vor einen Propheten gehalten werden, bis er seine Rede gehalten. Er sagt ferner: glaubt nicht iedem Geist, das ist, iedem Menschen, der sich ausgibt vor einen von Gott erwekten Propheten; sondern prüfet ihn genau. Daraus gibt er Regeln, wornach die Propheten solten geprüft werden. Da die Gemeinen aber recht eingerichtet worden, und man mehr Leute bekommen, die geschickt waren durch ihre Naturgaben das Volk zu unterrichten: so war dis Mittel in der Kirche nicht nötig; und im zweiten Jahrhundert findet man keine Propheten mehr, indem alles durch Bischöfe bestellet wurde.

§ 2.

Da die Gemeinen in Ordnung gebracht, und recht eingerichtet waren; da fing sich allenthalben der Gottesdienst der Christen mit dem Lesen der Bibel an. Die Juden haben die Gewonheit, das alte Testament in ihren Versammlungen zu lesen. Diese Gewonheit nahmen die Christen gleich anfangs an. In den Gemeinen ausser Jerusalem, sonderlich wo Juden waren,

N 2 ward

ward das Lesen der Bibel allenthalben eingeführt. Zu Jerusalem war dieses nicht gleich gewöhnlich; hernach ward es aber auch daselbst und allenthalben gebräuchlich. Man las in den ältesten Zeiten nur das alte Testament. So lange der Kanon des neuen Testaments nicht in Ordnung gebracht war, konnte man sonst nichts lesen. Man las aber doch die Briefe der Apostel, welche die Gemeinen sich einander mittheilten; auch die Briefe gottseliger und frommer Leute. Da man weiter kam, wurden auch die Akten der Märtyrer gelesen. Das Vornehmste aber, das gelesen wurde, war die Schrift.

In den ältesten Zeiten las der Vorsteher und Älteste der Gemeinde selber. Das siehet man aus der § 1. angeführten Stelle 1 Timoth. 4. Allein es wäre nicht lange, da ward ein Diakonus dazu bestellet. Daran war kein Hochmut Ursache, den der Presbyter, der die Rede halten sollte, und sich eben nicht darauf bedacht hatte, mußte wol auf das Lesen merken; allein nach und nach kam ein Hochmut dazu. Da die Diakoni groß wurden, wolten sie nicht mehr lesen, und man mußte deswegen eigene Vorleser setzen. Dieser Vorleser mußte eine reine und deutliche Stimme haben. Die Schrift lag auf einem Pulpit, das mit angezündeten Lichtern erleuchtet war, der Leser stand davor, und wartete, bis ihm das Zeichen gegeben wurde, zu lesen. Bevor das Lesen anging, grüßte der Bischof die Gemeinde mit diesen Worten: Friede sey mit euch; die Gemeinde antwortete, und wünschte ihm wieder Glück. Auf den Gegengruß der Gemeinde sprach der Bischof ein kurzes Gebet vor sich; darauf winkte er dem Leser, das Stück vorzulesen, und die Gemeinde hörte dem Leser, aus Ehrfurcht vor Gott stehend zu, welches noch bei den Christen

Christen gewöhnlich ist. Die ganze Bibel des alten und hernach auch des neuen Testaments ward in den ersten Zeiten vorgelesen vom Anfang bis zum Ende, und in gewisse Abschnitte geteilt. Diese Gewonheit blieb eine lange Zeit; allein da die Zusammenkünfte der Christen nicht mehr so häufig waren als in den ersten Zeiten, und sich oft die Stücke nicht auf die Umstände der Zeit schiften; traf man nach und nach eine Aenderung. Es ward zuerst verordnet, daß an den Tagen, die mit besondern Absichten verknüpft waren, nicht in der Ordnung sollte vorgelesen werden; sondern gewisse besondere Stücke, die sich auf die Zeit schiften. Es wurde, z. E., in der Charwoche das Buch Hiob und Jonas, am Charfreitage die Passionsgeschichte, am Otertage die Auferstehungsgeschichte, zwischen Ostern und Pfingsten die Apostelgeschichte, wie auch die Offenbarung Johannis, in der Quadregesima die Bücher Moses, und an den Tagen der Märtyrer die Akten derselben vorgelesen. Nach und nach ging es weiter. Man fing an, auf jeden Sonntag gewisse Stücke zu verordnen, und nicht nach der alten Weise fortzufahren. Daran waren allerhand Dinge schuld. Man lernet aus der Erfahrung, daß viele Stücke in der Bibel wären, die eben nicht viel zur Besserung des Volks beitrügen; daher begrif man, daß es nicht dienlich wäre, die Bibel in der Ordnung fort zu lesen: auch fand man hernach, daß das alte Testament den Christen so nötig nicht wäre, als das neue Testament; daher lies man das erste weg. Endlich wurden auf jeden Sonntag gewisse Stücke verordnet, das sind unsere Evangelia und Episteln. Wenn die aufgekomen sind, kan ohnmöglich ausgemacht werden. Das sieht man, daß schon in den alten Zeiten an den Festtagen gewisse besondere Stücke

vorgelesen worden. Man sieht weiter, schon im vier-
ten Jahrhundert, daß in den Gemeinen des Sonntags
gewisse Stücke vorgelesen worden, die die Gemeinde
wollte; aber diese Stücke waren in den Gemeinen sehr
verschieden. Die alte französische Kirche hatte ganz
besondere Evangelia und Episteln; die spanische, die
alexandrinische Kirche hatte ihre besondere Texte. (Es
sind noch Gemeinen mitten in der katholischen Kirche,
die nicht die gewöhnlichen Evangelia und Episteln
haben.) Allein, da der Bischof zu Rom gros wurde,
wollte er, daß allenthalben der Gottesdienst der römi-
schen Kirche eingeführt, und die alte Liturgie abgeschafft
werden sollte; darin willfahrete Karl der Grosse. Pipi-
nus, sein Vater, hatte schon hierin eine Aenderung
getroffen. Darauf wurden die alten Evangelia und
Episteln abgeschafft, die in der deutschen, französischen
und übrigen Gemeinen üblich waren; und von der
Zeit an ist ein einförmiges Lesen in der Kirche gewesen.
Man hat also vom achten Jahrhundert an angefangen,
die Stücke in der Bibel vorzulesen, die zu Rom ge-
wöhnlich waren. Das ist es, was Karl der Grosse
gethan, und der Grund, weswegen man gesagt hat,
daß er die Evangelia und Episteln eingeführt. Diese
Gewonheit, gewisse Stücke des neuen Testaments
vorzulesen, ist so ungereimt nicht. Aber bei der
Wahl derselben ist nicht Vorsichtigkeit genug ge-
braucht worden. Es sind vortrefliche Stücke des alten
und neuen Testaments weggelassen worden, und da-
vor sind andere hinzesezt, die wol könnten vertauscht
werden. Daher hat man schon lange gearbeitet, sie
abzuschaffen, und den Lehrern die Freiheit zu geben,
einen solchen Text zu wählen, der sich auf die Umstände
ihrer Gemeinde schikte. Bei den Reformirten hat man
sie abgeschafft. Allein man fürchtet auf Seiten der
Lutheren

Lutheraner so viele Schwierigkeiten bei dem Volk, daß man es lassen mus, wie es ist.

§ 3.

Das andere Stück des Gottesdienstes war die Rede, die an das Volk gehalten wurde. Sie folgte gleich auf das Lesen. Der, der die Rede hielt, war stets der Bischof, oder das Haupt der Gemeinde. Er legte aber seine Rede nicht auf der Kanzel oder stehend ab. Die Kanzel und das Stehen der Redner sind erst in den folgenden Zeiten eingeführt worden. Er saß auf seinen gewöhnlichen Sitz oder Stuhl, und redete das Volk an. Das Volk stand auf, und hörte stehend zu. Die Rede war sehr kurz; daher konnte das geschehen. Allein der Bischof konnte oft verhindert werden, daß er die Rede nicht halten konnte. In dem Fall trug er einen der Ältesten das Amt auf, die Rede zu halten. Der blieb ebenfalls auf dem Stuhl sitzen. Niemals ward einem Diacono, auch niemand, der noch nicht zum Lehramt angenommen war, erlaubt zu lehren. Daher ward dem berühmten Origenes, ob er gleich ein Katechet war, daraus ein Verbrechen gemacht, daß er auf seiner Reise in Syrien zu Cäsarien geprediget hatte. — Wan der Bischof selber nicht reden konnte, und doch bei der Rede zugegen war: so war es seine Schuldigkeit, nach geendigter Rede aufzustehen, die Predigt zu wiederholen, und zu sagen, daß der Presbyter nichts gesagt, das er nicht glaube. Wan aber der Bischof nicht zugegen sein konnte: so mußte er doch, wan er hernach zugegen war, das wiederholen, was der Presbyter gesagt, und bezeugen, daß er damit zufrieden wäre. Der Bischof war also der ordentliche Lehrer der Gemeinde.

Die Rede war zuweilen eine freie Rede, die sich auf das hergelesene Stück der Schrift nicht gründete, und nur aus einer kurzen Ermanung oder Warnung bestand. Oft aber war die Rede und Ermanung an den hergelesenen Text gebunden, wenn derselbe so beschaffen war, daß auf ihn eine Warnung, Ermanung oder Lehre konnte gegründet werden. Diese Rede war sehr kurz, und ward meistens ohne Vorbereitung von dem Bischof aus dem Kopf gehalten. Aber im dritten Jahrhundert wurden die öffentlichen Reden der Christen weitläufiger, und ganze Bücher der Schrift wurden in denselben erklärt. Nach und nach ward die griechische und römische Beredsamkeit mit in die Reden der Christen hineingezogen. Die Bischöfe lernten die Rhetorik, und da sie das gethan, fingen sie an, dieselbe bei ihren Reden zu gebrauchen. Darauf wurden die öffentlichen Reden der Christen sehr künstlich, und die alte Einfachheit ganz und gar bei Seite gesetzt.

§ 4.

Das dritte Stück des öffentlichen Gottesdienstes der Christen war das Gebet. Dieses fing sich an, so bald die Rede des Bischofs geschlossen war. Wenn der Bischof seine kurze Rede und Ermanung geendigt hatte: so rief der Diakonus, daß die hörende Katechumenen und die Ungläubige abtreten sollten. Die Kniebeugende und Kompetenten aber blieben, und woneten dem Gebet, das zum allgemeinen Gottesdienst gehörte, mit bei. Diese verrichteten das Gebet, aber so, daß sie von den wahren Mitgliedern unterschieden waren. Das Gebet sprach der Bischof aus seinem Geiste und ohne Formel; daher war es nicht einerlei, sondern betraf allerhand Dinge; insonderheit

berheit ward Gott für die Katechumenen angeflehet, daß er sie erleuchten, und in der Wahrheit befestigen möge; es ward für die Besessene und Büßende gebetet; es ward auch darin auf andere Dinge gesehen, die den Zustand der Kirche betrafen. Die Gemeinde folgte dem Bischof in der Stille. Hatte er das Amen gesagt: so wiederholte die Gemeinde dieses Amen zum Zeichen, daß sie mit ihm zufrieden, und wußte, daß es Gott erfüllte. Ordentlich ward das Gebet auf den Knien, aber an den Sontagen und Feiertagen stehend verrichtet, zum Zeichen der Freude. Dis war ein Symbolum; Knien ist ein Zeichen der Traurigkeit und Demut. Diese Ceremonie ist aus der morgenländischen in die abendländische Kirche gekommen, und in unsern Zeiten größtenteils aufgehoben. Wen das Gebet geendigt war, war der öffentliche Gottesdienst zu Ende; das übrige gehörte zum geheimen Gottesdienst.

Daß in der ältesten und ersten Gemeinde sei gesungen worden, bedarf keines Beweises. Man sieht es aus der Apsstg. 16, 25. 1 Kor. 14, 26. Ephes. 5, 18. 19. Koloss. 3, 16. Allein man sieht auch aus diesen Stellen, daß nicht die ganze Gemeinde; sondern nur einer gesungen, und die übrigen nur zugehört haben. Insonderheit aber ward nach den Liebesmahlen und unter der Austeilung des Abendmahls von einem gesungen. Man brauchte theils die Lieder, die in der Bibel stehen, sonderlich die Psalmen Davids; theils algemag etliche andere Lieder; entweder die der Sänger selbst gemacht; oder die von gottseligen Männern waren verfertigt, und vom Bischof genemiget worden. Der Bischof bat die, die singen konnten, zu singen; diese singen darauf; und die, die nicht singen, wiederholten das Lied in ihrem Herzen. Die

Lieder waren Lobgesänge und geistliche Lieder; einige Lieder waren lehrende, andere waren Ermahnungs- gesänge. Wen ausgesungen war: so ward ein Dankgebet gesprochen, und darauf ward das Mahl der Liebe beschlossen. Wan die ganze Gemeinde zu singen anfangen habe, kan nicht ausgemacht werden, weil keine Nachrichten vorhanden sind. Es ist aber zu vermuten, daß man nach und nach die Lieder, die in der Gemeinde konten gesungen werden, gesammelt, und ordentliche Lieder, oder Gesangbücher verfertigt habe. Da das geschehen war, sang die ganze Gemeinde. Im fünften Jahrhundert ward der Gottesdienst nicht mit dem Lesen, sondern mit einem Gesänge angefangen; darauf ward gelesen; darauf wurden allerhand Lieder gesungen; darauf geredet; und dan wieder ein Lied gesungen, und so wird es noch gehalten. Als die ganze Gemeinde sang, ward ein Vorsänger bestellt, der die Lieder anfang, und die Gemeinde beim Singen in gehörige Ordnung hielte, und so ist es noch.

§ 5.

Auf den öffentlichen Gottesdienst, dem die Katechumenen mit beivonten, folgte der geheime Gottesdienst der alten Christen, der von den Lateinern in den folgenden Zeiten *missa fidelium* genennet ward. Diesem Gottesdienst konten die Katechumenen gar nicht beivonen; sondern nur allein die vollen Mitglieder bei geschlossenen Thüren. Es bestund aber dieser geheime Gottesdienst; 1. aus dem Gebet; 2. aus dem Kus des Friedens und der Liebe; 3. aus dem Opfer, oder der Oblation; 4. aus der Konsekration des Abendmahls, bei der ein sehr langes Gebet von dem Bischof oder Vorsteher der Gemeinde

gespro:

gesprochen ward; 5. aus dem Mahl der Liebe; 6. aus dem Abendmahl, das in den ersten Gemeinen auf das Mahl der Liebe folgte.

Der geheime Gottesdienst fing sich also mit dem Gebet an. Es rief erst der Vorsteher der Gemeinde, daß die Anwesende ihre Herzen zu Gott erheben, und alle irdische Gedanken ablegen sollten; und darauf antwortete die Gemeinde, wir haben sie gehorcht. Auf diese öffentliche Anrede und Antwort folgte ein Gebet, das ieder in der Stille verrichtete. Wenn dieses kleine und kurze Gebet vorbei war: folgte ein anderes, lautes, von dem Vorsteher oder Bischof der Gemeinde gesprochenes Gebet. Er redete so; der Herr sei mit euch. Es antwortete die Gemeinde; und mit deinem Geiste. Darauf sprach der Bischof ein kurzes Gebet, das die Kollekte genennet worden; hierauf folgte der Kus des Friedens und der Liebe. Meistentheils war der Kus des Friedens vor der Opferung geschehen; aber in vielen Gemeinen wurde er auch nach dem Opfer vor der Konsekration gegeben. Der Klerus küßte sich unter einander, und zeigten, daß sie Brüder sein. Die Männer küßten sich darauf an der einen, und die Weiber an der andern Seite. (Hievon ist gehandelt im 1. Abschnit, 1. Absatz § 4.) Darauf folgten die Opfer oder Oblationen. Es ward nemlich ein Tisch hingesezt, worauf ein ieder legte, was er zum Unterhalt der Geistlichen und Armen geben wolte. Jeder gab, was er hatte; der eine gab Brod, der andere Wein, und der dritte Geld. Jeder gab, was sein Vermögen war, und es stund jedem frei, wie viel er geben wolte. Wenn diese Opferung vorbei war: so geschah die Absonderung der Dinge, die bei dem Liebesmahl und Abendmahl sollten gebraucht werden. Es nahm also erst der Bischof so viel

viel Brod und Wein, als zum Abendmahl nötig war, und dieses ward von ihm eingesegnet. Hierauf ward so viel davon genommen, als zum Mahl der Liebe nötig; das übrige gehörte der Geistlichkeit, den Armen, und algemeinem Schaze der Kirche. Wenn diese Absonderung geschehen war: so ging die Konsekration oder Einsegnung des Brodtes und Weins beim Abendmahl vor sich. Bei dieser Gelegenheit sprach der, der konsekrirte, insgemein ein sehr langes und weitläuftiges Gebet. In diesem Gebet waren die öffentlichen Fürbitten eingeschlossen. Es ward darin erst für die Obrigkeit, Bischof, Geistlichkeit, Gemeinde, Abwesende, Wohlthäter, und viele andere gebetet. Daher wärete es meistens sehr lange, weil alle öffentliche Fürbitten hinein gerückt wurden. In den ersten Zeiten ward nur für sehr wenige Personen besonders gebetet; daher hatte der Bischof eben keinen Zettel nötig. Aber nach und nach vermerten sich die Personen; daher mußte der konsekrirende Geistliche eine Schreibtafel oder Buch haben, worin er die Personen sehen konnte, wofür gebeten werden sollte. Die Bücher hießen Dipticha. Es kommen noch aus den Trümmern und Ruinen dergleichen Dipticha immer zum Vorschein. Es heißt eigentlich ein Buch, das einen doppelten Flügel hatte. Wenn der Bischof also in seinem Gebet an die Stelle kam, da für andere sollte gebetet werden: so ergrif er sein Diptichon; und las die Personen, für welche Gott besonders sollte angerufen werden, daraus her, und setzte bei jede Person ein gutes Gebet hinzu. Das vornehmste aber, das hierbei zu bemerken ist, ist das, daß man im dritten Jahrhundert schon vor Todte und Lebendige betete. So bald man glaubte, daß die Seelen nicht gleich zum Anschauen Gottes gelangten: so bald betete man für sie.

Und

Und was das wunderbarste ist, man betete auch für die Jungfrau Maria, die Apostel und verstorbene Heilige. Man mus also geglaubt haben, daß auch diese ein Gebet bedürftig sein. Dieses Gebet braucht man sehr nützlich gegen die Römischkatholische, und man beweiset daraus, daß man nicht die Maria, Apostel und Heilige angebetet; sondern Gott für sie gebeten habe. In den abendländischen Gemeinen ist dieses abgeschafft; die Morgenländer haben diese Gewonheit noch beibehalten. Wen dieses Gebet vollendet war: so folgte die Einsegnung des Brods und Weins. Bei der Konsekration dieser Symbolorum ist von ohndentlichen Zeiten her ein Unterschied zwischen der morgen- und abendländischen Kirche gewesen. Alle morgenländische Christen haben ein eigenes Gebet an den heiligen Geist, welches sie über das Brod und Wein sprechen. Dieses Gebet heist *epiclesis Spiritus sancti*. Alle morgenländische Christen glaubten vom zweiten Jarhundert an, daß die Konsekration nicht geschehen sei, wo dis Gebet nicht wäre gesprochen worden. Es ward der heilige Geist angerufen, daß er die Zeichen des Abendmahls heiligen; und daß er denen, die dieselbe nehmen würden, mit seiner Gnade und Kraft zu Hülfe kommen mögte. In der abendländischen Kirche hat man dieses Gebet nie gebraucht. Man hat gemeinet, daß es genug wäre, die Worte der Einsezung oder das Vater Unser zu sprechen. Die Protestanten haben keine gewisse Meinung angenommen, ob die Worte der Einsezung oder Vater Unser müste gesprochen werden. Die römische Kirche behauptet das erste. Die anderen Kirchen der Christen thun beides.

§ 6.

Die Mahle der Liebe sind von dem Anfange der Gemeinde unter den Christen eingeführt worden. Es fassen

fassen Arme und Reiche durch einander zum Beweis der brüderlichen Liebe, und der Gleichheit aller Mitglieder der Gemeine. Dis war besonders notwendig, weil die erste Gemeine theils aus Juden theils aus Heiden bestand. Diese beiden Völker hatten sich natürlich. Dieser natürliche Haß konnte auch nach ihrer Bekehrung nicht so leicht ausgerottet werden. Die Juden hielten die Heiden vor unrein, und kein Jude als mit einem Heiden. Die Heiden hielten die Juden vor ein abergläubisches und unreines Volk. Wenn das so fortgewäret hätte: so würde daraus ein großer Schade erwachsen sein. Daher fürte man ein, daß sie an einem Tische beim Gottesdienst essen sollten, sie zu lehren, daß sie Brüder wären, und den alten Erol ablegen müßten. Auf diese Weise mußte notwendig der Haß gemildert werden.

Diese Mahle der Liebe scheinen in den ältesten und ersten Zeiten auf das Abendmahl gefolgt zu sein. Das beweisen die Stellen aus der Apostelgeschichte. Apostg. 2, 46. 47. Hier nennet der Evangelist zwei Dinge; erstlich die Brechung des Brodes; zweitens, die Hinnehmung der Speiße bei dem Mahle, das die Christen gehalten. Das Brodbrechen heißt in der Apostelgeschichte das Abendmahl halten. Er nent das Brodbrechen zuerst; darauf komt er zum Mahl der Liebe. Sie nahmen Speiße zu sich, und assen mit einander mit einer frölichen Seele und Herzen. Aus dieser Stelle sieht man also, daß in der ältesten und ersten Gemeine zu Jerusalem ein Mahl der Liebe gehalten worden, und daß das Abendmahl vorhergegangen. Eben dieses kan man aus der andern Stelle schließen, Apostg. 20, 11. Paulus predigte des Nachts zu Troas in einer Versammlung der Christen. Es fiel ein Jüngling zum Fenster hinaus,
und

und ward tod aufgehoben, und Paulus erweckte ihn wieder. Darauf heist es; als er ihn aufgeweckt hatte, stieg er wieder hinauf, und brach das Brod, das ist, er hielt das Abendmahl; und darauf, er aß, das ist, er hielt mit der versamleten Gemeine das Mahl der Liebe. Aus diesen beiden Stellen kan man also deutlich schliessen, daß in den ältesten Zeiten nach dem Abendmahl das Mahl der Liebe ist gehalten worden. Man kan dieses beinahe auch aus I Kor. 11. sehen. Allein in den folgenden Zeiten sieht man Stellen, daß es vorher gehalten, und das mit dem Abendmahl geschlossen worden. Diese Gewonheit gründete sich auf das Exempel Jesu Christi. Christus aß mit seinen Jüngern das Osterlamm, und beschlos dasselbe mit dem Abendmahl. Man glaubte also, daß man besser thäte, wen man sich nach dem Exempel Christi richtete. Allein auch dieses wä-
 rete nicht lange; man sieht schon im ersten Jarhundert die Sachen wieder geändert. Dieses Mahl der Liebe ward auch nicht stets mit dem Abendmahl verbunden. Man kan Stellen zeigen aus dem Tertulliano und Plinio, daß die Christen, nachdem sie das Abendmahl gehalten, aus einander gegangen, und das Mahl der Liebe des Abends gehalten haben. Unter andern sagt Plinius: sie nehmen vor Morgen das Abendmahl, und kommen hernach wieder zusammen, um willkürliche Speise zu nehmen.

Die Speisen, die bei dem Liebesmahle gebraucht wurden, wurden von den Opfern genommen, die die Christen gebracht hatten. Jeder brachte mit, was er wolte, und davon ward so viel genommen, als zur Haltung des Mahls nötig war. Hieraus kan man sehen, daß keine warme und wolzugerichtete Speisen alda gegessen worden; daß man nichts gegessen, als
 Brod,

Brod, Früchte und etwa kaltes Fleisch. "Tertullianus sagt in dem Apologetico im 39. Hauptstück: "daß die Liebesmahle wenig Kosten erforderten; daß sie "des Abends gehalten worden; und daß die Armen unter den Reichen gegessen. Darauf kommt er zum Mahle selber, und sagt; man stand nicht eher auf, als bis "man heilige Gespräche gehalten, und zu Gott gebetet "harte. Es ward bei dem Mahle nichts mehr gegessen, "als zur Stillung des Hungers vonnöten war; es ward "nicht mehr getrunken, als nötig, die Lebenskräfte zu "erhalten. Die Christen redeten so mit einander, daß "sie wußten, Gott höre es. Also wurden lauter heilige "Gespräche gehalten. Hernach ward Wasser und Licht "in die Versammlung gebracht, und sie wuschen sich die "Hände. Hieraus erhellet, daß dieses Mahl der Liebe "noch vor den Abend gehalten worden. Darauf ging "das Singen an. Der Bischof oder der Vorsteher, "wen die Hände gewaschen, und Licht auf den Tisch "gesetzt war, forderte die, die singen konnten, auf, ein "Lied zu singen; darauf ward gesungen. Es stand "frei, ob der Sänger ein Lied aus der Schrift, oder "Psalmen Davids, oder ein selbst gefertigtes Lied singen wolte. Darauf folgte wieder das Gebet; und "zuletzt eine Ermanung, daß man eben so keusch und "bescheiden lebe, als vorher., Das ist die kläreste Stelle.

Man kan sich leicht einbilden und denken, daß der Versammlungsort ziemlich gros müsse gewesen sein. Vielleicht hat man in etlichen Zimmern gespeiset. So viel weis man, daß in den folgenden Zeiten besondere Säler gewesen. Anfangs ward alles ordentlich und erbaulich gehalten; allein, da die Gemeinen stark wurden, da die Zucht verfiel, wurden Misbräuche eingeführt. Sie wurden kostbar, und es wurde viel

Wein

Wein getrunken. Es entstunden auch Unordnungen, Mißbräuche und gar Schlägereien, und eine Absonderung der Reichen von den Armen, mit welchen sie nicht mehr essen wolten. Sie assen allein, und lieffen denen Armen nichts als die Ueberbleibsel. Da also die Ursache ausgehört, hielt man es nach den Tagen Konstantins des Grossen vor gut, die Mahle der Liebe in den grossen Gemeinen aufzuheben. Bei den kleinern und geringern Gemeinen blieben sie bis ins fünfte und sechste Jahrhundert. Bei diesen ging eben so grosse Unordnung nicht vor; allein nach und nach verstärkten sich alle Gemeinen. Die Zucht der Christen war gefallen; daher traten endlich die Konzilia zu, und schafften sie allenthalben ab. Da diese Liebesmahle um gewisser Zeitursachen eingeführt worden: so hatten die Konzilia ein vollkommenes Recht sie aufzuheben.

§ 7.

In den ersten Zeiten war ieder Versammlungstag ein Tag des Abendmahls. Auch so gar an dem Gedächtnistage der Märtyrer ward es gehalten. Und man meinte 500 Jare, daß kein Gottesdienst könnte gehalten werden, wo nicht zugleich das Abend- und Mahl der Liebe gehalten würde. Im fünften Jahrhundert aber fing man an, das Abendmahl auf die hohen Feste und besondere Zeiten zu legen. Diese Einschränkung rürete wahrscheinlich nicht sowol von dem abnehmenden Eifer im Christentum her, als vielmehr aus Sorge, daß das Abendmahl durch die Gewonheit zuletzt an der schuldigen Hochachtung abnehmen, und in eine gemeine Ceremonie verwandelt werden mögte. Der, der die Theile des Abendmahls einseignete, war ordentlich der Bischof der Gemeinde. Es sind sehr wenige

wenige Exempel, daß der Bischof diese Verrichtung einem Aeltesten aufgetragen. Insgemein befiel er dieses heilige Geschäfte vor sich, und man kan Exempel sehen, daß so gar das Abendmahl verschoben worden, wan der Bischof durch Krankheit daran verhindert wurde, es zu konsekriren. Wie die Konsekration geschehen, ist schon in diesem Absatz § 5. gezeigt worden.) Bei dieser Einsegnung brach der Bischof das Brod in so viel Stücke, als Christen zum Genus desselben zusammen da waren, und vermischte den Wein mit Wasser. Was das Brod betrifft: so ist ohnstreitig, daß man in den ältesten Zeiten nicht mehr als ein einziges Brod gebraucht. Diejenigen, welche die Oblationen brachten, brachten oft grosse Brode mit sich. Das größte von diesen ward genommen; den der Bischof meinte, daß die, die kommunikirten, alle, zum Zeichen der brüderlichen Liebe und Einigkeit, von einem einzigen Brod essen müßten. In der That hat Paulus I Kor. II, 17. dieses gesagt. Diese Worte zeigen ganz klar und deutlich, daß man in den ältesten Zeiten nicht mehr als ein einziges Brod gebraucht, und daß das in so viele Stücke gebrochen worden, als Glieder da waren, die kommunikirten. Es war also ein symbolischer Gebrauch; das Brod stellte die Gemeine vor; die Stücke dieses Brodes stellten die Glieder der Gemeine vor. So wie alle Stücke zu einem Brode gehören: so wurde dadurch angezeigt, daß alle Glieder, die kommunikirten, Glieder von einem Leibe wären. Diese Weise aber warte nur so lange, als die Gemeinen noch schwach und klein waren. Da die Gemeine stark wurde, war es nicht möglich, daß sie alle von einem Brod gespeiset würden; also fing man im zweiten Jahrhundert an, viele Brode zu brauchen.

Das

Das Brod, das man zum Abendmahl gebrauchte, war anfangs ordentlich gesäuertes Brod. Solch Brod, als man ordentlich in den Häusern zu seiner Nahrung brauchte. Bei dieser Gewonheit bleibt die griechische Kirche noch; in der lateinischen oder abendländischen Kirche aber hat man von sehr alten Zeiten her, stat des gesäuerten, ungesäuert Brod gebraucht. Da die Oblationen aufhörten, und das geschah im vierten Jarhundert, da ward diese Gewonheit abgeschafft. So lange das Abendmahlsbrod von den Oblationen genommen ward, blieb es beim ordentlichen Brod; allein, da diese aufhörten: so hielt man es vor besser, ungesäuert Brod zu brauchen. Man gründete sich auf das Exempel Christi, der ungesäuert Brod brauchte. Dieses ungesäuerte Brod ward vom fünften Jarhundert an mit grossen Ceremonien zubereitet. Anfangs bestund es aus grossen Stücken; aber nach und nach sind sie so verkleinert worden, bis die kleinen Oblaten, oder Hostien daraus entstanden. Das andere Stük des Abendmahls ist der Wein. Von den ältesten Zeiten an hat man diesen Wein beständig mit Wasser gemischt. In der römischen Kirche bleibt es noch dabei. Man behauptet in selbiger, das dis eine von Christo und den Aposteln besolne Sache gewesen sei. Allein dieser Gebrauch der Christen ist sonder Zweifel aus zwei Ursachen entstanden, die in hiesigen Ländern nicht stat finden; daher hat man selbigen wol können aufheben. Erstlich sind alle morgenländische Weine sehr hüzig, und steigen leichter zu Kopfe; daher pflegten die Morgenländer stets den Wein mit Wasser zu mischen. Die morgenländische Weine sind gefährlicher als die abendländische, und Mahomet hat Ursache gehabt, den Wein

zu verbieten. Die Morgenländer sagen schon lange, der Teufel habe den Wein erfunden, und es sei das Blut des Teufels. Aber dieses kommt von der Gefahr, die damit verbunden. Daher darf man sich nicht wundern, daß diese Gewonheit den Wein zu mischen, in den ersten morgenländischen Gemeinen beim Abendmahl sei eingeführt worden. Dazu kam eine andere Ursache. Jede Person trank so viel es ihr gefiel. Hätte man reinen Wein gebraucht: so hätte man besorgen müssen, daß alte Leute, schwangere Weiber und Kinder dadurch wären angegriffen worden, und es wäre ein Uergernis entstanden. Diese Ursachen fallen bei uns weg; daher darf auch in unsern Gemeinen diese Gewonheit nicht beobachtet werden.

Alle Christen, die in der Versammlung zugegen waren, communicirten. Der konsekrirende Bischof oder Priester communicirte allezeit zuerst selbst, hernach der Klerus, und die zur Geistlichkeit gehörige Personen, und endlich das Volk. Es war so nicht, wie in den jezigen Gemeinen, da nur einige zum Abendmahl gehen. Diese Gewonheit der Alten wauerte bis ins fünfte Jahrhundert. Man ging noch weiter. Wen einige nicht zugegen waren, oder durch Krankheit abgehalten wurden: so wurde ihnen dasjenige Theil des Brods und Weins, das ihnen gehörte, zugesendet, und ins Haus geschickt. Man glaubte, daß alle Mitglieder der Gemeinde an dem Abendmahl Theil nehmen müßten, um die Einigkeit zu befestigen. Auch so gar die Kinder und Unmündige waren nicht ausgeschlossen. Dis ist bis ins funfzehnte Jahrhundert in der abendländischen Kirche beobachtet worden. In der morgenländischen Kirche dauert diese Gewonheit

heit noch. In der griechischen Kirche wird so gar den Kindern, die neugeboren werden, das Abendmahl beigebracht. Diese Gewonheit komt aus einer irrigen Erklärung her, die Joh. 6, 54 steht. Christus redet alda von der geistlichen Genießung seines Fleisches und Blutes. Er sagt, daß der, der sein Fleisch und Blut nicht esse, nicht das geistliche Leben habe. Dieses ist von der Zueignung des Verdienstes Christi zu verstehen; man verstand es aber von dem Abendmahl. Da man nun zum voraussetzte, daß niemand könnte selig werden der nicht das Abendmahl genossen: so folgte, daß man den Kindern das Abendmahl beibrachte. Nachdem man aber gesehen, daß diese Worte nicht im buchstäblichen, sondern im verblümmten Verstande müssen genommen werden: so hat man diese Gewonheit abgeschafft.

Die Austeilung geschah nicht wie 120 bei den Christen. Die Glieder blieben stehen, und empfangen so das Abendmahl, zuweilen knieten sie auch beim Empfang, niemals aber saßen sie dabei, und die Diakoni gingen herum, und trugen Brod und Wein. Das Brod ward von einem Presbyter ausgeteilt; allein der Kelch ward allezeit von einem Diacono gereicht. Doch hat auch zuweilen der Diaconus beides ausgeteilt. Von dem Brod nahm sich ieder ein Stück, und der Presbyter redete ihn an, sprach einige Worte, und erinnerte ihn, daß er sich würdig verhalten mögte; darauf antwortete der Kommunikant ordentlich Amen. Eben so ward es mit dem Kelch oder Becher gehalten. Der Diaconus ging mit demselben herum, gab ihn einem jeden in die Hand, daß er trinken konnte, wie viel er wolte. Er sprach einige Worte,

D 3. und

und erinnerte ihn, und der Kommunikant sprach Amen. Die Formel, welche bei der Austheilung gebraucht, und die vor der Erinnerung herging, hieß anfänglich nur: der Leib Christi, und das Blut Christi, mit dem Zusatz, ein Kelch des Lebens. Nach und nach wurden zu verschiedenen Zeiten die Worte verändert gebraucht; der Leib, das Blut, unsers Herrn Jesu Christi erhalte deine Seele; darauf, der Leib, das Blut, unsers Herrn Jesu Christi bewahre dich zum ewigen Leben. Und vom neunten Jahrhundert an; der Leib, das Blut unsers Herrn Jesu Christi gereiche dir zur Vergebung der Sünden, und zum ewigen Leben. Unter dem Austheilen des Abendmahls ward gesungen, wozu man vornemlich den 34. 42. und 139. Psalm gebraucht hat.

Der zweite Absatz.

Von

den Zeiten des Gottesdienstes der alten
Christen.

§ I.

Alle Zeiten des Gottesdienstes der alten Christen müssen abgetheilt werden in die wöchentlichen Zeiten und in die jährlichen Zeiten. Wöchentlich kamen alle Christen an demjenigen Tage, der noch izt gefeiert wird, an dem Sonntage nemlich dem ersten Tage der Woche zusammen. Dieser Tag ist von den Aposteln selber gleich anfangs zum öffentlichen Versammlungstage eingeführt worden. Daran zweifelt man nun nicht mehr. Die Ursache, weswegen dieser Tag ist angeſetzt, und zum Gottesdienst verordnet worden, ist bekant; weil Christus an diesem Tage von den Todten auferstanden war, und auch an selbigem seinen Geist ausgegossen über seine Apostel, welche beide Wohlthaten die ganze Haushaltung der Gnade anzeigen. Da diese Ursache nie aufhören kan: so ist es klar genug, daß diese apostolische Einſetzung als ein immerwährendes Recht der Christen mus angesehen werden. Allein dieser Versammlungstag der ersten Christen ward vor den Zeiten Konstantins des Großen nicht so feierlich gehalten, als nachher. Die Christen meinten nicht, daß sie am Sontag verbunden wären, alle Geschäfte und Arbeiten liegen zu lassen; sie verrichteten daher, nach vollendetem Gottesdienst, ihre Arbeit. Man erlaubte es nicht nur nach vollendetem Gottesdienst zu arbeiten; sondern man beſal

es auch; die, die es nicht thaten, wurden Judaizantes genennet. Allein nach den Zeiten Konstantins des Grossen hat die Feier des Sontags sich geändert. Er befahl; daß am Sontage kein Gericht sollte gehalten; keine Schauspiele aufgeführt; und endlich gar, daß nicht sollte gearbeitet werden. Von der Zeit an glaubte man, daß es Sünde wäre, am Sontag etwas zu verrichten. Dieses kam daher, weil man sich einbildete, daß der christliche Sontag nicht geringer sein dürfe, als der Sabbath der Juden. Da nun die Juden an ihren Feiertagen ganz und gar nicht gearbeitet haben: so meinte man, daß es rümlieh vor die Christen wäre, wenn sie eben sowol den ganzen Tag feierten. Dazu kam nach und nach die Meinung, daß der christliche Sontag die Rechte des jüdischen Sabbats hätte.

Neben den Sontag aber ward in den allerältesten Gemeinen auch der jüdische Sabbath eine geraume Zeit hindurch gefeiert. Man könnte sich vielleicht einbilden, daß dis blos aus Gefälligkeit gegen die Juden geschehen sei. Allein, wenn man die constitutiones der Apostel, des Klementis, und der übrigen Zeugnisse ansieht: so wird deutlich, daß man bei dieser Sache keine Gefälligkeit kan gehabt haben; sondern die ersten Christen noch geglaubt, sie müßten den Sabbath feiern. Man hielt nemlich die zehen Gebote vor ein ewiges Gesez. Da nun von Gott die Sabbatsfeier ist befohlen worden: so meinten sie, daß sie, ihn zu feiern verbunden wären. Kein Mensch glaubte, wie man izt glaubt, daß der jüdische Sabbath auf den christlichen Sontag verlegt worden sei. Dazu kam noch eine andere Ursache. Die alten Christen glaubten, daß wenn auch die zehen Gebote zurückgesetzt würden, sie doch dazu verbunden wären: Sie glaubten, daß Gott von Anfang her den jüdischen Sabbath der Schöpfung wegen

wegen eingesetzt habe; und daher der Sonnabend und Sonntag zwei Tage wären, die mit Gottesdienst müßten zugebracht werden; daß sie beide ein göttliches Recht vor sich hätten; und daß der Sonntag aus einer ganz andern Absicht wäre eingesetzt worden, als der Sonnabend. Diese beiden Tage wurden auf unterschiedene Art und Weise gefeiert. Die den Sabbat feierten, arbeiteten gar nicht, weil Gott an dem Tage geruhet; allein wenn am Sonntag der Gottesdienst vorbei war, arbeiteten die Christen. Bei dem Gottesdienst, der an diesen beiden Tagen gehalten ward, war auch ein Unterscheid. Am Sabbat ward ein Stück aus dem alten Testament gelesen, sonderlich das, das von der Schöpfung und Ruhe Gottes handelt. Allein am Sonntag ward ein Stück aus dem neuen Testament vorgelesen. Die Gewonheit neben den Sonntag den Sonnabend, den jüdischen Sabbat zu feiern, ist bis auf jezige Zeiten bei den abyssinischen und ägyptischen Christen, bei den Armenianern und bei andern morgenländischen Gemeinen übrig. Dies allein zeigt augenscheinlich, daß die Meinung derjenigen ganz irrig sei, die sich einbilden, daß die Apostel den Sabbat der Juden aufgehoben, und alle Rechte des jüdischen Sabbats auf den christlichen Sonntag verlegt haben.

Außer den Sabbat und Sonntag waren in den ältesten Gemeinen noch zwei Tage, die halbheilige Tage hießen, weil man an diesen Tagen eben nicht verpflichtet war, dem Gottesdienst beizuwonen. Der erste war der Mittwoch, der in der Sprache der alten lateinischen Christen *feria quarta* heißt. Dieser war halbheilig, und man enthielt sich an diesem Tage bis gegen Abend von Speisen. Die Ursache war, weil an diesem Tage der Erlöser von seinem ungetreuen Jünger war verraten worden. Der andere

Tag war *seria sexta* oder der Freitag. Es war eben nicht nötig, daß man dem Gottesdienst beiwonete; aber man unterhielt sich doch mit Betrachtung des Lebens Christi, und fastete bis an den Abend. Diese Tage werden noch als halbheilige Tage in den morgenländischen Gemeinen gefeiert; aber die abendländische oder lateinische Kirche hat die *seriam quartam* oder den Mittwoch aufgehoben, und hat dagegen die *seriam septimam* oder Sonnabend zum halbheiligen Tage gemacht.

§ 2.

Unter den Festeften der Christen sind der Gedächtnistag des Todes und der Auferstehung Christi die beiden ältesten Ferien, von denen man Nachricht hat; und man kan nicht daran zweifeln, daß diese beiden Fartage von dem ersten Anfange der Gemeinen Christi an, von allen Gemeinen sind gehalten worden. So weit man hinauf geht, trift man sie an, und es scheint, daß die Apostel selber diese beiden Tage eingefüret haben. Der Gedächtnistag des Todes Christi hies in der alten Kirchensprache *Pascha*, weil Christus daran das Osterlam gegessen. Dieses Wort ist erst in den folgenden Zeiten auch auf den Gedächtnistag der Auferstehung Christi gezogen worden. Darauf hat man die Distinktion, die bey den Antiquariis bekant genug ist, eingefüret, inter *Pascha Staurosmon*, und *Anastasimon* oder zwischen dem Kreuz=*Pascha*, und dem Auferstehungs=*Pascha*. Diese beiden Tage werden noch gefeiert. Der erste heist izo Charfreitag, der andere die Ostern. Die ganze Woche, in welcher der Gedächtnistag des Todes Christi fiel, hies *hebdomas magna* oder *sancta*, in neuern Zeiten die Stillewoche. Diese ganze Woche

Woche war heilig unter den ersten Christen, und ward gefeiert. Es ward in selbiger alle Tage Gottesdienst gehalten, und alle Tage waren Fasttage. Aber nicht solche, als die römische Kirche hat. Man enthielt sich nicht nur des Fleisches; sondern aller Speisen. Man fastete von Sonnen Aufgang bis Abend. Man wandte diese ganze Woche zu Uebungen der Gottseligkeit und Andacht, wie auch zu Werken der Liebe und Gutthätigkeit an. Man beß sich einer gänzlichen Stille und Eingezogenheit, und bürgerliche Geschäfte, Rechtshandel und Klagesachen wurden nicht angebracht und geführt. Unter diesen Tagen war die *feria quarta*, oder der Mittelwochen, merkwürdig, da Christus verraten worden. An diesem Tage durfte nicht das geringste gegessen werden. An der *feria quinta* oder grünen Donnerstage ward das Abendmahl auf eine sehr feierliche Weise zum Andenken der Einsetzung des Abendmahls gehalten; und an diesem Tage wurden die Katechumenen, die auf Ostern solten getauft werden, und Kompetentes hießen, vor der Gemeinde öffentlich geprüft, damit man sehen könnte, daß sie in den Gründen der Religion satfam gesetzt wären. Darauf folgte der Gedächtnistag des Todes Christi. Hievon ist nur zu merken, daß an demselben die Poenitentes wieder in die Gemeinde genommen wurden. Weil Christus an diesem Gedächtnistage das ganze menschliche Geschlecht mit Gott wieder ausgesöhnet hatte: so versöhnten sich auch die Gemeinen mit den Büßenden. Am allerstrengsten ward am Sonnabend in dieser Woche gefastet, und dieser Sonnabend hieß das *magnum sabbatum* oder der große Sabbath in der Kirchensprache der Christen. Er fing mit Aufgang der Sonne an, und endigte sich nicht eher als nach Mitternacht. An diesem

diesem Tage gingen grosse Feierlichkeiten vor, die aber nicht allgemein waren. Das grosse und strenge Fasten an selbigem ward aus dem Worte des Erlösers Matt. 9, 15. hergeleitet. Der Erlöser redet daselbst zu einigen, die ihn fragen, warum seine Jünger nicht fasteten. Zu diesen Jüngern Johannis redet er so; die Kinder des Bräutigams dürfen nicht fasten, so lange der Bräutigam da ist; es werden aber die Tage kommen, daß der Bräutigam wird von ihnen genommen werden, und alsden werden sie fasten. Auf diese Worte des Erlösers gründet sich das ganze Fasten der alten Christen in der Stillenwoche, sonderlich das sehr strenge Fasten an dem grossen Sabbath, da Christus im Grabe gelegen. Bis zum Charfreitag war der Bräutigam noch bei seinen Jüngern; aber da er gekreuziget worden, war er ganz von ihnen genommen worden; daher ward der Sonnabend am strengsten gefeiert. Auf dieses Sabbathum magnum folgte die *vigilia paschalis*. Es ward nemlich die Nacht vor Ostern mit Singen und Beten zugebracht. Diese *vigilia paschales* sind ungemein alt, und bis izo werden sie von den morgenländischen Christen aufs genaueste beobachtet.

An dem Tage, da der Erlöser gefangen worden, ward ein feierlicher Gottesdienst gehalten, besonders ward daran das Osterlam gegessen. Christus hatte an seinem Todestage mit seinen Jüngern das Osterlam gegessen. Um dieses Andenten recht zu feiern, ward eingeführt, daß die Christen an dem Tage das Osterlam assen. Das Osterlam war ein Fürbild Christi, und in dieser Nacht ward auch das Osterlam als ein Fürbild Christi angesehen; und das Essen bedeutete, daß alle die, die selig werden wolten, von dem Osterlam Christi essen müßten. Dieses Osterlam
ward

ward einige Tage vorher von der Heerde abgesondert, durch gewisse Gebräuche eingesegnet, feierlich geschlachtet, und mit vielen Ceremonien in Versamlungshause gegessen. Aber, wie es eigentlich dabei zugegangen, davon hat man keine sichere und gewisse Nachricht. Das Osterlam ist in den meisten Gemeinen der Christen abgeschafft worden. Allein die Armenier, Abyssinier und andere morgenländische Christen essen noch nach der alten und ersten Weise am Todestage Christi ihr Osterlam.

§ 3.

Ueber die Feier des Todestages und des darauf folgenden Auferstehungstages ist unter den allerältesten Christen ein heftiger Streit geführt worden, der bald zu einer offenbaren Trennung zwischen der morgenländischen und abendländischen Gemeinde Anlas gegeben hätte, und der mit vieler Mühe zuerst auf dem Concilio zu Nicea einigermassen ist beigelegt worden. Die Christen in Asien und in einigen andern Ländern feierten den Gedächtnistag des Todes Christi sters an demienigen Tag, woran die Juden ihr Osterlam halten, nemlich an dem vierzehnten Tage des Monat Nisan, welches der erste Monat in dem jüdischen Kircheniare ist, und mit dem Märzmonat in dem christlichen Kalender größtenteils überein komt. Da unser Erlöser, nach ihrer Meinung, an demienigen Tage gestorben war, woran die Juden ihr Ostern gehalten hatten: so meinten sie, daß der jüdische Ostertag der Gedächtnistag des Todes Christi seyn müste. Sie assen also an diesem Tage ihr Osterlam, und brachen das Fasten der sogenannten Stillenwoche; fereten aber den andern Tag wieder zurück zum Fasten. Den dritten Tag hernach hielten sie das Fest der Auferstehung Christi.

Christi. Alle diese Christen gaben vor, daß ihre Weise und Gewonheit von zweien Aposteln komme, vom Johanne, der zu Ephesus gelebt und gestorben, und vom Philippo, der sich ebenfalls in diesen Gegenden aufgehalten. Es kan sein, daß sie in diesem Stük die Wahrheit gesagt haben. Allein aus dieser Gewonheit der asiatischen Christen entstand eine dreifache Irrung zwischen ihnen und den andern Christen. Erstlich unterbrachen sie das Fasten der Stillenwoche, da sie ihre Ostermahlzeit am vierzehnten Tage des Monats Nisan hielten. Welches Verfahren aber schon in den damaligen Zeiten als eine Sache angesehen ward, die mit den Gesetzen der Apostel und ältesten Ordnung stritte, da man vom Anfange des Christentums an die Stillewoche gefastet hatte. Zweitens folgte dieses, daß sie ihr Osterfest nicht stets an einem Sontage hielten. Den weil der vierzehnte Tag des Monats Nisan bald auf diesen bald auf ienen Tag der Woche fällt, und das Osterfest am dritten Tage darauf mußte gefeiert werden: so geschah es oft, daß diese Christen ihr Auferstehungsfest nicht am Sontage; sondern an einem andern Wochentage hielten, da doch die ältesten Christen es stets auf den Sontag gefeiert. Dazu kam drittens die Beschuldigung, daß sie sich nach den Feinden des Christentums nach den Juden richteten; weswegen man sie nur als halbe Christen ansah, und vor Judaizantes hielte.

Die römischen und europäischen Christen hielten ihren Gedächtnistag des Todes Christi später, und stets an einem Freitage, damit sie das Osterfest an einem Sontage feiern könnten. Ihr Osterlam assen sie erst in der Osternacht oder beim Anbruch des Ostertages, damit das Fasten der Stillenwoche nicht mögte unterbrochen werden. Diese Christen beriefen sich
wieder

wieder auf zweene Apostel, nemlich auf Petrum und Paulum, und sagten, daß diese beiden Apostel bei der Kirche zu Rom diese Weise eingeführt hätten, daß nemlich beim Anbruch der Ostern das Osterlamm sollte gegessen, und daß die Ostern auf den Sonntag sollten gefeiert werden.

In den ältesten Zeiten vertrugen sich die Christen in Liebe deswegen. Sie glaubten, daß die Gebräuche nicht zum Wesen der Religion gehören, und die Christen es in Ansehung der Feste halten könnten, wie sie wolten. Allein dieser erste Friede währte nicht lange. Da die Apostel gestorben waren, ging der Krieg an. Die asiatischen Christen waren nicht so hitzig als die europäischen; jene verkehrten diese nicht; allein diese verkehrten die asiatischen Christen und sahen sie als Leute an, die eine Sünde begingen. Dieser Streit äusserte sich stark gleich nach dem Tode Johannis, beim Anfange des zweiten Jahrhunderts. Der berühmte Polycarpus, Bischof von Smirna, einer der größten Märtyrer, kam deswegen nach Rom, besprach sich freundschaftlich mit dem dortigen Bischof Anicetus, und suchte eine Einigkeit zu stiften. Er konnte aber nichts ausrichten, als daß die römischen Christen versprachen, sie wolten die asiatischen Christen deswegen nicht verdammen. Der Streit war heftiger gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts. Es lebte zu Rom ein Bischof, Viktor, ein heftiger Mann. Der verlangte, daß die asiatischen Christen ihre Gewonheit abstellen, und das Fest mit den europäischen Christen halten sollten. Allein die Christen in Asien weigerten sich, und beriefen sich auf Johannem und Philippum. Sie setzten hinzu, das Exempel Christi wäre ein Gesetz, sie müßten also dem Exempel Christi folgen. Mit diesen Ursachen wolte Viktor nicht zufrieden seyn. Er

drohete

drohete den asiatischen Christen, daß er sie von seiner Kommunion absondern wolte, wenn sie ihre Weise nicht abschaffen wolten. Allein die asiatischen Christen kereten sich daran nicht. Der Bischof Viktor war also so kühn, daß er sie von der Gemeinschaft mit seiner Kirche absonderte. Die Christen in Asien exkommunicirten den Bischof wieder, und beide Kirchen waren deswegen geschieden. Daraus hätte eine völlige Trennung entstehen können, wenn in Frankreich nicht ein verständiger Mann gelebet hätte. Es lebte damals Irenäus zu Lion. Dieser lies ein sehr ernsthaftes Schreiben an den Bischof Viktor ergehen, und stellte ihm vor, was vor Folgen daraus entstehen könnten. Er schrieb auch an die asiatische Gemeinde, und der Streit ward verglichen. Es mußten die Christen in Asien im dritten und ein Teil des vierten Jahrhunderts ihre alte Gewonheit fortsetzen, und die europäischen Christen blieben bei ihrer Weise. Da aber im vierten Jahrhundert das Concilium von Nicaea gehalten ward: so machte das Concilium die Weise, daß das Osterlam bei Anbruch der Ostern solte gegeben, und auf den Sonntag die Ostern gefeiert werden. Die Weise der asiatischen Christen ward also durch das Concilium abgeschafft. ^AEs blieben aber doch Christen übrig, die bei der alten Weise blieben. Diese hießen die Quartodecimaner, und wurden für Ketzer gehalten. Diese Leute widersezten sich eine geraume Zeit, aber sie sind nach und nach untergegangen.

§ 4.

Der iährliche Gedächtnistag der Auferstehung Christi ward von den allermeisten Christen stets an einem Sonntage; von den asiatischen Christen aber stets am dritten Tage nach dem vierzehnten des Monden Nisan

Nisan gehalten. Das Fest selber ward mit grosser Freude gehalten, und unter allen Festen ist keines mit grösserer Jeier und Freude begangen worden, als dieses Fest. Dieses Fest der Auferstehung Christi dauerte sieben Tage nach einander, endigte sich mit dem Sontage Quasimodogeniti, und ward mit der Taufhandlung, oder mit der Taufe der Katechumenen, die Kompetenten hießen, beschlossen. In dem neunten Jahrhundert ist dieses Fest erst auf drei Tage gesetzt worden, die noch an unterschiedenen Orten begangen werden. Die Morgenländer aber haben die achttägige Feier beibehalten.

Nach den Zeiten Konstantins des Grossen sind, ausser den bereits üblichen, noch andere Ceremonien mit der Osterfeier verbunden worden, wovon nur etwas sol gemeldet werden. Es ward eingeführt, daß die Kaiser sters auf die Osterfeier einen Gefangenen losliessen, zum Andenken der jüdischen Gewonheit. Stets hatte das Volk zu Konstantinopel, und sonst die Macht, einen Gefangenen loszubegehren, und er ward losgelassen. Es ward aber ein Unterscheid gemacht. Die, die das Leben verwirkt, wurden nicht losgelassen; auch die nicht, welche das Verbrechen der beleidigten Maiestät begangen hatten. Solcher Gebräuche sind mehr eingeführt worden. Von dem fünften Jahrhundert an ist bei allen Christen verordnet worden, daß alle Christen auf Ostern zum Abendmahl gehen solten. Daher kommt noch die Redensart: Ostern halten. Die Redensart bedeutet in der römischen Kirche so viel, als das Abendmahl halten. In der römischen Kirche wird dieses alte Gesetz bis hzo immer gehalten, und es ist ein eigner Kanon da, daß jeder Christ auf Ostern die Kommunion bei dem nahmen sol, bei dem er eingepfarrt ist. Der Kanon
 ¶ heist,

heißt, *omnis utriusque sexus*, von den ersten Anfangsworten.

Die funfzig Tage von Ostern bis zu dem Pfingsttage waren heilig und feierlich unter den alten Christen. Man arbeitete zwar an diesen Tagen; allein es ward doch täglich Gottesdienst gehalten. Bei diesem Gottesdienst ging es etwas anders her, als bei dem übrigen Gottesdienst. Es ward die Apostelgeschichte von Anfang bis zu Ende in den Versammlungen vorgelesen. Man pflegte sonst die ganze Bibel zu lesen; aber hier machte man eine Ausnahme. Das Gebet ward in diesen Tagen niemals von den Christen auf den Knien verrichtet. Sie stunden alle, wenn sie beteten. Sie zeigten dadurch, daß sie igt, nach dem Christus von den Todten auferstanden, eine Freude zu Gott hätten. Christus wäre auferstanden, und das wäre ein Zeichen der völligen Versöhnung des menschlichen Geschlechts mit Gott. Es waren noch andere Ceremonien, die aber nicht gleich waren, und von keiner Wichtigkeit sind. Die funfzig Tage von Ostern bis zu dem Pfingsttage hießen *Pentecoste*. Der letzte Tag aber oder der funfzigste Tag hieß im engern und schärfern Verstande *Pentecoste*, oder, wie igt die Christen sprechen, Pfingsten. Es ist ungemein wahrscheinlich, ob man es gleich nicht beweisen kan, daß dieser Tag, der zum Andenken der Ausgießung des heiligen Geistes gefeiert wird, von den Zeiten der Apostel an unter den Christen für heilig sei gehalten worden. Doch war dieses Pfingstfest nicht so heilig als das Osterfest. Das Osterfest ist stets heiliger, fröhlicher, und mit mehreren Gebräuchen gefeiert worden. Ostern wäre sieben, Pfingsten aber nur drei Tage. In der Nacht vor Pfingsten war die *vigilia pentecostalis*, das ist; man begab sich die Nacht

Nacht in das Versamlungshaus, und brachte die ganze Nacht mit Singen und Beten zu. Dis Fest endigte sich eben so wie das Osterfest mit der Taufe der Kompetenten unter den Katechumenen.

§ 5.

Das Fest, das der Menschwerdung oder Geburt Christi gewidmet ist, ist so früh nicht eingeführt worden; und man kan bis auf diese Stunde sich nicht recht vergleichen, von wem, wan, und an welchem Orte es eingeführt worden. So viel ist ohn-
streitig, daß die ersten Christen kein Weihnachtsfest gefeiert. Das scheint sonderbar. Da die ersten Christen das Fest des Todes, der Auferstehung Christi, und der Ausgießung des heiligen Geistes begingen: so ist zu verwundern, daß sie das Fest der Geburt Christi nicht gefeiert haben. Man kan aber endlich auf den Grund kommen. Sie wußten nicht, an welchem Tage Christus geboren worden. Sie wußten, oder meinten zu wissen, wan er gestorben, wan er auferstanden, wan der heilige Geist ausgegossen worden. Da sie das wußten; so konten sie auch iärlliche Tage zum Andenken derselben anstellen. Allein man kan deutlich zeigen, daß sie weder im zweiten noch dritten Jahrhundert gewußt, an welchem Tage Christus geboren worden. Klemens Alexandrianus im zweiten Jahrhundert sagte, Christus sei den 23ten November geboren worden. Die Basilidianer glaubten, er sei den 5ten März; und die Morgenländer glaubten alle, daß er den 6ten Januarii geboren worden. Solcher Meinungen finden sich viele. Besonders ist es, daß sie den Tag nicht gewußt haben. Der wäre sehr leicht von der Jungfrau Maria oder dem Schoosünger Johannes zu erforschen gewesen; allein man bekümmerte sich

sich darum nicht. Aber im zweiten Jahrhundert findet man einige miewol dunkle Spuren, daß ein Theil der morgenländischen Christen am sechsten Januarii das Gedächtnisfest der Geburt und Taufe Christi mit einander verknüpft. Im vierten Jahrhundert sieht man klare Spuren, daß das Geburtsfest auf den 6ten Jenner mit der Taufe Christi gefeiert worden. Von ohndenkklichen Taren hat man geglaubt, daß Christus auf den 6ten Januarii vom Johanne getauft worden. Das glauben noch alle Morgenländer. Aber wie es gekommen sei, daß die Morgenländer geglaubt haben, Christus sei an eben dem Tage geboren worden, ist ungemein dunkel und zweifelhaft. Das ist ohnstreitig, daß zwei bis drei Jahrhundert nach einander die, die das Geburtsfest Christi gefeiert haben, es am 6ten Jenner gehalten, und zugleich das Tauffest gefeiert haben; sie müssen also geglaubt haben, daß Christus an selbigem Tage geboren worden. Dieses Fest hies *Theophania* oder *Epiphania*. Diesen letzten Namen hat man bis 130 beibehalten, aber 1zt bedeutet es das Fest der heiligen drei Könige. Bei den alten Christen hies es das Fest der Erscheinung Christi oder seiner Geburt. Die Ursache der Meinung der morgenländischen Christen, woher sie geglaubt, daß Christus an eben dem Tage geboren worden, kan man mutmassen. Die Taufe ward unter den alten Christen die neue Geburt, die Wiedergeburt genennet. Daher ward der Sonntag, da die Kompetenten getauft wurden, *Quasimodogeniti*, oder der Tag der Neugeborenen genennet. Man nannte also auch die Taufe Jesu Christi im metaphorischen Verstande die zweite Geburt Christi. Dieses Wort ward anfangs figurlich gebraucht; aber nach und nach scheint man das Wort im eigentlichen Verstande genommen zu haben.

Der

Der Zeitpunkt ist sehr leicht gewesen. Eine andere Ursache kann man nicht geben. Die Gewonheit einiger morgenländischen Christen schon im zweiten Jahrhundert, das Geburtsfest mit dem Tauffeste zu verbinden, breitete sich nach und nach ersichtlich in den morgenländischen Gemeinen aus. Allmählig ging durch ganz Asien diese Gewonheit. Die Lateiner, wie man insgemein zu sagen pflegt, nahmen auch diese Gewonheit an, und der Tauf- und Geburtstag Christi ward mit einander gefeiert. Im vierten Jahrhundert siehet man deutlich, daß alle Gemeinen der Christen in Asien und Afrika am 6. Jenner beide Feste gefeiert haben.

Allein die abendländischen Christen feierten schon den Geburtstag Christi am 25ten December. Diese Gewonheit bleibt noch in der römischen Kirche und in der protestantischen. Die europäischen Christen haben niemals einen Beweis gegeben, daß Christus an dem Tage geboren worden. Es muß also eine andere Ursache da sein, weswegen diese Christen den 25ten December angenommen haben. Das wahrscheinstlichste, das man hiervon sagen kan, ist dieses. Die Lateiner feierten als Heiden an diesem Tage in den alten Zeiten das Fest der wiederkehrenden Sonne. Es sind noch Inscriptionen und Münzen, worauf dieses Festes Meldung geschieht. In den Umschriften heist es, *Natalis solis invicti*. Dieses Fest, das zur Ehre der Wiederkehr der Sonne gefeiert worden, ist sonder Zweifel die Gelegenheit, der Grund und die Ursache, weswegen man in der lateinischen Kirche den Geburtstag Christi auf den 25ten December gebracht hat. Die meisten Feste der Christen, die eingeführt worden, sind alle an die Tage gesetzt, da die Heiden Feste hatten. Die Lichtmesse und Maria's Reinigung sind an die Tage gesetzt worden,

da die Heiden die *februa* und *lustrationes agrorum* hielten. An diesen Tagen steckten sie Fackeln an. Die Heiden konnten von dieser Gewonheit nach ihrer Bekerung nicht leicht abgezogen werden; daher glaubten die Christen es wäre nichts bessers, als diesen christlichen Festtag darauf zu verlegen. Daher sind viele Feste gekommen. Das Fest aller Heiligen oder Märtyrer ist an dem Tage angelegt worden, wo die Heiden das Fest aller Götter hielten. Eben daher ist das Fest der Heimsuchung Maria, das Fest des Erzengels Michael, und andere gekommen. Das ist der Grund des Festes der Weinachten. Die Heiden feierten, wie vorher erwänet, den 25ten December ein grosses Fest, woran sie sich über die Wiederkehr oder Wiedergeburt der unüberwindlichen Sonne freueten. Die Heiden waren daran so gewönt, daß sie nicht davon abgehalten werden konnten. Um also die Misbräuche zu mindern, ward verordnet, daß daran der Geburtstag Christi sollte gefeiert werden. Christus wird in der Schrift die Sonne der Gerechtigkeit genennet, und der Name, *natalis solis invicti*, konnte sehr wol auf den Geburtstag Christi gezogen werden. Die Bischöfe beschloffen also, das Fest der himmlischen Sonne der Gerechtigkeit zu Ehren zu feiern. Einen andern Grund und Ursache kan man nicht an geben, und die, die sich einbilden, daß man beweisen könne, daß Christus am 25ten December geboren worden, sind in einem grossen Irthum. Es ist auch wenig daran gelegen, ob man den Tag gewis angeben kan oder nicht. Alle Thaten Christi und die ganze Religion bleibt eben so gewis, als sie es wäre, wenn man bessere Nachricht hätte.

Diese Feier ward von den morgenländischen Christen nach und nach angenommen. Sie blieben bis
ins

ins fünfte Jahrhundert beim 6ten Januarii. Allein einige der Lehrer sprachen dagegen so eifrig, und rühten die Weise der abendländischen Christen, daß sich endlich einige entschlossen, die Feier des 25ten Decembers zu wählen. Nach dem Exempel richteten sich nach und nach alle morgenländische Christen; und es kam endlich dazu, daß in der ganzen Kirche der 25te December gefeiert wurde. Allein die morgenländischen Christen haben doch den sechsten Januarii, der sonst dem Geburtsfeste Christi gewidmet war, beibehalten, und feiern an diesem Tage das Andenken der Taufe Christi mit einer sehr grossen Feierlichkeit. Die neuern abendländischen Christen haben den 6ten Januarii auch ein Fest, aber nicht das Tauffest Christi, sondern das Fest der heiligen drey Könige. Die Feier dieses Festes an dem Tage fing sich erst im sechsten Jahrhundert an, und ist igt an einigen Orten abgeschafft, an andern noch beibehalten.

§. 6.

Ausser den dreien Festen, wovon gehandelt worden, hatten die allerersten Christen gar keine Fest- und Feiertage. Alle übrige Feste sind lange nachher, nach den Tagen Konstantins des Grossen, eingeführt worden. Sie sind vor dem sechsten bis neunten Jahrhundert nicht unter den Christen üblich gewesen. Im sechsten Jahrhundert fing der Aberglaube an. Je mehr die Unwissenheit kam, je mehr mereten sich die Feste. Die ersten Christen aber feierten doch ausser den drei Festfeiertagen täglich die Gedächtnistage der Märtyrer. Wan diese Gewonheit aufgekommen, kan so genau nicht bestimmt und ausgemacht werden. Das siehet man, daß im zweiten Jahrhundert sie schon gefeiert werden; daher schliessen die For-

ſcher der Altertümer, daß man im zweiten Jahrhundert ſie eingeführt habe. Allein dieſer Schluſs gilt nicht. Glaublich iſt es, daß man gleich anfangs das Feſt des heiligen Stephani und Jakobi gefeiert habe. Es kan nicht bewieſen werden, aber es iſt doch ſehr glaublich.

Dieſe Gedächtniſtage heißen in der Kirchensprache die Geburtstage der Märtyrer. Es liegt in dieſem Worte eine Metaphora. (Davon iſt gehandelt im I. Abſchnitt, I. Absatz §. 9.) Das Feſt dieſer Tage erſtrekte ſich nicht weiter als die Gemeinen, zu der die Märtyrer gehörten. Die übrige Gemeinen feierten das Andenken derſelben nicht. Allgemeine Tage der Märtyrer, Feſte der Apoſtel, hielte man in den erſten Zeiten nicht. Dieſe ſind lange nach den Zeiten Konſtantins des Großen entſtanden. Nach und nach beſam man allgemeine Märtyrer und Feſte der Apoſtel. Endlich kam man ſo weit, daß man in allen Gemeinen die Feſte Allerheiligen und Märtyrer ſetzte.

An dem Gedächtniſtage eines Märtyrers verſamleten ſich die Chriſten der Gemeine, zu der der Märtyrer gehört hatte, zu einem beſondern Gottesdienſt. Die Gemeine verſamlete ſich erſtlich auf dem Grabe des Märtyrers an dem Orte, wo ſein Leib, oder einige ſeiner Gebeine waren hingelegt worden. Von dem zweiten Jahrhundert an haben die Chriſten vor der Stadt beſondere Plätze oder Kirchhöfe gehabt. Dieſe Plätze waren mit groſſem Geld von der heidniſchen Obrigkeit gekauft worden. Es wurden aber dieſelbe ſo eingerichtet, daß niemand ſehen konnte, daß Leichname da begraben, und man ſah durch die Fingern. An dem Gedächtniſtage eines Märtyrers verſamleten ſich alſo die Chriſten an dieſem Orte, und wen ſie ſich fürchten

füchten mußten, geschah es des Nachts. Darauf ward Gottesdienst gehalten. Die Stücke des Gottesdienstes waren von den ordentlichen Stücken des Gottesdienstes nicht unterschieden. Allein einige Stücke waren so eingerichtet, daß sie sich auf den Tag schiften. Erstlich ward gelesen, und zwar die Geschichte des Märtyrers an diesem Tage, anstatt eines Stückes aus der Bibel, das an den andern Tagen gelesen ward. Bei einer jedweden Gemeinde war eine Brieffammer oder Archiv, worin die Nachrichten aufgehoben wurden, die zum Besten und der Geschichte der Gemeinde gehörten. In diesen Archiven waren auch die Akten der Märtyrer, die man von der heidnischen Obrigkeit erkaufte; und auch die, welche von denen Notarien, die man zu den Märtyrern ins Gefängnis schickte, waren aufgeschrieben worden. Diese wurden aus den Archiven genommen, und dem Volke vorgelesen. Von diesen Akten hat man nur sehr wenige sichere Urkunden übrig. Unter der Verfolgung des Diokletiani sind die besten Dokumente verloren gegangen, die Archive zerstört, die Akten der Märtyrer durchs Feuer verzehret worden; und als die Verfolgung vorbei war, war fast alles verloren. Die Akten, die man jetzt von den Märtyrern hat, sind größtentheils irrig und unrichtig, und lange Zeit hernach von den Mönchen erdichtet worden. Auf das Lesen folgte die Rede des Bischofs. Sonst war die Rede meistens auf das Etk der Schrift gegründet, das gelesen ward; aber diese Rede gründete sich auf die Akten des Märtyrers. Der Bischof trug die Geschichte des Märtyrers kurz vor, seine Tugenden, das Große, das er an sich hatte, stellte ihnen die Unschuld und Herlichkeit des Märtyrers vor, und ermahnte das Volk, in seine Fußtapfen zu treten, und im Fall der Not eben so groß-

nützig zu sterben. Von diesen Reden sind aus dem vierten und fünften Jahrhundert sehr viele übrig. Daher kommen die *Panegyrici sanctorum*, die noch in der römischen Kirche gehalten werden. Man erwälet den besten Redner, der eine Lobrede dem Heiligen zu Ehren hält. Diese Sache hat ihren Ursprung aus den alten Zeiten. Man mus eingestehen, daß die Römischkatholischen noch viele Stücke des Altertums haben; aber sie sind mit Mißbräuchen und Aberglauben verbunden. Darauf folgte das gemeinschaftliche Gebet. Darauf die Oblationen. Diese wurden nicht vergessen, den der Klerus hatte sonst keine Einkünfte. Auf die Opferung folgte das Abendmahl, das ward auch stets an den Gedächtnistagen der Märtyrer gehalten; und der Gottesdienst ward mit dem Liebesmahl und mit ein Gebet vor die Ruhe der Kirche beschloffen. Bei dem Mahle der Liebe war an diesem Tage etwas besonders. Es ward den Armen gehalten, der Reiche wartete bei dem Mahle auf, und was übrig blieb, gehörte auch den Armen.

Vor den Zeiten Konstantins des Grossen ging es sehr erbaulich und andächtig bei diesen Gebartstagen der Märtyrer zu; allein nach den Tagen dieses Kaisers wurden sehr viele Mißbräuche eingeführt. Zuerst bauete man auf den Gräbern der Märtyrer Häuser, um sich darin zu ihrem Gedächtnis zu versamen, das hatte man vorher nicht gethan, noch thun dürfen; aber da die christliche Religion die herrschende wurde, geschah es. Diese Häuser hießen *oratoria*, oder Bethäuser; die Häuser aber, worin der ordentliche Gottesdienst gehalten ward, hießen *tituli*; welche Namen noch unter den Katholischen übrig sind. Daher heist es, zum Exempel, *Cardinalis tituli S. Mariæ*, das heist nichts anders, als Hauptpastor der St. Marien Kirche.

Kirche. Titulus ist also eine Hauptkirche, worin ein Taufstein ist. Diese Namen hat man aus dem Heidentum angenommen. Titulus Herculis heißt, z. E., eine Kirche, die dem Herculi zu Ehren war gebauet worden. Von den *Oratoriis* kommen in den neuern Zeiten die *Patres oratorii*. Diese Geistliche haben keine Titulos oder Hauptkirchen; sondern nur Oratoria, Bethäuser; es wird in ihren Kirchen weder das Abendmahl gehalten noch getauft.

Die Gedächtnistage der Märtyrer veränderten auch nach den Tagen Konstantins des Grossen ihre Gestalt ganz und gar; es schlichen sich unerhörte Mißbräuche unter den Christen ein. Sie ergaben sich der Wollust, Ueppigkeit, Leichtfertigkeit. Der Gottesdienst der Märtyrer ward im vierten Jahrhundert schon ganz verdorben und verfälscht. Man ehrete die Märtyrer mit den Ceremonien, womit die Heiden ihre Helden verehret hatten. Die Heiden hatten Götter und Halbgötter, letztere wurden mit gewissen Ceremonien verehret, diese führten die Christen auch ein. So wie das Bild der Halbgötter in den Tempel gestellet ward: so stellte man auch die Bildsäulen der Märtyrer in den Tempel. So wie die Halbgötter verehret wurden: so wurden diese verehret. Daraus ist der Dienst oder die Verehrung der Märtyrer entstanden. Kurz, die meisten Ceremonien, die noch beobachtet werden, sind nichts als die Ceremonien, die bei der Verehrung der Halbgötter beobachtet worden. Man hat sie vielleicht aus guten Absichten unter die Christen eingeführt. Man hoffte die Heiden desto eher an sich zu ziehen, und das thaten die Heiden auch; allein dis waren sehr schlechte Christen. Das allerschlimmste bei diesen Feiern der Christen in der Folge war, daß die Liebesmähler nicht mehr auf die alte

alte Weise; sondern auf eine unordentliche und üppige Art gehalten wurden. Darüber klagen die Schriftsteller des dritten, vierten, und fünften Jahrhunderts. Man ferte die Sache um. Die Reichen assen, und die Armen warteten auf, und bekamen nichts, als was übrig blieb. Diese Unordnung ging so weit, daß selten ein Gedächtnistag ohne Böllerei, Schlägerei und Unordnung zugin. Die Heiden hatten ihre Opferrahlzeiten in den Tempeln der Götter gehalten, und dabei ging es ungemein ausschweifend zu; so machten es auch die Christen. Daher mußten endlich die Concilia zutreten, und diese Gedächtnistage nach und nach in vielen Stücken verändern.

§ 7.

Die übrigen Festtage, die von der römischen Kirche gefeiert, in der protestantischen Kirche aber zum Teil abgeschafft, zum Teil beibehalten worden, sind alle sehr jung, und erst in den Zeiten der Blindheit und Unwissenheit nach und nach eingeführt worden. Das älteste unter diesen Festen ist das Fest der Himmelfahrt Christi. Dis Fest ist, so viel man sehen kan, im vierten Jahrhundert eingeführt worden. Vor Konstantin dem Grossen waren alle 30 Tage nach der Auferstehung Christi heilig; aber nachher verminderte man sie, und behielt nur einige Tage. Das Beschneidungsfest oder neue Jarfest, das Fest der Verkündigung Maria, das Fest der Reinigung, der Heimsuchung Maria sind junge Feste. Das älteste ist das Fest der Reinigung Maria, das ist im sechsten Jahrhundert zu Rom eingeführt worden. Die Heiden feierten den zweiten Februar ein gewisses Fest das Februa hies. Daran wurden viele Lichter angezündet, und das Fest ward mutwillig begangen. Man

Man glaubte, daß dies Fest nöthig wäre, um eine gute Ernte zu erhalten. Da die heidnischen Christen nicht zu bewegen waren, es aufzuheben: so ward das Fest der Reinigung Mariä dafür eingesetzt. Das Fest der Verkündigung Mariä ist erst im siebenden Jahrhundert eingeführt worden. Das Fest der Heimsuchung Mariä ist das jüngste, und vor dem vierzehnten Jahrhundert sieht man keine Spur. Im funfzehnten Jahrhundert hat erst das Concilium zu Basel befohlen, daß es allenthalben sollte gefeiert werden. So sind nach und nach die Feste Johannis des Täufers, Michaelis des Erzengels, und andere mehr eingeführt worden.

Von den Aposteltagen oder iärlchen Gedächtnistagen der Apostel ist merkwürdig, daß vor Konstantin dem Grossen die Apostel kein Jarfest und Gedächtnistag gehabt. Diese sind erst lange nach diesem Kaiser stufenweise eingeführt worden. Drei Apostel haben vor Konstantin Jarstage gehabt, Petrus, Paulus, Jakobus; aber diese wurden nicht von der ganzen Gemeinde gefeiert; sondern nur bei denen, bei welchen sie Märtyrer geworden. Sie feierten die Festtage nicht deswegen, weil sie Apostel, sondern weil sie Märtyrer waren. In den ältesten Zeiten hat man nur von diesen dreien Märtyrern gewußt. Noch im vierten Jahrhundert wußte man von nicht mehr. Petrus und Paulus haben zu Rom gelitten, ihre Gedächtnistage wurden also allein zu Rom gefeiert, und die übrigen Kirchen haben bis ins fünfte und sechste Jahrhundert nicht daran gedacht. Das Gedächtnisfest Jakobi des Älteren ward zu Jerusalem gefeiert. Diese drei Aposteltage waren also keine allgemeine Feste; sondern ordentliche Gedächtnistage der Märtyrer, die bloß bei denen gefeiert wurden, unter wel-

chen

chen die Apostel gelitten. Aber nach den Tagen Konstantins des Grossen erdichteten die Griechen Märtyrer sich von allen Aposteln; daher feierte man ihnen auch die Gedächtnistage. Diese waren anfangs wieder nicht allgemein; sondern wurden erst im sechzehnten Jahrhundert dazu gemacht.

In den ältesten Zeiten hatte man keine Heiligen, als die Märtyrer. Das Wort Heiliger bedeutet nichts als Märtyrer. Es bedurfte also keiner Untersuchung, ob es ein Heiliger sei. Wer um des Namens Christi willen gestorben war, war ein Heiliger, und ein jeder hatte einen Gedächtnistag. Allein das Wort heilig änderte sich nach den Tagen Konstantins. Man nannte nicht mehr blos die Märtyrer Heilige; sondern auch die, die einen erbaulichen und strengen Wandel geführt, oder sich durch Geschenke um die Kirche verdient gemacht hatten. Die Gemeinen, die Gedächtnistage der Märtyrer hielten, wurden für heiliger gehalten, als andere. Sie räumten sich ihrer Märtyrertage, und machten sich eine Ehre daraus. Daher wollten die übrigen Gemeinen auch Märtyrer und Märtyrertage haben. Es waren aber nur wenige Gemeinen, die Märtyrer aufweisen konnten; die übrigen Gemeinen mußten also suchen, bis sie welche gefunden hatten. Daher kommt die abscheuliche Menge der Märtyrer. Jede Gemeinde wolte nicht geringer sein, als die, die Märtyrer hatten; daher suchte man nach. Man fand blutige Knochen, und da man die fand, sagte man; es sind Knochen von Märtyrern, man erdichtete also einen Namen, und setzte ihn ein. Es waren aber oft Knochen eines hingerichteten Missethätters oder eines Ermordeten. Ueberal konnte man doch nicht solche Gebeine finden, die man brauchen konnte; und man wolte doch Leute haben, deren An-

denken

denken eben so gut wäre. Man fing daher an, das Wort heilig anders zu nehmen, und Heilige zu machen. Diejenigen nemlich, die bei der Gemeine entweder einen erbaulichen oder strengen Wandel geführt, und sich sonst um die Geistlichkeit, Arme und Kirche verdient gemacht hatten, wurden Heilige und Märtyrer genennet. Man sagte; ob sie gleich nicht gestorben wären: so hätten sie doch den Willen gehabt, Märtyrer zu werden, und wen es die Umstände erfordert hätten, würden sie um Christi willen gestorben sein. Auf diese Weise bekam man eine grosse Anzahl Märtyrer. Darauf ward diesen Märtyrern ein Gedächtnis- und Ehrentag verordnet, und die Anzahl der Feiertage ward von Jar zu Jar vermeret. So bald einer einen guten Wandel geführt, zwang die Gemeine den Bischof, ihn zum Heiligen zu machen. Daher ward vom fünften Jahrhundert an die Anzahl und Menge der Heiligen und Feiertage so gros und stark, daß fast darüber die übrigen Arbeiten vergessen wurden. Dieses war ein unerhörter Misbrauch; man mußte also demselben entgegen gehen. Daraus kam die Kanonisation. Es ward nemlich von den Concilien die Verordnung gemacht, daß keiner vor einen Heiligen oder Märtyrer *in potentia* sollte gehalten werden als der, der vom Bischof des Landes oder Concilio davor sei gehalten worden. Wan also einer einen guten Wandel geführt, und das Volk verlangte, daß er solle zum Heiligen gemacht werden, so mußte der Bischof erst mit den Concilien die Sache untersuchen, und darauf wurde er in den Kanonem oder Matriful der Heiligen gesetzt. Die Kanonisation heist nichts als ein öffentlicher Spruch, wodurch einer vor würdig erklärt wird, daß er in den Kanonem der Heiligen eingeschrieben werde. Diese Prüfung der Bischöfe
und

und der Concilien wäre bis ins eilfte und zwölfte Jahrhundert. Aber da die römischen Bischöfe sahen, daß Ansehen und Ehre dabei wäre; so zogen sie diese Sache an sich. Sie sagten; die Statthalter Christi könnten am besten hierin urtheilen. Das ward angenommen. Darauf hörte das Recht zu kanonisiren auf, und kam an den Pabst. Durch dieses Mittel ist zwar die Vielheit der Heiligen verhindert worden. Allein da die Pabste doch immer dieses Recht ausüben: so wird noch immer die Anzal der Heiligen vermehret. Es wird doch noch auf die erste Meinung gesehen; man prüft, ob er den Willen gehabt hätte, ein Märtyrer zu werden.

Der dritte Absatz.

Von
den Orten des Gottesdienstes.

§ 1.

Die berühmte Streitfrage der Gelehrten, ob die allerältesten und ersten Christen Kirchen gehabt haben, oder nicht, kan unter Vernünftigen ohne grosse Mühe entschieden werden. Wen durch eine Kirche ein beständiger Versammlungsort gemeinet wird: so ist nicht zu läugnen, daß die Christen von Anfang her Kirchen gehabt. Bei den Gemeinen und Versammlungen der ersten Christen waren allerhand Dinge nötig, die nicht wol von einem Orte zum andern können gebracht werden. Man brauchte Bücher, ein Pulpert, Tische, um die Liebesmahle und das Abendmahl zu halten, Bänke und andere Dinge. Es war nicht möglich, daß alle die Dinge, die bei der Versammlung der Christen erfordert wurden, stets von einem Orte zum andern solten geführt werden. Das hätte nicht nur viele Kosten verursacht; sondern auch ein Aufsehen unter den Heiden erregt. Wen man sich weiter vorstellt, daß die Christen in einer beständigen Furcht gelebet, und ihren Gottesdienst heimlich halten mußten: so kan man sich leicht einbilden, daß sie einen beständigen Versammlungsort haben halten müssen. Es hätte den Christen erst müssen kund gethan werden, wo sie sich versamlen wolten. Allein sie lebten sehr zerstreut; oft war in einem Hause nur ein Christ, das übrige waren Heiden oder Juden; andere waren auf den Dörfern. Man konte also dieses ohne Gefar nicht

und

kund

kund machen. Neben dem hatten sie so viele Diaconos nicht, daß sie selbige hätten herum schicken können. Also kan kein Zweifel sein, daß sie beständige und gewisse Versammlungsorter gehabt. Daß bei selbigen große Zieraten gewesen, kan man nicht glauben; aber doch, daß eine erhabene Stelle vor dem Bischof, ein Kreuzstühl, und andere Zieraten zur Abbildung der Leidensgeschichte Christi gewesen sind.

Wenn aber durch eine Kirche ein abgesondertes Gebäude verstanden wird, das allein dem Gottesdienst gewidmet ist, das für heilig gehalten wird, das nach einer gewissen Form äußerlich gebauet, und innerlich nach einer gewissen Regel geschmücket und eingerichtet ist: so haben die Christen vor dem dritten Jahrhundert keine Kirchen gehabt. Es lebten im dritten Jahrhundert einige Kaiser, die den Christen geneigt waren, und sie hatten zuweilen viele Jahre Friede. Im dritten Jahrhundert war Alexander Severus und seine Mutter Julia Mammäa den Christen ungemein gewogen. Unter diesem Herrn baueten die Christen besondere und große Häuser zum Gottesdienst. Es entstand zu Alexandrien Streit zwischen den Christen und Garköchen. Die Garköche protestirten gegen den Kirchenbau der Christen, und sagten, die Kirche wäre ihnen zu nahe, und thäte ihnen Schaden. Die Sache kam an den Kaiser Alexander, dieser sprach für die Christen, und sagte, es wäre besser, daß der Platz zum Gottesdienst gebraucht, als daß Mutwillen allda getrieben werde. Also verloren die Garköche ihren Proceß, und die Christen baueten öffentlich eine Kirche. Unter dem Kaiser Philippo und seinem Sohne hatten sie auch eine große Freiheit zu bauen. Man sagt, daß die Christen im vierten Jahrhundert 40 Kirchen zu Rom gehabt. Diocletianus lies in der

großen

grossen Verfolgung fast alle Kirchen der Christen niederreissen; daher ist so schwer auszumachen, wie die alten Kirchen der Christen ausgesehen; was vor Form sie gehabt; und wie sie inwendig geteilt worden. Es sind zwar nicht alle Kirchen niedergerissen worden, sondern einige stehen geblieben; aber kein Mensch hat davon eine Beschreibung hinterlassen. Es ist sehr glaublich, daß sie überhaupt so ausgesehen als dieienigen Kirchen, die man nach den Tagen Konstantins gebauet. Die allerälteste Nachricht von dem Bau der Kirchen steht in den sogenannten Konstitutionen der Apostel, die dem Klementi Romano zugeschrieben werden. In dem vierten Buch dieser constitutionum wird gesagt, daß eine Kirche der Christen müsse länglich und einem Schiffe ähnlich sein. Die ersten Kirchen sind auch wirklich so gebauet worden, und man wird gleich sehen, daß der mittellste Teil der Kirche deswegen beständig das Schiff genennet worden. So heist der Teil noch bei den Katholiken. Diese Gewonheit der ersten Christen, die Kirchen länglich, und wie ein Schiff zu bauen, gründet sich sonder Zweifel auf eine Metaphore. Man ist gewont gewesen, die Kirche mit einem Schiffe zu vergleichen, das auf dem Meer allerhand Abwechselungen und Gefahr ausstehen mus. Man vergleicht die römische Kirche noch mit einem Schiffe, worin Petrus der Schifsmann ist. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Päbste in ihren Bullen die Kirche *naviculam Petri* das Schiffein Petri nennen. Daher mag es gekommen sein, daß man die Kirche in Form eines Schiffes gebauet hat. Es sind zwar nicht alle, aber doch die meisten, so gebauet. Es heist ferner, daß alle Kirchen gegen Morgen sollen gebauet werden.

§ 2.

Die allerältesten Kirchen der Christen waren also meistens länglich, in der Gestalt eines Schiffes gebauet. Einige von solchen waren aber auch zufolge Nachrichten rund, andere achteckigt, noch andere in der Gestalt eines Kreuzes gebauet. Diese lagen meistens gegen Morgen, so daß der, der das Abendmahl verreichete, das Gesicht gegen Morgen wendete. Innerlich bestanden die allerältesten Kirchen nur aus zwei Theilen, aus dem Heiligsten oder Chor, wie man diesen Teil zu nennen pflegt, und aus dem Schiff, welcher Teil durch Stufen von dem andern unterschieden, und woran auch Thüren oder Gitter gemacht waren. Davon sieht man noch Spuren in den alten Kirchen.

In dem ersten Teil, der das Heiligtum oder Chor heisset, und der höher war als der andere Teil der Kirche, damit alles, was da vorging, besser gesehen und gehört werden konnte, war erstlich der heilige Tisch, bei dem das Gebet gesprochen ward, das vor dem Abendmahl herging. Es war ein hölzerner Tisch, der mit einer Decke belegt war. Aber im dritten Jahrhundert fing man an, ihn Altar zu nennen. Die Heiden sagten, die Christen hätten keine Altäre. Diesen Vorwurf abzulehnen, nenneten die Christen diesen Tisch einen Altar. Und da das Abendmahl sacrificium commemorativum genant und zum Andenken des Verdopfers Christi darauf gehalten wurde: so war nötig, daß der Tisch ein Altar hies; dann ein Opfer erforderte einen Altar. Dieser heilige Tisch oder Altar, der anfangs nichts als ein freier hölzerner Tisch war, wurde nach und nach mit einer kostbaren Decke belegt, und wann das Abendmahl gehalten ward, mit Leuchtern und Lichter besetzt. Dabei blieb es wie-

der

der eine geraume Zeit. Aber im fünften Jahrhundert fing man an, stat der hölzernen, steinerne Tische einzuführen. Mit den hölzernen waren allerhand Unbequemlichkeiten verbunden. In der Folge wurden immer mehr Zieraten daran gesetzt; und endlich hat man so grosse und prächtige Altäre zu den finstern Zeiten des Aberglaubens gemacht, die noch in der katholischen Kirche zu sehen, und von denen man noch einen Theil in der lutherischen Kirche beibehalten hat. Neben diesen heiligen Tisch stand im Heiligtum der Opfertisch. Die Christen brachten bei ieder Versammlung Geschenke, oder Oblationen mit. Diese Oblationen wurden anfangs auf eben den Tisch gelegt, bei dem das Abendmahl gehalten ward, aber hernach ward ein Opfertisch hingesezt. Da die Oblationen größtentheils aufhörten, ward der Tisch weggenommen, und darauf sind die noch übrigen wenigen Gaben wieder auf den heiligen Tisch gelegt worden. Von diesen sogenannten Opfern ist jetzt noch der Klingelbeutel übrig. In eben diesem Chor war der Siz des Bischofs und aller Aeltesten. Die Diaconi saßen im andern Theil der Kirche, im Schif. Der Siz des Bischofs war erhöht, oder höher als der Siz der Aeltesten; daher kommt der Thron der Bischöfe. Im Anfang war er deswegen erhöht, damit man die Rede desto besser verstehen, und den Bischof sehen könnte. Die Absicht, ihm einen Thron zu machen, hatte man damals noch nicht, aber in den folgenden Zeiten hat man einen daraus gemacht. Neben dem Bischof saßen die Aeltesten, die Hälfte an der einen, und die Hälfte an der andern Seite, sie machten einen halben Cirkul aus. Der Bischof saß in der Mitte. In eben diesem Theil war auch das Zimmer, worin die heiligen Gefäße, die Brieffschaften und andere Dinge verwahrt

waret wurden. Das war, wie in den jezigen Zeiten die Sakristei, die noch izo im Thor ist.

In dem Schif oder zweiten Teil der Kirche sas die Gemeine und die Untergeistlichen. Aber die heiligen Witwen, Jungfrauen und die Untergeistliche hatten doch besondere Stellen; und wann vbrigkeittliche Personen zugegen waren, hatten sie eine besondere Stelle im Schif. Es war wie in den jezigen Zeiten, da noch die Vornehmern und Angesehenen einen besondern Siz haben. Sonst saßen die Christen so, daß die Männer von den Weibern durch eine hölzerne Wand unterschieden waren. In diesem Teil der Kirche stand das Pulpet, wovor die Schrift gelesen ward. Aus diesem Pulpet ward hernach die Kanzel gemacht. Von dieser Kanzel ward zuerst nur die Bibel gelesen, und war blos der Ort des Vorlesers. Der Bischof pflegte stets von seinem Stule die Rede zu halten. Allmählig aber, da die Bischöfe nicht mehr predigten, fiel es auf die Aeltesten. Diese pflegten auf die Kanzel zu treten, und ihre Rede zu halten. So ist es nach und nach eingeführet worden, bis endlich die Kanzel der ordentliche Predigstul geworden ist; und so ist es noch. Unten stunden in dem zweiten Teil, von der Gemeine abgesondert, die Büssende und Katechumenen. So sahen die ältesten und ersten Kirchen aus.

In dem fünften Jahrhundert hat man zu diesen beiden Theilen den dritten Teil gesetzt, und das ist zuerst von den morgenländischen Mönchen eingeführet worden. Den Mönchen folgten andere nach; und endlich ward es ein ordentlicher Teil der Kirche. Dieser dritte Teil der Kirche heist *nartex* oder *serula*, weil die darin stunden, die gleichsam noch unter der

Suche

Zucht und Mute waren. Es stunden darinnen die Katchumenen und Blühende. Dieser Theil war wieder durch gewisse Pforten von dem zweiten Theil, dem Schiff der Kirche unterschieden, und am Ende desselben waren erst die grossen Thüren der Kirche. So ist es noch in vielen Kirchen; in dem untern Theil der Kirche steht die Orgel und der Taufstein; aber es sind die Thüren weggenommen worden, die zwischen dem dritten und dem zweiten Theil der Kirche waren. Der Platz ist in den neuern Zeiten frei, und mit ordentlichen Stühlen zum Besten der Gemeinde bebauet. Nur in den alten Kirchen zu Rom, und anderswo sind noch Pforten, die den mittlern und untern Theil der Kirche absondern.

§. 3

Man sagt insgemein, daß die Gestalt der Kirchen der alten Christen von dem Tempel zu Jerusalem sei genommen worden. Man findet diese Meinung fast in allen Büchern derer, die Altertümer untersuchen. Dieses gründet sich blos darauf, weil die drei Theile der Kirche der ersten Christen mit den Theilen einigermaßen übereinstimmen, woraus der Tempel zu Jerusalem bestand. Darin war das Allerheiligste, das Heilige und der Vorhof. Der Chor der Christen hatte eine Aehnlichkeit mit dem Allerheiligsten, und man kan nicht läugnen, daß die Christen vom fünften Jahrhundert an ihr Chor mit dem Allerheiligsten der Juden verglichen haben. Das Schiff der Kirche hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Heiligtum, und die *serula* mit dem Vorhofe der Israeliten. Deswegen haben sich die Meisten eingebildet, daß die Kirche nach der Vorschrift des Tempels zu Jerusalem sei angeleget worden. Allein man

Kan leicht sehen, daß wen diese drei Theile gleich eine gewisse Ähnlichkeit damit hatten, sie doch weit unterschieden waren. Der Chor der Christen war sehr weit von dem Allerheiligsten der Juden unterschieden. Das Allerheiligste war verdeckt, und es ging niemand in selbigem als der Hohenpriester. Der Chor war zwar durch Stufen und Thüren abgesondert, allein er stand doch offen, und der Bischof und die Aeltesten gingen hinein. Das Schiff der Kirche hat wenig, das mit dem Heiligtum der Juden übereinkommt; und die *ferula* ist ganz und gar von dem Vorhof unterschieden. Der Vorhof war ausser dem Tempel; aber die *ferula* gehörte mit zur Kirche, und war nur durch einige Thüren abgesondert, die offen standen. Es hat also diese gemeine Meinung nur einen Schein, aber keine Gewisheit. Man hat selbige gewählt, um die Schwachheit der ersten Kirche zu bedecken.

Wenn die Sache genau geprüft wird, gleichen die Tempel der Christen denen Tempeln der Heiden, und ihre Gestalt ist wahrscheinlich von ihnen genommen worden. Man hat, wie bereits gezeigt, viele heidnische Gebräuche in das Christentum genommen, um die Heiden desto eher zu bewegen, zum Christentum zu treten. Es wurde beibehalten, was nur konnte beibehalten werden. Man gab denen Sachen nur ein christliches Kleid. Daher richtete man den Gottesdienst, und was dazu gehörte, so ein, daß die Heiden keinen grossen Unterschied zwischen dem Götzendienste und Gottesdienste der Christen wahrnehmen konnten. Aus dieser Meinung sind die Kleider der Geistlichen, das Weihwasser, die Wachslichter, und viele andere Dinge erwachsen, die noch nicht unter den Protestanten, sondern unter den Katholiken übrig sind. Es ist, z. E., bewiesen, daß die Kleidung, die der Pabst zu Rom trägt,

trägt, die Kleidung der alten heidnischen Oberpriester sei. Vor dem Tempel des heidnischen Gözen stand ein Gefäß mit Wasser, damit besprüzte man sich; das behielten die Christen ebenfalls bei, und die jezigen Iustrations-Kessel sind die alten Gefäße, woraus sich die Heiden zu besprützen pflegten, daraus das Weihwasser entstanden. Eben aus diesem Grunde ist der Bau der ersten Kirchen erwachsen, und die alten Kirchen sind in der That den Tempeln der Heiden ähnlich.

In dem Tempel der Heiden war ein abgesonderter Plaz, worin das Bild des Gözen stand, dem der Tempel geheiligt war, darin stand auch der Altar. Dieser Teil war durch Thüren abgesondert, und war heilig; die Priester gingen allein in dieses Heiligtum. Das ist der Chor der Christen. Der Plaz, worin vordem das Bild des Gözen stand, hält bei den Christen den Altar und Opfertisch in sich. Außer diesem Plaz war ein weitläufiger Plaz, worin das Volk sich versamlerte, den Gottesdienst verrichtete, und die Ceremonien beobachtete: das ist in der Kirche der Christen das Schiff. Endlich war ein dritter Plaz, in dem die profani waren, die nicht in das fanum gehen; sondern pro fano und im vestibulo nur stehen durften. Das ist wirklich die *partex* und *ferula* der Christen, worin die stunden, die dem Gottesdienst nicht beiwohnen durften. Die morgenländische Christen, die diesen Teil eingeführt, haben nichts im Sinne gehabt, als die Tempel der Christen den heidnischen Tempeln ähnlich zu machen.

Man kan dieses noch deutlicher sehen an den übrigen Dingen, die zu den Kirchen der Christen gehören. Die Heiden hatten um ihre Tempel einen freien Plaz, der hieß *area templi*. Gleich, da Konstantin das

Q 5

Chri-

Christentum angenommen, wurden gleichfalls alle Kirchen der Christen mit einem freiem Platz umgeben, der auch anfangs *area ecclesiae* hieß, hernach aber der Kirchhof genant worden. Auf diesem freien Platze standen unterschiedene Gebäude. Unter diesen war das erste das Taufhaus. In den alten Zeiten gehörte die Taufe nicht zum öffentlichen Gottesdienst; daher waren auch die Taufsteine nicht in der Kirche. Man hatte eigene Gebäude aufgerichtet, worin getauft ward. In diesem Taufhause wurden die Katechumenen von dem Bischof unterrichtet; darin wurden sie eingesegnet, und getauft. Da die Katechumenen und Büßende unter den Christen aufhörten, wurde die *ferula* ledig. Da sie ledig war, und auch die, die zu den wahren Mitgliedern gehörten, sich sehr hüteten darin zu stehen: so versetzte man den Taufstein aus dem Taufhause in die *ferulam*; und in den alten Kirchen steht bis 130 noch darin der Taufstein. Darauf hörten die Taufhäuser auf. Auf dem freien Platz, der den Tempel umgab, stand ferner ein anderes Gebäude, das *Diaconicum* hieß. Diesen Namen hatte es, weil die *Diakoni* darin das Geräthe der Kirche, die Kleider, welche die Bischöfe und Geistliche bei dem Gottesdienst und Verwaltung der Sacramente anzoogen, die Wachslichter, und übrige Dinge verwahren; es war auch darin der Schatz der Kirche. Auf diesem Platz, vorzüglich bey der Kathedral- und Domkirche, wonete auch der Bischof. Dieser hatte auf dem freien Platze ein großes und weitläufiges Haus; darnach der Regel der ersten Christen monten die Aeltesten alle bei dem Bischof. Ja, alle Aeltesten, die in seine Gemeine gehörten, und in seinem Hause wonten, assen mit ihm an einer Tafel. Diese gemeinschaftliche Liebe der Bischöfe und Aeltesten war lange

unter

unter den Christen. Nach und nach aber, da mehr Laster unter die Christen kamen, wurden die Aeltesten abgesondert. Sie wolten nicht mehr unter seiner Aufsicht leben, und mit ihm essen, und dem Bischof war auch eben nicht viel daran gelegen. Daher bekamen die Aeltesten andere Häuser, die aber auch auf dem freien Platz um der Kirche waren. Auf diesem Platz stand zuletzt ein Brunnen, worin die sich wuschen, die in den Tempel hinein gehen wolten; das ist wieder eine Nachahmung der Heiden. Man sieht dieses Stück noch auf dem Platz der Peters-Kirche zu Rom, wo noch ein prächtiger Brunnen ist.

Der Ort der Begräbnisse der ersten Christen war anfänglich ausser der Stadt. Man legte die Begräbnisse an den Wegen, bei den Orten, wo Märtyrer hingerichtet waren, in Gärten, und auf unfruchtbare Plätze an, auch an felsigte Derter in ausgehauenen Gängen, dergleichen bei Rom und Neapolis die noch übrigen Katakomben sind. Die freie Plätze, welche die Kirche umgaben, waren also im vierten Jahrhundert noch keine Begräbnisplätze. Nachher aber verknüpfte man damit eine Meinung der Heiligkeit, nannte diesen Boden terra sancta, und glaubte, daß die heilig wären, die darauf begraben wurden. Man fing daher schon im fünften Jahrhundert an, die Bischöfe und Kaiser darauf zu begraben. Die übrige wurden noch ausser der Stadt begraben. Aber allmählig kam es dahin, daß die, die Geld gaben, dahin begraben wurden. Von dem sechsten Jahrhundert an hat man angefangen, den freien Platz um der Kirche zum Begräbnisplatz der Reichen zu machen. Dadurch wuchs der Reichtum der Geistlichkeit. Damit aber die Reichen sich desto eher bewegen ließen, Geld für den Platz zu geben: so brachte man den Leuten aller-

hand

hand thörichte Meinungen von der Heiligkeit dieses Platzes bei. Man hat noch viele von diesen thörichten Meinungen in der römischen Kirche übrig. Man glaubte, daß die, die auf den Platz um der Kirche begraben wurden, in der Auferstehung einen grossen Vorteil hätten. Die Märtyrer lagen in der Kirche begraben. Man hofte also in Gesellschaft der Märtyrer aufzustehen, und ihrer Fürbitte zu genießen; und glaubte, daß man schwerlich könnte verdammet werden, wenn man in Gesellschaft der Märtyrer aufstünde. Wenn gleich Gott erzürnt wäre: so werde er ihnen doch deswegen vergeben. Das ist die Hauptursache, weswegen man sich vom sechsten Jahrhundert an, so viele Mühe gegeben hat, auf den Platz um der Kirche begraben zu werden.

So wol diese freie Plätze der Kirchen, als die Kirchen selber haben schon vom vierten Jahrhundert an das *ius asyli*, das Zufluchtsrecht. Konstantin der Grosse ertheilte den Kirchen der Christen alle die Freiheiten und Gerechtigkeiten, die vordem die Tempel der Götzen gehabt. Bei den Heiden hatten die Tempel der Götzen, und die freien Plätze derselben das *ius asyli*. Die Missethäter, die sich nur dahin begeben konnten, waren sicher, sie durften daraus nicht weggenommen werden. Konstantin meinte also, daß die Kirchen der Christen kein Ansehen hätten, wenn ihnen auch nicht dieses Recht eingeräumt werde; daher haben sie alle vom vierten Jahrhundert das *ius asylorum*. Anfanglich hatte nur der Altar und der Chor dieses Vorrecht; nachher erstreckte es sich auch auf das Schiff der Kirche; aber im fünften Jahrhundert kam der ganze freie Platz der Kirche dazu. Dieses Recht ist bei der Reformation von den Protestanten abgeschafft worden; aber in der römischen Kirche, ausgenommen

Frankf.

Frankreich, ist es noch. Daher gehen so viele Mordthaten vor. So bald ein Mörder jemand tödten will, stellt er sich nahe an die Kirche, fñrt seine Bosheit aus, und springt nur in die Kirche: so ist er sicher. Aber in den jezigen Zeiten sieht man den Gräuel ein: daher haben viele Monarchen dis Recht aufgehoben, und die, die dahin geflohen, werden in Neapolis, im Vene-
 tianischen, und Spanien herausgenommen und be-
 straft. Zu den guten Werken der heutigen Päbste ge-
 höret es mir; daß sie es, wo nicht ganz aufgehoben,
 doch genau eingeschränkt haben. Sie haben gesehen,
 was daraus vor Gottlosigkeit und Sünden entstan-
 den; daher haben sie dieses Recht im päbstlichen Ge-
 biere, und allenthalben nur auf die Mordthaten, die
 nicht mit Willen geschehen, gezogen, die, welche es
 mit Willen thun, werden herausgenommen und ab-
 gestraft. Durch diese päbstliche Verordnung ist der
 grosse Mißbrauch einigermaßen aufgehoben worden.
 Allein, es sind doch noch Mißbräuche übrig; denn man
 kan einen Todschlag, der mit Willen und aus Vorsoz
 geschehen, von einer Mordthat, die nicht mit Willen,
 sondern aus Unvorsichtigkeit, unversehens, geschehen,
 nicht allezeit wol unterscheiden. Die Schuldner sind
 auch noch sicher, wan es klar ist, daß sie durch Unglück
 in Schulden geraten. Wan es aber gewis ist, daß sie
 selbst Schuld daran sind: so haben sie kein ius asy-
 lorum.

§ 4.

Daß die ersten Christen ihre Versammlungshäuser
 nicht eingeweiht haben, braucht keines Beweises.
 Man findet nicht die geringste Spur in den Büchern
 der Christen, die in den drei ersten Jahrhunderten ge-
 schrieben worden. Im dritten Jahrhundert hatten die
 Christen

Christen die Erlaubnis, Häuser des Gottesdienstes zu bauen. Allein man findet nicht eine einzige Spur, daß ein Bischof auf den Einfall geraten, daß ein solches Haus erst müsse eingeweiht werden. So bald aber die christliche Religion die herrschende Religion wurde: so bald Constantin der Große anfang den Götzendienst abzuschaffen, fing man an, an eine Einweihung der Kirchen zu denken. Man sieht schon im Eusebio, der im vierten Jahrhundert gelebet, daß man die Kirchen eingeweiht habe. Diese Meinung von der Einweihung kommt ursprünglich aus dem Heidentum her. In dem vierten Jahrhundert hat man dem ganzen Begriff des heidnischen Tempels auf die christliche Kirche gezogen. Da das geschehen, folgten alle die Zieraten, Freiheiten und Rechte, die in den heidnischen Tempeln waren.

Die Heiden sahen ihre Tempel als Wohnungen und Palläste ihrer Götter an. Alle Heiden meinten, daß der Gott, dem der Tempel gewidmet wäre, wirklich darin wonte. So einfältig waren sie nicht, daß sie glaubten, ihre Götter wären von dem Tempel abwesend, sie glaubten vielmehr, daß ihr Gott darin sei. Sie glaubten weiter nicht, daß ein Bild von Gold, Silber, Steine, Kalk u. Gott wäre; sondern nur, daß Gott darinnen sei und wone. Daher kam die Anbetung der Bilder. Da sie die Tempel als Palläste und Wohnungen der Götter ansahen: so mußten sie auch die Dinge thun, die in dem Palast eines grossen Herrn geschehen. Die Priester wurden als die Bedienten des Gottes, und die Opfer als der Tisch desselben angesehen. Man glaubte, daß der Dampf des Opfers die Götter narte. Der Altar war gleichsam die Tafel des Gözen, worauf er bedient ward. Da die Priester als Hofbediente des Gözen angesehen worden: so mußten

mußten ihnen auch Häuser und Tempel gebauet werden, damit sie stets zugegen wären, und ihre Dienste verrichten könnten. Daraus flossen andere Dinge mehr. Da die Heiden glaubten, daß der Tempel ein Pallast und Wohnung Gottes sei: so glaubten sie, daß der Göze auch erst müßte durch besondere Ceremonien, Gebeter und Opfer eingeladen werden, um in seinen Pallast einzuziehen; sie meinten nicht, daß er von selbst hineingähe. Daher kommt die Einweihung der heidnischen Tempel. So lange der Tempel nicht eingeweiht und eingesegnet war: so sahen sie das Haus als eine bloße Wohnung an. Wan es aber eingeweiht war, hielten sie davor, daß man ihm Bediente bestellen, Opfer und dergleichen halten müßte. Die Einweihung war also nichts anders als eine feierliche Einladung, daß der Göze, dem der Tempel gewidmet war, kommen, sich darin niederlassen, und ihn zu seiner Wohnung wählen möge. Wan die Einweihung geschehen war: so glaubte man, der Göze wäre wirklich da.

Diesen Begriff der heidnischen Tempel nahmen die Christen zu den Zeiten Konstantins des Grossen an; und daraus sind viele Dinge in den Kirchen der Christen entstanden, von denen man sonst nichts wußte. Man glaubte also mit den Heiden, daß die Kirchen nicht bloße Versammlungshäuser; sondern auch Wohnungen des Allerhöchsten wären. Darin ward man durch das bestärkt, was von dem Tempel zu Jerusalem steht. Dieser ward als der Tempel und Pallast Gottes vorgestellt, und Gott offenbarte wirklich seine Gnadengegenwart darinnen durch allerhand Zeichen. Da man dieses las, so zweifelte man noch um so vielweniger, daß die Tempel der Christen ordentliche Häuser wären, worin Gott sich auf eine besondere Weise auf-

aufhielte. Der Begriff ist noch in der römischen Kirche übrig. Die Protestanten sehen ihre Kirchen vor nichts als Versammlungshäuser an, worin sie Gott dienen, und glauben nicht, daß Gott auf eine außerordentliche Weise da gegenwärtig sei; allein die letztere glaubt man in der katholischen Kirche. Daher kommt, daß man glaubt, das Gebet, das in der Kirche geschieht, sei viel heiliger, und werde leichter erhört als das, das anderswo geschieht. Aus diesem Begriff werden überaus viele Dinge geleitet, die in andern christlichen Gemeinen zu der Zeit der Reformation abgeschafft worden. Es ist noch etwas wenigens dieses Begriffs unter den Protestanten übrig; aber es ist sehr schwach.

Da man unter den alten Christen diese Meinung angenommen hatte: so glaubte man, daß Gott auch durch Ceremonien mühe angerufen werden, daß er in der Kirche seine Wohnung machen, seine Gnadengegenwart darin offenbaren, und darin bleiben möge. Daraus folgte die Einweihung. Diese ist also nichts als die alte Ceremonie der Heiden, die ihre Götter bitten, sich in den Tempel niederzulassen; und nichts als eine öffentliche Einladung, oder eine feierliche Bitte, daß Gott in den Tempel kommen, darin seine Gnadengegenwart auf allerhand Weise an den Tag legen, und darin bleiben möge. Wenn der Begriff des heidnischen Götzentempels nicht unter die Christen gekommen wäre: so wäre an keine Einweihung gedacht worden. In dem vierten Jahrhundert waren die Einweihungen noch nicht mit so vielen Gebräuchen und Gebetern beschwert; allein nach und nach hat man eine Ceremonie nach der andern hinzugesetzt. Die Evangelischen haben diese Einweihung der Kirche noch behalten; doch haben sie das abergläubische abgelegt, und ihre Einweihung ist nichts als ein Gebet, daß
Gott

Gott Gnade und Kraft geben möge zu dem Wort, das in derselben sol geprediget werden. Aus dieser Einweihung der Kirche ist nach und nach das so genante Kirchweihfest entstanden. In einigen Ländern, z. E., in Sachsen ist es beibehalten, in andern aber abgeschafft worden. Daraus sind alhnällig die Jarmärkte entstanden. Das Volk kam haufenweise an dem Tage zusammen, es versamlerten sich darauf allerhand Krämer und Kaufleute; und es ward zum Gebrauch, daß an den Tagen, woran das Kirchweihfest gehalten worden, insgemein ein Jarmarkt ist. In Sachsen ist an diesem Fest ordentlich ein Jarmarkt.

Die Zieraten der Kirchen waren in den ersten Zeiten nur schlecht und geringe. Die Umstände litten noch keine so prächtige und kostbare Zieraten als in den folgenden Zeiten. Aber schon in dem dritten Jarhundert stellte man Bilder in den Kirchen auf. Keine Bildersäulen; sondern Blätterbilder. Man mus einen Unterscheid machen unter Bilder, die gemalt sind, und unter Statuen. Bilder, Gemälde, hat man schon im dritten Jarhundert in den Kirchen gehabt; die Bildersäulen, oder Statuen aber sind erst hernach entstanden. Die ersten Christen hatten einen Abscheu vor den Bildsäulen. Sie meinten, das wäre ein Rest des Heidentums. Daher, ob sie gleich Bilder eingeführt: so litten sie doch keine Bildsäulen. So weit man sehen kan, sind die ersten Bilder, die man aufgestellt hat, Bilder der Märtyrer gewesen, vielleicht auch Bilder der Apostel und Jesu Christi. An Bilder der Geschichte des alten Testaments und andere weltliche Bilder dachte man nicht. Nach den Tagen Konstantins, und zu seiner Zeit wuchs der Schmuk der christlichen Kirche ungemein stark. Man hselte davor, daß die Heiden sich eher bewegen ließen

zu ihnen zu feren, wan ihre Kirchen so gepuzt wären, als die Tempel der Heiden. Man schmückte sie also eben so, nur blieben die Statuen heraus. Der Altar ward mit prächtigen mit Gold und Silber gewürkten Decken belegt. Die Wände wurden mit Lichtern besetzt. Es wurden güldene und silberne Gefässe hinein gebracht. Man fing an, Gemälde aus der Geschichte des alten und neuen Testaments in den Kirchen aufzustellen; und nicht nur Bilder der Märtyrer und Heiligen; sondern auch Bilder der Kaiser, Generale und der Wohlthäter aufzuhängen. Hernach kamen dazu auch weltliche Gemälde. Man steckte in denen Kirchen die im Kriege erbeutete Fahnen auf. Setzte Epitaphia, Gemälde von Schlachten, Krönungen und anderen Begebenheiten hinein, besonders von den Concilien, die man vor heilig hielte. Darin aber ist stets ein Unterscheid zwischen den morgenländischen und abendländischen Christen geblieben, daß die morgenländischen bis 120 einen grossen Abscheu an volle Statuen haben; die abendländischen Christen hingegen selbige von den Märtyrern und Heiligen in die Tempel gesetzt. Die evangelische Christen haben bei der Reformation alle unnötige Zieraten abgeschafft, und nur so viel da gelassen, als nötig sind, der Kirche ein anständiges Ansehen zu geben; und das Volk in der Andacht zu erhalten. Sie sind also in die Fußstapfen der Christen im dritten Jarhundert getreten. Das haben sie noch beibehalten, daß sie die Gedächtnissteine und Epitaphia verdienter und verständiger Männer in der Kirche aufstellen. Bei dieser Sache ist eben nicht viel zu erinnern; dadurch wird das Volk zum Aberglauben nicht verleitet. Es ist billig, daß das Andenken kluger und verständiger Männer erhalten werde, und das kan nicht wol anders als auf diese Weise

Weise geschehen. Es ist billig, daß die Bilder der Diener des Evangelii, die in einer Kirche gedienet haben, darin aufgehangen werden.

Im vorigen § ist erwähnt worden, daß man angefangen habe, im Vorhof des Tempels zu begraben. Man meinte nemlich, daß dieser Platz heiliger wäre, und daß die, die darauf beerdigt würden, in der Gesellschaft der Märtyrer aufstehen, und also leichter von Gott Gnade erlangen würden. Die Geistlichkeit stärkte das Volk in diesem Aberglauben ihres Vorteils wegen. Aber von Begräbnissen in den Kirchen sieht man bis ins sechste Jahrhundert keine Spur. Die erste Spur findet man in den Büchern des Papstes Gregorii des Großen, der im sechsten Jahrhundert gelebet. Darin sieht man, daß einige wenige Personen erst in der Kirche der Märtyrer, hernach in anderen Kirchen begraben worden. Diese Gewonheit hat sich unvermerkt eingeschlichen, der Aberglaube hat sie gestärkt, bis endlich die Kirchen der Christen ganz mit Gräbern angefüllet worden. Die, die sich vom sechsten Jahrhundert an in die Kirche beerdigen ließen, waren der Meinung, daß sie unter dem besondern Schutze des Heiligen stünden, dem die Kirche gewidmet war. Eine Kirche, die einem Heiligen gewidmet war, ward als seine Wohnung und als sein Pallast angesehen, und was darinnen war, gehörte zum Eigentum des Heiligen. Daher kommt es, daß in den Zeiten der Unwissenheit unwissende Leute allerhand kleine Cellen an die Kirche baueten, weil sie meinten, sie würden unter dem Schutz des Heiligen stehen. Damit nun die, die starben, sich des Schutzes des Heiligen mögten zu erfreuen haben: so ließen sie sich darin begraben. Daraus schlossen sie; wenn wir unter dem Schutze des Heiligen stehen: so wird der Gott bitten, daß wir

A 2

eher

eher aus dem Fegfeuer herauskommen, und er wird uns am jüngsten Tage beistehen. Man hat izund diese wunderliche Meinung weggenommen; allein die Begräbnisse selbst sind ohne Aberglauben übrig geblieben. Ein Begräbniß in der Kirche ist nun nichts als ein angesehenener und vorzüglicher Plaz.

Sonst waren vor den Zeiten Konstantins des Grossen alle Kirchen der Christen nur von einerlei Art und Gattung. Es waren blos Versammlungshäuser, und in den größten Städten hatte man nicht mehr als eine Kirche. Die Stadt Alexandrien, z. E., war eine ungemein grosse und weitläufige Stadt; und man kan mit unumstößigen Beweisgründen darthun, daß noch im vierten Jahrhundert die Christen zu Alexandrien nicht mehr als eine einzige Kirche gehabt. Es war also noch kein Unterscheid unter die Kirchen. Allein da Konstantin der Grosse das Christentum annahm, da wurden ungemein viele gebauet; und daher entstanden auch die unterschiedlichen Arten und Gattungen derselben. Die Vielheit und Menge der Kirchen von Konstantins Zeiten an, ist aus einem heidnischen Saze entstanden, der von den Christen angenommen worden. Unter den Heiden, sowol Griechen als Römern, war die Meinung, daß die Länder die glücklichsten und sichersten wären, welche die meisten Tempel und Gözenhäuser hätten. Daher baueten die Heiden, vor der Einfürung der christlichen Religion, weit mehr Tempel, als nötig waren. Keine angesehene Familie war, die nicht auf ihren Gütern den Göttern Tempel aufrichtete. Diese unglaubliche Menge der Tempel kam allein aus dieser angeführten Meinung her. Dieser Saz wird leicht bewiesen. Sie sagten, die Götter würden ohnmöglich diese Ehre ohne Dankbarkeit annehmen; daher würden sie selbige durch

aller-

allerhand Wohlthaten, durch den Schutz des Landes, durch Friede, durch Frucht der Aecker vergüten. In einer mässigen Stadt waren oft über 50 Tempel, sowohl grosse als kleine. Ein Mann, der nur ein wenig Vermögen hatte, glaube, es nicht besser anzuwenden, als wenn er Tempel bauete.

Diese Meinung ward, nebst vielen anderen Lehren, von den Christen zu den Zeiten Konstantins des Grossen angenommen. Die Christen setzten eben bis zum Grunde. Je mehr Kirchen, die Gott und denen Heiligen gewidmet sind, ein Land hat, je mehr Gnade hat es von Gott und den Heiligen zu gewarten. Gott wird die Ehre, die ihm durch den Tempelbau erwiesen wird, nicht unbelonet lassen. Die Heiligen, die im Himmel wohnen, und bei Gott vieles durch ihre Fürbitte ausrichten können, werden auch diese Ehre nicht unbelonet lassen. Diese Meinung brachte es zuwege, daß alle Christen, die Vermögen hatten, vom vierten Jahrhundert an, Kirchen zur Ehre Gottes und der Heiligen aufbaueten, und in kurzer Zeit ward das ganze römische Reich mit weit mehreren Kirchen besetzt, als es nötig hatte. Dieser Eifer wuchs in den folgenden Zeiten immermehr. Damit dieser Eifer auch mögte unterstützt werden, ward unter den Christen das Patronatrecht eingeführt. Es ward das Gesetz gemacht; wer eine Kirche bauet, oder der Geistlichkeit so viel vermacht, daß sie davon leben kan, der sol das Recht haben, die Geistliche und Prediger zu setzen; (1 Abschn. 2 Absatz § 8.) das half. Da sie dieses Recht hatten: so meinte ieder, der ein grosses Vermögen hatte, daß er sein Geld nicht besser anwenden könnte, als wenn er entweder eine Kirche bauete oder beschenkte.

Da die Zal und Menge der Kirchen unter den Christen so sehr vermeret ward, und viele unnötige

Kirchen gebauet worden: wurden die Kirchen in allerhand Arten abgetheilt. Ueberhaupt in die Bischöfliche, Pfarrkirchen, und sogenannte Bethäuser. Die Bischöflichekirche war die, bei der die Wohnung des Bischofs stand, und wo die Aeltesten sich aufhielten. Diese Bischöflichekirchen waren die größten und vornehmsten, die heiligsten, weil die Bischöfe selbst dabei zugegen waren. Man nannte diese Kirchen Kathedraalkirchen, deswegen, weil der Stuhl der Bischöfe in diesen Kirchen in dem Chor stand. Man nannte sie auch in den folgenden Zeiten Taufkirchen, den bei dieser Kirche stand ordentlich das Taufhaus. Diese Kirchen nennen die Deutsche Domkirchen. Ueber den Ursprung dieses Wortes sind die Gelehrten sehr uneinig; allein es ist leicht zu erklären. Eine Domkirche ist nichts als *ecclesia Domini*. Der Bischof hieß in den mittlern Zeiten *Dominus*. Von den Domkirchen waren unterschieden die Parochial- oder Pfarrkirchen. Dis sind Kirchen, wobei nur ein oder etliche Presbyteri stunden. Dazu gehörte nur ein Theil der Gemeinde. Die, die dabei dienten, wurden nach und nach Parochi oder Pfarrer genant. Ein Pfarrer war ein Prediger, unter dem ein Theil der Gemeinde stand, das schuldig war, bei ihm die Sacramente zu nehmen, und die Gebühren abzutragen. Diese Kirchen hatten anfangs keine Taufsteine; es ward allein eine ziemliche Zeit in der Kirche des Bischofs getauft. Allein da die Gemeinen stärker und ansehnlicher wurden; da die Eintauchung bei der Taufe abgeschafft ward; die Taufhäuser eingingen, und die Taufsteine eingeführt wurden: wurden auch endlich alle Parochialkirchen Taufkirchen. Von diesen beiden Arten der Kirchen war die dritte Gattung unterschieden, worin keine Amtshandlungen, oder

Hand,

Handlungen der Sakramenten, gehalten worden; worin das Volk nur zu gewissen Zeiten zum Anhören einer Rede sich versamlete. Darunter waren die vornehmsten die Bethäuser, die auch *Martyria* genant wurden. Das waren Häuser, die alda gebauet wurden, wo ein Märtyrer begraben lag. Darin versamlete sich die Gemeine nur an dem Gedächtnistage des Märtyrers. (Sievon II. Abschnit 2. Absatz § 6.) Neben diesem Bethause hatte man eine Menge von Sacellen. Jeder wolte eine Kirche bauen; wer keine grosse bauen konnte, bauete eine kleine, oder ein Sacelle, die man izo Kapelle heist. Man sieht noch in den Gemeinen an einigen Orten dergleichen. Viele sind bei der Reformation zerstöret worden und eingegangen. Allein in der römischen Kirche ist noch alles mit diesen kleinen Kirchen besetzt, in denen nur zu gewissen Zeiten und bei gewissen Umständen ein Gottesdienst gehalten wird.

Zu diesen Kirchen, die man schon im fünften Jahrhundert gehabt, sind in den folgenden Zeiten die Kollegiat- und Klosterkirchen gekommen. Die Mönche waren anfangs blos Laien, und hielten sich zu der Kirche, die ihnen am nächsten war. Vom sechsten Jahrhundert an aber wußten es die Mönche dahin zu bringen, daß sie vor Geistliche gehalten wurden. Da sie ein Theil der Geistlichkeit geworden, meinten sie auch, sie müßten eigene Kirchen haben. Sie sagten, sie würden, wann sie in andere Kirchen gingen, nur von ihren heiligen Dingen abgehalten. Es ward also verwilliget, daß sie kleine Kirchen baueten. Dis waren keine Parochialkirchen, es gehörte keine Gemeine dazu, es waren blos *oratoria*, Bethäuser; das ist, es ward darin geprediget, gesungen und gebetet; aber kein Abendmahl und Taufe darin gehalten. Nach

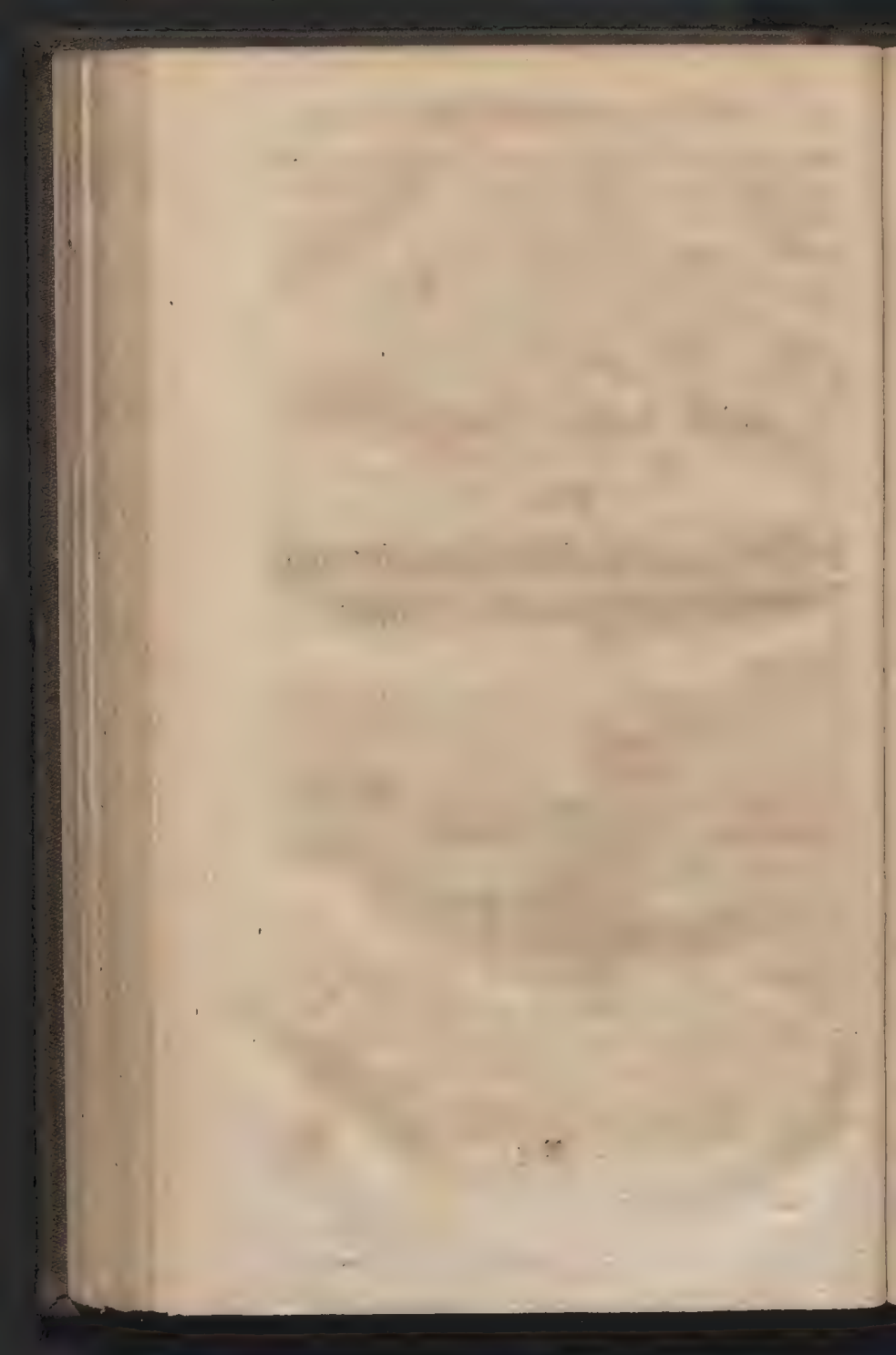
und nach aber sind sie in Parochialkirchen verwandelt worden, und in den izeigen Zeiten sind es Parochialtauskirchen. Endlich kamen die sogenannten Kollegiatkirchen. So hießen die Kirchen, bei denen eine gewisse Anzahl von Kanonikis, oder Geistlichen war, die zu gewissen Zeiten singen und beten mußten. Vor dem siebenden Jahrhundert hat man diese nicht gehabt; nachher sind sie aufgerichtet worden. Viele begüterte Leute meinten, sie würden bei Gott sich ein Verdienst erwerben, wenn sie ein gewisses Kollegium von Geistlichen errichteten, das beständig für sie und die Wolsart des Landes betete. Daher richtete man im siebenden Jahrhundert überaus viele Kollegia der Geistlichkeit auf, die alle Tage Gottesdienst hielten, sangen, für die Wolsart ihrer Wolthäter und Stifter beteten, und das Wol des Landes Gott anbefohlen. Diese Kollegia mußten auch Kirchen haben, selbige bauete man ihnen, und die sind in den folgenden Zeiten sehr vermehret worden. Man hat sie auch noch, und selbst in der evangelischen Kirche sind sie übrig geblieben.

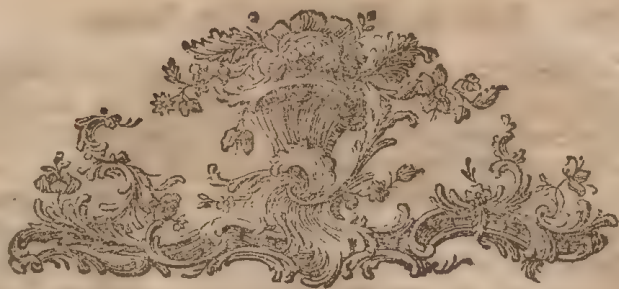


Der dritte Abschnitt.

Von

den übrigen geistlichen Gebräuchen und
Gewonheiten der alten Christen.





Der erste Absatz.

Von
den Ehen.



Das Eherecht der ältesten Christen ist ungemein dunkel. Es hat niemand eine vollständige und deutliche Nachricht davon hinterlassen. Ueberhaupt weiß man, daß in der ältesten Kirche die Ehen mit Vorberuf des Bischofs sind geschlossen, und von einem Bischofe oder Geistlichen sind eingesegnet worden; daß man also eine Trauung oder priesterliche Einsegnung gehabt. Die Christen mußten dem Vorsteher oder Bischof der Gemeinde ihre bevorstehende Ehe kund machen, das hatte seine richtigen Ursachen; es kan keine Ehe geschlossen werden ohne Einwilligung der Eltern; keine Ehe ward in der Blutesfreundschaft geduldet, oder die mit einer heidnischen Person geschah. Dieses war also gleichsam die öffentliche Anzeigung der Ehe. Keine öffentliche Verkündigung war damals. Es war genug, daß man es dem Bischof anzeigte, der die ganze Gemeinde wol

wol kante. — Wan die Ehe dem Bischof war angezeigt, und von ihm bewilliget worden: so ward die Einsegnung entweder des Bischofs oder des Geistlichen gehalten. Was man aber bei der Trauung oder Einsegnung vor Gebräuche gehabt, davon hat man keine gewisse und hinlängliche Nachricht. Es kan sein, daß einige von den iezigen Gebräuchen schon üblich waren; daß Dinge gewechselt worden; daß sie gefragt worden, ob sie einander heiraten wolten, u. d. gl.; allein man findet nur allgemeine Nachrichten in den Büchern der alten Christen. Das ist gewis, daß die Ehen sind eingeseget worden, und daß von Anfang eine priesterliche Einsegnung gewesen; sie ward aber doch in den ältesten Zeiten nicht vor unumgänglich nötig gehalten. Sie ward so wenig vor wesentlich gehalten, daß nach den Tagen Konstantins die Trauung ganz aufgehoben worden. Man sieht so gar zwei bis drei Jahrhunderte nach diesem Kaiser keine Trauung mehr. Es war genug, wen der weltlichen Obrigkeit angezeigt ward, daß ein Paar Personen sich verheiraten wolten. Aber im achten Jahrhundert hat man in Europa die priesterliche Einsegnung wieder eingeführt, und die heutige Trauung ist also nicht älter. In diesem Jahrhundert sind besondere Gesetze gegeben worden, daß keine Ehe gelten solle, bei der keine Trauung geschehen.

Daß die Geistlichkeit in den ältesten Zeiten habe heiraten können, wird iez, selbst von den Römisch-katholischen, nicht mehr geläugnet. (Man sehe hievon I. Abschnit, 2. Absatz § 9.) Aber unter den ersten Christen waren erstlich die Ehen der Mönchen und Mönchinnen untersagt. Von diesen Personen ist schon gehandelt im vorhergehenden. (I. Abschnit, 1. Absatz §. 11.) Es waren nemlich Personen von beiderlei Geschlecht,

schlecht, die sich einer größern Tugend und Reinigkeit beßissen, als die andern Christen, und daher verschiedener Dinge sich enthielten. Sie hatten einen besondern Platz in der Versammlung der Christen. Unter den Dingen, deren sie sich enthalten mußten, war die Ehe. Man litte es sehr ungerne, daß sie sich verheirateten. Man sahe einen Mäceten als einen Mann an, der einmal Gott gelobet hatte, daß er sich der Dinge enthalten wolte, die den Meisten angenehm sind. Noch weniger war es den heiligen Jungfrauen erlaubt; doch hat man Exempel, daß sie sich verheiratet haben. Die Ehe ward also nicht schlechterdings verboten; sondern sie war in gewissen Fällen erlaubt. Es konnte, z. E. sein, daß ein Mäcet kränklich und schwächlich wurde, und einer Pflege bedürftig war, da litte man es, daß er sich ein Weib zulegte. Wenn die Mäceten verheiratet waren, wurden sie nicht mehr so geachtet, als vorher. Sie verloren auch ihren Platz in der Kirche, den sie gehabt. Aus diesem Verbot der Ehe ist nach und nach der ehelose Stand der Geistlichen entstanden. Die Geistliche wurden als Mäceten angesehen. Daher sahe man es in vielen Gemeinen eben so ungern, daß sie sich verheirateten, als man sahe, daß die Mäceten in den Stand der Ehe traten. Das ging so weit, bis der ehelose Stand endlich ein Gesetz der Kirche ward.

Zweitens ward die Ehe denen Diaconissinnen verboten. Das ist so alt als der erste Brief Pauli an den Timotheum. Man kan aus 1 Timoth. 5. sehen, daß man es sehr ungerne gesehen, daß sich die Dienerinnen verheirateten. Daher gab Paulus ein Gesetz, daß man keine Personen dazu nehmen sollte, als die 60 Jahre alt waren. Eine der Ursachen hievon war die, daß solche Personen sich nicht mehr verheirateten.

rateten. Die Heiden ärgerten sich, wenn die Dienerinnen sich zweimal verehelichten. Die Apostel aber wolten, daß selbige ohne Flecken sein sollten. Um also ihr Ansehen und ihre Achtung zu erhalten, hat Paulus dieses Gesetz gegeben. Allein man findet doch Exempel, daß sie geheiratet haben; aber sehr selten.

Drittens durften die Büßende, so lange sie es waren, nicht heiraten. Wer aus der Gemeinde gestossen war, und die ordentliche Buße aushielt, durfte gar nicht heiraten; sondern mußte so lange warten, bis er wieder dem Haufen der Gläubigen war einverleibet worden. Die Ursache ist leicht einzusehen. Ein solcher Büßender war ausser der Kirche. Er durfte aber keine Ungläubige heiraten, und eine Gläubige durfte sich mit ihm nicht verbinden; also mußten die Büßende sich der Ehe so lange enthalten, als sie büßeten.

Die Zeiten, worin die Ehen nicht durften gehalten werden, sind zum Teil noch übrig. In den allerältesten Zeiten war die Ehe zu den Zeiten der Fasten verboten. Dieses gründete man auf die Worte Pauli I Kor. 7, 5. Aus diesen Worten des Apostels zogen die alten Christen eine doppelte Folge. Erstlich, zu der Zeit der Fasten mußten die ehelichen Beiwonungen zwischen verehelichten Personen nicht gehalten werden. Zweitens, zu der Zeit, wan unter den Christen gefastet wird, mußten keine Ehen geschlossen werden. Diese beide Gesetze sind in der römischen Kirche noch üblich. Die eheliche Beiwonung ist zu der Zeit der Fasten verboten, und die andere Folge ist bei den Protestanten so gar noch üblich. Anfangs waren nur sehr wenige Fasten. Man hatte nur ein einziges iährliches Fasten, das Fasten der Stülenwoche,

woche, besonders am Todestage Christi. Daher wurden die Ehen in dem ganzen Jare geschlossen, nur nicht die Stillewoche. Wöchentliche Fasten waren Mittwochs und Freitags, an diesen beiden Tagen wurden auch keine Hochzeiten gehalten. Also war die ganze Zeit, zu der man keine Hochzeit halten konnte, nur klein und geringe. Allein nach und nach wurden mehr Fasten unter den Christen eingefüret. Allmählig kam das sogenannte 40tägige Fasten oder die *quadragesima* auf. Da nun das Kirchengesetz da war, zur Zeit der Fasten sollen keine Ehen gehalten werden: so ward die Zeit, da die Ehen verboten waren, immer grösser. Allgemag im sechsten und siebenden Jahrhundert ward auch die Adventzeit dahin gezogen. Dabey bleibt es noch unter den Christen. In den vier Wochen vor Weihnachten, und in der Fasten Zeit werden an den meisten Orten noch keine Ehen gehalten.

Daß verbotene Grade in der ersten Kirche gewesen, ist gewis; allein man weis nicht recht gewis, was für Grade der Blutsfreunde in der ersten Kirche sind für verboten, oder für erlaubt gehalten worden. Auch kan nicht ausgemacht werden, was die Christen vor eine Regel gehabt, wornach sie ihre verbotene Grade beurtheilet haben. Es sind viele, welche behaupten, daß die meisten Christen eben so, wie in dem mosaischen Gesez 3 Mosis 18, die verbotenen Grade der Ehe angenommen haben. Das kan sein; allein man kan Exempel zeigen, daß unter ihnen Ehen gehalten worden, die wider die mosaischen Geseze laufen. Ob das blos Ausnahmen der Regel gewesen; oder ob man sie blos vor iüdische Geseze gehalten, kan nicht ausgemacht werden. Es kan sein, daß man die mosaischen Geseze überhaupt angenommen. Es kan auch sein, daß man besondere Regeln gehabt, die nicht zu uns

uns gekommen. So viel weiß man, daß nach den Tagen Konstantins des Grossen im vierten Jahrhundert nicht nur die mosaischen Ehegeetze angenommen; sondern sie noch dazu erweitert und vergrößert worden. Im vierten Jahrhundert wurden schon die Ehen zwischen Bruder und Schwester Kindern, oder das *matrimonium consobrinum*, verboten: und dabei ist es bis izo geblieben. Sie sind verboten, wo der Landesherr nicht dispensirt. Nach und nach ging man weiter, und erweiterte immer mehr die verbotene Grade. Dieses hatte seine politische Ursachen. Je mehr sie erweitert wurden, je mehr konnten die Päbste dispensiren, und je mehr sie dispensirten, je mehr Geld bekamen sie. Unter den verbotenen Ehen sind die Ehen mit den Ungläubigen die vornehmsten. Es ward streng und scharf untersagt, daß kein Christ oder Christin entweder mit einem Heiden oder Juden sich verheiraten sollte, und die, die das thaten, wurden sogleich von der Gemeinde ausgeschlossen. Allein hier ward ein Unterscheid gemacht. Die Ehe eines christlichen Mannes mit einer Heidin war so streng nicht verboten. Es gaben die Bischöfe dazu sehr oft ihre Einwilligung. Die Ursache war, weil man hoffte, daß der christliche Mann sein ungläubiges Weib bekehren werde. Aber, daß eine christliche Weibsperson einen Juden oder Heiden heiraten konnte, war schlechterdings verboten. Die Ursache ist leicht einzusehen. Eine christliche Weibsperson, die einen Ungläubigen heiratete, ging gleichsam aus der Gemeinde weg, und in ein ungläubiges Geschlecht. Der Mann konnte sie nach und nach durch Schmeichelei, gute Worte und Drohungen zum Abfal bewegen; daher ward diese Ehe verboten.

§ 2.

Die zweite Ehe ward unter den Älten geduldet; allein man sah sie doch ungemein ungerne, und in einigen Gemeinen ward sie gar nicht zugelassen. Der Geistlichkeit war es schlechterdings verboten, sich zum zweitenmal zu verheiraten, und die ganze morgenländische Kirche bleibt noch dabei. Darauf mag Paulus auch gesehen haben, wen er von den Ältesten sagt; sie sollen nur eines Weibes Mann sein. Und von den Dienerinnen sagt er, sie sollen nur einen Mann haben. Dieses pflegt man von den Polygamien zu erklären. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses mit müsse verstanden werden; allein man kan auch deutlich zeigen, daß sich die Bischöfe, Ältesten und Diaconi nur einmal verheiraten durften. Diese Gewonheit der ersten Christen gründete sich auf kein göttliches Gesetz, sondern auf die damaligen Umstände. Die Griechen und Römer hielten die sehr hoch, die sich nur einmal verheiratheten. Sie wurden vor tugendhafte und vollkommene Leute angesehen. Da nun die Christen wolten, daß ihre Bischöfe und Diener ein gutes Ansehen und Hochachtung hätten: so richteten sich die Christen darnach, und verboten, daß diese Personen mehr als einmal heiraten sollten. Der Grund dieser Meinung liegt also in den Meinungen der damaligen Zeiten. Da diese Meinung in der Welt aufgehoben worden: so fällt die Sache selbst weg. Die griechische und morgenländische Christen behalten noch dieses Gesetz; in der abendländischen oder römischen Kirche aber hat man noch dazu die erste Ehe aufgehoben.

Man hatte noch eine andere Ursache, die zweite Ehe sehr ungerne zu erlauben. Die Worte Pauli I Kor. 7. wurden zwar nicht recht verstanden,

standen, sind aber doch in den damaligen Zeiten gebraucht worden. Paulus sagt 1 Kor. 7, 39. 40. Ein Weib ist gebunden an das Gesetz, so lange ihr Mann lebet; so aber ihr Mann entschläft, ist sie frei, sich zu verheiraten, welchem sie wil, allein, daß es in dem Herrn geschehe. Seliger ist sie aber, wo sie also bleibet, nach meiner Meinung. Der Apostel erlaubt in diesen Worten den Witwen, daß sie sich nach dem Tode ihres Mannes verheiraten; aber er setzt hinzu, daß die seliger sind, die sich nicht verheiraten. Diese Worte werden nur von einer irdischen Glückseligkeit genommen. Sie bleiben irdischer Weise seliger, ruhiger und glücklicher. Den in den Zeiten der Verfolgung hatten die, die verheiratet waren, vielmehr auszustehen, als die, die nicht verheiratet waren. Diese Worte aber wurden unter den alten Christen so erklärt, als wen von der geistlichen Glückseligkeit die Rede sei, und es ward daraus die Folge gezogen. Diejenigen haben ein näheres Recht zur Seligkeit, die sich zum zweitenmal nicht verheiraten. Die dritte Ehe ward ganz und gar untersagt, und wer sich zum drittenmal verheiratete, ward aus der Gemeine geschlossen.

Daß unter den alten Christen Ehescheidungen gewesen, und gewisse Ehen aufgehoben worden, hat seine Richtigkeit. Allein man wird fast gar kein Exempel von einer vollkommenen Ehescheidung sehen. Eine vollkommene Ehescheidung nenne ich eine solche Trennung, da entweder einen oder beiden Personen die Erlaubnis gegeben worden, sich wieder zu verheiraten. Unvollkommene Ehescheidungen nenne ich solche Trennungen, da beide Personen sich nicht mehr verheiraten durften. Vollkommene Ehescheidungen hatten die ersten Christen nicht. Es ha-

ben zwar einige geglaubt, dergleichen zu finden; allein sie sind sehr zweifelhaft. Diese Gewonheit, keine vollkommene Ehescheidung zu verstatten, ist noch in der römischen Kirche übrig; allein sie hat einen ganz andern Grund. Diese Kirche leidet deswegen keine vollkommene Ehescheidung, weil sie die Ehe vor ein Sakrament hält. Weil nun die Ehe ein Sakrament ist, so glaubt sie, die Ehe könne nicht aufgehoben werden.

Auch diese Gewonheit, die die alten Christen von den Zeiten Christi hatten, kam von den Worten Christi und Pauli. Man hielt sich sehr streng an die Worte. Die Christen erklärten einige Worte des Erlösers und des Apostels Pauli in sehr scharfem Verstande. Sie hielten sich an den Buchstaben, ohne auf die Umstände der Worte zu sehen. Christus sagt Matth. 19, 9. Wer sich von seinem Weibe scheidet, (es sei denn um der Hurerei willen) und freiet eine andere, der bricht die Ehe. Und wer die Abgescheidete freiet, der bricht die Ehe. Diese Worte Christi werden, wenn man auf alle Umstände sieht, nur auf die Ehescheidungen bestimmt, die eigenmächtig, und ohne Ursachen vorgehen. Allein die ersten Christen zogen sie auf die rechtmäßige und gütliche Ehescheidungen, und glaubten daher, daß die auch eine Art des Ehebruchs sein. Da nun, dachten sie, der Ehebruch verboten ist: so sind alle volle Ehescheidungen verboten. Eben das schlossen sie aus I Kor. 7, 10. 11. wo Paulus ebenfalls von den Ehescheidungen so redet, daß die, die nicht genau acht haben, auf die Gedanken kommen, als wenn er die volle Ehescheidung verbiete. Er sagt: den Eheleichen gebiete nicht ich, sondern der Herr, daß das Weib sich nicht scheide von dem Manne. So sie sich
S 2 aber

aber scheidet, daß sie ohne Ehe bleibe, oder sich mit dem Manne versöhne. Und daß der Mann das Weib nicht von sich lasse. Die Ausleger haben gründlich gezeigt, daß diese Worte des Apostels keine Worte ohne Ausnahme sind; sondern eine Einschränkung und Ausnahme bedürfen. Allein die ersten Christen hatten keine gegründete Regeln der Auslegung, und erklärten die Worte absolut, die eingeschränkt mußten verstanden werden. Der Apostel redet nur von einem Weibe, das sich geschieden hat, und man zog es auch auf die Männer. Die Ursache der Auslegung war aus Matth. 19. geteilt; Christus sagt, daß sich keiner von seinem Weibe scheiden müsse, es sei denn um der Hurerei willen. Daraus machten sie den Schluss; es müsse keine Ehe getrennet werden, als wan eine von den Personen die Ehe durch Hurerei gebrochen. Sie hatten also nur eine einzige Ursache der Ehescheidung, nemlich Ehebruch. Allein es fielen doch zuweilen Fälle vor, da die Ehe nicht bestehen konnte. Oft fiel ein Mann oder eine Frau von der christlichen Religion wieder ab. Es war sehr bedenklich, daß in diesem Falle die Ehe sollte verstaetet werden. Sie fanden aber keine Beweise in der Schrift, daß die Ehe sollte getrennet werden; daher fielen sie auf eine mystische Erklärung der Worte Christi, und daher kam der geistliche Ehebruch. Alle alte Christen glaubten, daß in den Worten der Schrift ein doppelter Verstand sei, daß sie einen eigentlichen und auch einen uneigentlichen Verstand haben. Nach der Regel erklärten die Christen auch die Worte von dem natürlichen und von dem geistlichen Ehebruch. Die Propheten des alten Testaments nennen den Absal von dem Gottesdienst einen Ehebruch. Die Kinder Israel, die den Gottesdienst ver-

ließen,

hießen, wurden von ihnen Ehebrecher genennet, und die Juden hießen das ehebrecherische Volk. Da die Propheten die Abgötterei einen Ehebruch nannten: so erklärten die ersten Christen die Worte Christi von den Ehescheidungen im myslischen Verstande, von der Abgötterei. Also hatten sie zwei Ursachen der Ehescheidung. Erstlich konnte die Ehe getrennet werden, wan jemand einen natürlichen Ehebruch begangen; zweitens, wan jemand zu den Gözendienst trat, und zu dem Heidentum sich verfügte, und also einen geistlichen Ehebruch beging. Dieses Ehescheidungsrecht hat in den jezigen Zeiten keine einzige Gemeine der Christen mehr, als die Gemeine der Nestorianer, die weit und breit in Asien verteilt ist. Diese Gemeine, die im fünften Jarhundert entstanden, hat überaus viele Kenzeichen der alten und ersten Kirchenzucht, und man kan die Gewonheit der alten Christen nicht besser kennen lernen, als aus der Zucht der Nestorianer. Ihre Erzbischöfe und Patriarchen heiraten. Sie ehren die Jungfrau Maria sehr mässig. Sie wissen von keinem Högfeuer. Sie haben zwei Ursachen der Ehescheidung, Abgötterei und Ehebruch. Diese Gemeine kan also in diesen und andern Stücken ein ungemein Licht geben.

Der zweite Absatz.

Von
den Kranken, Leichen, und Begräbnissen
der alten Christen.

§ 1.

Die wahren Glieder der Gemeinde, die unter den Christen erkrankten, hatten grosse Rechte, und wurden als Personen angesehen, denen man auf eine besondere Weise beistehen, und Hülfe leisten mußte. Es ward aber voraus gesetzt, daß sie sich die Krankheit nicht durch grobe Sünden zugezogen. Wan man das von einer Krankheit glaubte: so ward anders mit dem Kranken gehandelt, als mit dem, von dem man glaubte, daß seine Krankheit natürlich, oder eine göttliche Zuschißung sei. Wan also ein Gläubiger krank war: so ward ihm sehr ehrwürdig und christlich begegnet. Es war die Pflicht der Bischöfe und Ältesten, daß sie ihn fast täglich besuchten. Es ward vor ihn in den Versammlungen ordentlich gebetet. Das geschah in dem langen Gebet, das vor der Konsekration und dem Abendmahl herging. Auch ward ihm das Abendmahl zugeschißt, so oft Kommunion in der Gemeinde gehalten ward, zum Zeichen, daß er ein wahres Mitglied wäre, und damit es nicht schiene, als wen ihm seine Krankheit von der Kirche ausschloßte. Diese Gewonheit wurde nach den Tagen Konstantins des Grossen abgeschafft. Man schiße denen Kranken das Abendmahl nicht mehr, und man hatte Ursache dazu. Einige denen die Theile des Abendmahls geschickt waren, trieben Uberglauben damit. Sie hoben sie auf

auf zu besonderen Umständen, und man weiß, daß sie gar ihrem kranken Vieh von dem gesegneten Brod und Wein gegeben. Damit es aber nicht schiene, als wen die Kranken ausgeschlossen wären: so ward die Gewonheit eingeführt, daß die Aeltesten sie besuchten, und ihnen auf dem Bette das Abendmahl reicheten. Die Kommunion der Kranken war also nichts als ein öffentliches Zeugnis, daß die Kranke Mitglieder der Kirche wären; in der Gemeinschaft der Kirche sterben; und als Rechtgläubige müßten zur Erde gebracht werden. Man hat in den folgenden Zeiten ganz andere Meinungen damit verbunden; und in der römischen Kirche hat man von dem sogenannten viatico ganz ungegründete Meinungen. Die Protestanten haben in ihrer Kirche ein Theil dieser Meinungen weggeworfen, und einen Theil behalten.

Bei den Katechumenen und Penitenten ward es so nicht gehalten, als bei den Mitgliedern der Kirche. Die Katechumenen wurden von dem Aeltesten nur besucht, unter dessen Aufsicht sie stunden. Zu diesen ging weder der Bischof noch die übrigen Aeltesten. Zu den Büßenden ging niemand. Wen jemand dahin gehen wolte, mußte er erst Erlaubnis vom Bischof haben, den diese waren außer der Kirche. Doch ward ihren Verwandten erlaubt, zu ihnen zu gehen. Für die kranken Katechumenen und Büßende ward auch nicht in der Gemeine gebetet. Den die ordentliche Fürbitte ward in das Gebet eingeschlossen, das nur für die Gläubige gehörte. Da nun diese Kranken nicht dazu gehörten: so konte in der Gemeine der Gläubigen auch nicht für sie gebetet werden. Daß sie von dem Abendmahl nichts bekommen, versteht sich von selbst. Aber wann diese Kranken gefährliche Kranken waren: so verlegte man die Tauf- und

Bußzeit. Man taufte die kranken Katechumenen auf ihrem Lager; allein kamen sie wieder auf: so wurden sie noch einmal getauft. Mit den Büßenden machte man es auch so. Man kürzte ihre Buße ab, und die Gemeinde willigte darein, daß ein Mitglied der Kirche geschickt wurde, sie wieder aufzunehmen.

Waren die Krankheiten gefährlich: so lies man den Bischof mit die Ältesten kommen, und ein Ältester mußte den Kranken salben. Dieses gründete sich auf die Worte Jakobi 5, 14. Ist jemand krank, der rufe zu sich die Ältesten von der Gemeinde, und lasse sie über sich beten, und salben mit Del in dem Namen des Herrn. Dieses ist ein Zeitgesetz, ein Gesetz, das nur zu der Zeit galt, da die Wundergaben noch waren; allein die Christen behielten es bei. Wan die Krankheit also entweder lange anhielte oder gefährlich war: so ward die Oelung gebraucht. Der Zweck war, daß der Kranke durch die Luft, die mit der Oelung verknüpft war, und durch die Salbung zur Gesundheit gelangen mögte. Man findet in den Büchern vor Konstantin dem Großen sehr wenige Exempel von dieser Salbung. Inzwischen ist doch unstreitig, daß diese Gewonheit in der ersten Kirche gewesen sei, und noch ist sie in der römischen Kirche übrig. In dieser Kirche heist es die letzte Oelung, und man hat selbige ein Sakrament genennet. Man könnte es auch im weitläuftigen Verstande ein Sakrament nennen; allein man versteht in der römischen Kirche darunter ein eigentlich sogenantes Sakrament, das dem, der es empfängt, eine besondere Gnade und Stärkung mittheilt. Die römische Kirche hat theils den Gebrauch, theils den Zweck dieses Gebrauchs verändert. Unter den alten Christen war der Zweck der Salbung die Genesung des Kranken. Man meinte,

daß

daß dadurch Gott dem Kranken das Leben und die Gesundheit wieder geben werde, wenn er nicht eine Sünde zum Tode begangen hätte. Allein in der römischen Kirche hat sie einen ganz andern Zweck, wie man aus dem Ritual und den Gebetern, die dabei gebraucht werden, sieht. Man glaubt, daß durch die Salbung dem Kranken die Sünde vergeben werde, die er mit den Gliedern, die gesalbet werden, begangen. Zweitens glaubt die römische Kirche, daß durch diese letzte Oelung der Kranke vor die Anfechtungen des Satans verwaret werde. Man glaubt, daß der Satan an dem letzten Ende dem Kranken sehr zusehe; diesem will man durch die letzte Oelung sich entgegen setzen. Von diesen Absichten haben die alten Christen nicht das geringste gewußt. In der morgenländischen und griechischen Kirche bleibt es noch bei der alten Meinung der Christen. Man glaubt nemlich, daß durch die Salbung Gott dem Kranken Gnade verleihen, und wegen des Gebets der Ältesten ihm Gesundheit geben werde. Wenn bei den ersten Christen gar keine Hoffnung zum Leben des Kranken war: so folgte endlich gar die letzte Einsegnung. Der Bischof segnete ihn ein, empfahl ihn Gott, und bat, daß er ihn stärken, in seinem letzten Augenblick regieren, und ins Paradies aufnehmen wolle. Diese Einsegnung ist noch übrig.

§ 2.

Die Leiber der Verstorbenen unter den alten Christen wurden, wenn sie keine wahre Mitglieder waren, sondern als angehende Christen, oder Büßende starben, ganz stille und ohne Ceremonien beigesetzt. Waren sie aber Mitglieder: so wurden sie erstlich sorgfältig abgewaschen. Diese Gewohnheit ist von den allerältesten Zeiten unter den Christen üblich gewesen,

der Grund aber ist nicht bekannt. Man weiß nicht, ob der Grund eine Allegorie oder eine abergläubische Meinung sei. Zweitens wurden die so gewaschenen Leiber ehrbar und anständig gekleidet. Das geschah bei allen nicht auf einerlei Weise. Die Kleidung war bei den Völkern unterschieden. Drittens wurden die Leichen gesalbet. Das war sonder Zweifel wieder ein symbolischer Gebrauch. Dieser Gebrauch aber ist nicht in allen Gemeinen, sondern nur in einigen üblich gewesen. An vielen Orten wurden die Reichen mit Specerei gesalbet. Die Gewonheit ist vermutlich von den Juden gekommen, und es scheint, daß die reichen Juden, die Christen wurden, dieses zuerst geihan haben. Da der Aberglaube unter den Christen einris, geschahen auch Gebeter für die Leichen. Daher kommt das *afflicium* und die *missa pro defunctis* oder die Selenmesse. Da man glaubte, daß ein gewisses Reinigungsfeuer wäre, worin sie müssen gereinigt werden; da fingen die Gebeter an: davon findet man keine Spuren im zweiten Jahrhundert. Erstlich glaubten die Christen einen mickern Zustand ohne Reinigung und Feuer; nach und nach aber entstand das Fegfeuer, da die platonische Philosophie aufkam. Plato hatte gelehret, daß die Selen allerhand Unreinigkeiten in dem Leibe sich zuzögen; daß die Selen so nicht vor Gott unrein kommen könnten, und also eine Reinigung nötig sei, ehe sie vor ihm gelassen würden. Da die platonische Lehre unter die Christen kam, ward diese Lehre angenommen, und aus dem mickern Zustand ward nach und nach ein Reinigungsstand. Das Feuer aber ist noch später entstanden. Man wußte kein besser Reinigungsmittel als das Feuer; daher glaubte man, es müßte schlechterdings ein Feuer sein, wodurch die Selen könnten gereinigt werden.

Da

Da die Meinung angenommen war, und die Geistlichkeit sahe, daß sie daraus einen Vorteil ziehen könnte: so vermehrte sie dieselbe mit vielen Fabeln. Im vierten Jahrhundert sieht man, daß man das Feuer als das Reinigungsmittel angenommen, und viele Sprüche der Schrift darauf gezogen habe. Im fünften Jahrhundert sieht man das Fegfeuer klar, aber noch nicht so vollständig, als es nachher geworden. In den großen Zeiten der Finsternis setzte man noch eines und das andere hinzu, bis die abenteuerliche Lehre vom Fegfeuer völlig herauskam. Viele Römisch-katholische in unsern Zeiten gehen aber davon schon wieder ab. Man sagt schon deutlich, es sei kein Glaubensartikel, daß die Seele durch ein Feuer gereinigt werde. Man sagt, man könne es allegorisch erklären, und thut die Fabeln weg. — Eine andere Meinung, die die Gebeter befördert hat, und wovon man im vierten Jahrhundert Spuren sieht, war diese. Man stellte sich die Reise von der Welt in den Himmel als eine weitläuftige und gefährliche Reise vor. Auf dieser Reise, meinte man, müßte sich die Seele eine lange Zeit aufhalten. Man glaubte, daß auf dieser Reise die bösen Geister der Seele nachstellten, sie bedrückten und quälten. Daß die guten mit den bösen Geistern oft in einen Streit gerieten, und daß die Seelen also viel auszustehen hätten. Da das geglaubt ward: so wurden die Gebeter vor die Seelen noch vergrößert. Man bat Gott, daß er ihnen auf ihrer Reise beistehen mögte.

Von dem ersten Jahrhundert an hatten die Christen hin und wieder Beerdigungsplätze, die sie kauften, und worin sie die Leichen begruben. Es waren nicht allezeit Verfolgungen; daher konnten sie selbige ohne Furcht begraben. Die Statthalter nahmen davor Geld.

Im

Im dritten Jahrhundert waren fast allenthalben gewisse Beerdigungsplätze der Christen; das kan man aus dem Befehl der Kaiser sehen. So bald eine Verfolgung anging, wurden die Plätze der Christen genommen. Konstantin der Große ersetzte erst den Christen alle die Beerdigungsplätze, die ihnen waren genommen worden. Also ist das ohnstreitig, daß die Christen, der Verfolgung ohngeachtet, gewisse Beerdigungsplätze gehabt haben. Wenn keine Verfolgungen waren: so hatten sie auch die Freiheit, ihre Todten darauf zu begraben, und die Heiden wurden abgehalten, daß sie denen Christen keinen Schaden daran zufügen konnten. Wenn aber die Verfolgung einfiel: so hörte diese Freiheit auf. Sie mußten sie entweder des Nachts begraben, oder in den Katakomben beerdigen lassen. Zu Rom sind noch große unterirdische Hölen, die die Katakomben heißen. Die Römischkatholische wollen behaupten, daß allein Christen darin begraben liegen. Allein es ist gewis, daß darin allerhand Sklaven und andere gemeine Leute begraben sind. Daß aber auch Christen darin begraben sind, kan man aus der Aufschrift und andern Dingen sehen. Wenn z. E. ein Kreuz oder ein Kelch, oder ein Palmzweig auf einem Grabe steht: so kan man schließen, daß daselbst ein Christ gelegen. Es ist darüber so viel in den neuern Zeiten gestritten worden, daß ich nicht weilsüftig sein darf.

Wann die Christen die Freiheit hatten, ihre Leichen zu begraben: so ging es sehr ordentlich, und so, wie in den jezigen Zeiten zu. An den meisten Orten sind die alten Begräbnisceremonien noch übrig. Sondernlich sieht man auf dem Lande noch Spuren davon; aber in den Städten werden sie nach und nach abgeschafft. — Wenn also eine Leiche unter den Christen durfte beerdiget werden: so ward sie von der ganzen

Gemeine

Gemeine begleitet, sowol Männern als Weibern. Der Gebrauch ist auf dem Lande noch übrig. Diese Leichenbegleiter singen einen Lobgesang. Das gründete sich darauf, weil man glaubte, daß der Todestag besser sei, als der Tag der Geburt; wie auch Salomo sagt. Auch war die Trauer bei den Christen nicht erlaubt. Vielmehr waren die Christen und Angehörigen fröhlich, daß sie von ihrem Elende wären erlöst worden. Daher ward kein Trauer- und Sterbelied; sondern ein Lobgesang gesungen. Gott ward gelobet, daß er den Entschlafenen einen seligen Ausgang aus dieser Welt verliehen habe. Alle Begleiter trugen Wachslichter in der Hand, zum Zeichen, daß sie glaubten, der Verstorbene sei in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen worden. Die Leiche begrub man so, daß sie das Angesicht gegen den Ausgang der Sonne kehrte, damit sie bei der Auferstehung am jüngsten Tage sich dem von Morgen kommenden Weltrichter in einer ehrerbietigen Stellung zeigen, und sogleich bei der Belebung das Licht der Welt in die Augen haben mögte. Ehe die Leiche hineingesetzt ward, ward das Grab eingeseget. Wenn der Verstorbene zur Erde war bestärket worden: so ward Gottesdienst gehalten. Das ist noch bei den Landeuten, und auch hin und wieder in kleinen Städten. Es ward eine Rede gehalten, worin die versammelten Christen ermanet wurden, dem Entschlafenen in seinem Glauben nachzufolgen. Dis sind die jezigen Leichenreden, oder Predigten. Auf diese Rede folgte die Opferung. Man opferte bei den Leichen, und dieses ist an manchen Orten noch von den Leichenbegleitern üblich. Von diesem Opfer ward ein Theil genommen, und das Mahl der Liebe an dem Ort gehalten, wo die Leiche beerdigt ward. Vorher aber ward

ward das Abendmahl gehalten. Das Abendmahl wird nun nicht mehr dabei gehalten; aber von dem Mahle der Liebe sind noch Spuren, man hat noch Leichenmahlzeiten. Die ersten Christen assen, wan die Leiche vorbei war, Brod und sonst etwas, und tranken Bier, an einigen Orten Wein. War das Mahl der Liebe vorbei: so gingen die Christen auseinander, und die Ceremonie ward beschloffen. Die Anverwante versammelten sich noch iärlich bei dem Grabe nach heidnischer Weise, und hielten darauf eine Mahlzeit. Dieser Gebrauch aber war mit vielen Unordnungen und Misbräuchen verbunden. Schon im fünften Jarhundert sossen sie sich vol, zuweilen folgte auf die Mahlzeit ein Tanz, und dabei ging es oft nicht christlich zu. Daher wurden die Mahlzeiten bei dem Grabe nach und nach abgeschafft, und in bessere Ordnung gebracht.

Der dritte Absatz.

Von den Gebetern der alten Christen.

§ 1.

Von den öffentlichen Gebetern ist beim Gottesdienst (2. Abschn. 1. Absatz § 4. 5.) schon gehandelt worden, es darf also nur etwas wenig von den besondern Gebetern der Christen angezeigt werden. In den ältesten Zeiten hatten die Christen gewisse Gebetstunden, die sie von den Juden genommen hatten. Drei Gebeter hatten die Juden des Tages, die sie entweder in den Synagogen, oder zu Hause abwarteten. Diese drei Stücke nahmen die Christen an. Hievon sieht man Exempel in der Apostelgeschichte, und in den Schriften der alten Christen. Zu diesen drei Gebetstunden setzten die Christen nach und nach mehrere hinzu, die heilig von allen Christen beobachtet wurden. Es war gebräuchlich, daß die Christen um Mitternacht, oder vor Morgen beteten; darauf folgten zwei andere Gebeter, und sie hatten also mit den drei von den Juden angenommenen Gebetern, sechs. Allein nach und nach merkte man, daß das mit dem Zweck der christlichen Religion nicht übereinstimme. Man lernte aus der Erfahrung, daß man nicht allemal zu der Zeit die nöthige Geschäftlichkeit hatte. Daher schafte man die sechs Gebeter ab, ausgenommen das Morgen-Mittag- und Abendgebet. Die Mönche aber behielten die drei andere Gebetstücke, und glaubten, daß sie verbunden wären, selbige zu halten. Zu diesen sechs Stücken ward das siebende
gesetzt,

gesetzt, weil die Zol sieben in der Schrift heilig ist. Das erste Gebet ward noch vor Aufgang der Sonne gehalten. Es enthielt ein Lob Gottes, der die natürliche sowol als sündliche Finsternis vertreibt, und bezog sich auf die aufgehende Sonne, und auf das Andenken der vor Tage geschehenen Auferstehung Christi. In dieser Gebetsstunde ward der 63. Psalm abgesungen, und der 51. und 90. Psalm, und ein gemeinschaftliches Gebet gesprochen. Das zweite Gebet ward um sieben Uhr gehalten, und kam deswegen hinzu, weil die erste Gebetsstunde zu wenig besucht worden. Das dritte Gebet war um neun Uhr, und sol seine Beziehung theils auf die Stunde der Verurteilung Christi von Pilato, theils aber auf die Ausgießung des heiligen Geistes gehabt haben. Diese Gebetsstunde fiel an Festtagen immer weg, weil in selbiger der Gottesdienst gehalten ward. Das vierte Gebet war um zwölf Uhr angeordnet, in Absicht der Stunde der Kreuzigung Christi. Das fünfte Gebet war um drei Uhr Nachmittags, weil Christus um diese Zeit seinen Geist aufgegeben. Das sechste Gebet geschah um sechs Uhr Abends, wobei der 141. Ps. gesungen ward. Das siebende Gebet ward bei Einbruch der Nacht gehalten, es hieß das *completorium*, und ist erst im sechsten Jahrhundert vom Benedikto angeordnet worden. Diese sieben Stücke sind noch in, und daher kommen die sieben *horæ canonicæ*. Sie hießen *canonicæ*, weil sie durch die Ordnung der Kirchenversammlungen, die *Kanones* heißen, sind bestärkt worden. In den Klöstern, worin es ordentlich zugeht, werden sie ordentlich gehalten. Allein in den meisten Klöstern, die nicht reformirte Klöster sind, werden sie sehr zusammen gezogen.

Das Gebet der alten Christen ward merentheils so verrichtet, daß der, der da betete, sein Gesicht gegen Morgen wendete. Das ist eine uralte Gewonheit, von der man noch Spuren im dritten bis fünften Jahrhundert findet. Man kan nicht sagen, daß sie in allen Kirchen beobachtet worden, allein man weis, daß es in den meisten geschehen. Diese Gewonheit komt, wie im vorhergehenden bereits angezeigt worden, ursprünglich von der Meinung her, daß das höchste Wesen seinen Siz gegen Morgen, und der Satan seinen Siz gegen Abend habe. Die Christen glaubten, daß Christus von Morgen zum Gericht kommen werde; daher glaubten sie, daß sie am besten thäten, wen sie ihr Gesicht gegen Morgen wendeten. In den folgenden Zeiten hat man eingesehen, daß bis eine ungegründete und heidnische Meinung sei. Daher fing man an, sie mit Allegorien anzugeben. Man sagte: Jesus Christus werde in der Schrift der aufgehenden Sonne und der Aufgang aus der Höhe verglichen; er wäre die Sonne der Gerechtigkeit; daher wäre es billig, daß man im Gebet sein Gesicht gegen Morgen wendete. Die alte Ursache ward also nach und nach in Vergessenheit gesetzt.

Die Stellung der Christen in dem Gebet richtete sich nach den Zeiten. Die meiste Zeit ward das Gebet kniend verrichtet, um ihre Andacht und Ehrenbietung gegen Gott zu erkennen zu geben. Allein es waren andere Tage, die vor Tage der Freude gehalten wurden. An diesen Tagen verrichtete man das Gebet stehend. Der Sonntag, z. E., war ein Tag der Freuden, weil er zum Gedächtnis der Auferstehung Christi eingesetzt worden. Aber an dem Freitage und andern Tagen ward es kniend gehalten. Die Osterfeier und die fünfzig Tage bis Pfingsten waren

waren stets Freudentage, und niemand kniete bei dem Gebet. Das Stehen ist ein Zeichen der Freude, des getrosteten Mutes und des stillen Geistes. Die Christen gaben also dadurch zu erkennen, daß sie eine volle Zuversicht zu Gott hätten, nachdem Christus auferstanden wäre. Das Liegen oder Niederwerfen mit dem ganzen Leibe aufs Angesicht zur Erde bei dem Gebet geschah in außerordentlichen Fällen. Sizen war bei keinem Gebet erlaubt. Die Entblößung des Hauptes ward von Mannspersonen gefordert, die Weibspersonen aber hatten ihr Gesicht bedeckt. Die Hände waren beim Gebet aufgehoben, und in einander geschlagen, zuweilen auch kreuzweise gefaltet, um die Erhebung des Gemüths zu Gott dadurch anzuzeigen.

Der vierte Absaz.

Von den Fasten der alten Christen.

§ 4.

Von den allerältesten Zeiten sind Fasten unter den Christen gebräuchlich gewesen, und schon als eine Religionsübung und Stük des Gottesdienstes angesehen worden. Allein, obgleich das gewesen ist: so ist doch ohn-
streitig, daß man keine gewisse und beständige Fasten ge-
habt, und niemand vorgeschrieben, wie viel, und wie
lange er fasten sollte, ein ieder hatte seine Freiheit. Auch
glaubte man, daß der, der nicht faste, Gott eben so an-
genehm sei. Aber von den allerersten Zeiten an ist schon
teils eine iärliche teils wöchentliche Fasten, unter die
Christen gekommen. Das iärliche Fasten war das Fas-
ten des Gedächtnistages des Todes Christi, nebst
des darauf folgenden Tages des Sonabends. An die-
sem lezten Tage ward insonderheit aufs strengste bis auf
den Abend gefastet, so daß niemand das geringste zu sich
nehmen durfte. Diese Fasttage erstreckten sich algemä-
lig weiter, bis endlich die ganze Stillewoche gefastet
wurde. Zu diesen feierlichen iärlichen Fasttagen kamen
die beiden Tage in der Woche, der Mittwoch und der
Freitag, als wöchentliche Fasttage. Aber diese bei-
den Tage wurden doch nicht von allen, und von niemand
vor volle Fasttage gehalten und angesehen. Am Mit-
wochen ward deswegen halb gefastet, weil Christus an
dem Tage von dem Juden war verraten worden, und
am Freitage, weil Christus daran war gekreuziget wor-
den. Diese beiden Tage waren von dem zweiten Jar-
hundert an gewönlich. Man as nicht eher als Nach-
mittags um drei Uhr. Viele aber, die strenge sehn wol-

ren, nahmen nichts zu sich bis zum Untergang der Sonne. Beide Tage sind in der morgenländischen und griechischen Kirche beibehalten worden; allein in der römisch-katholischen Kirche ist eine Veränderung vorgegangen, selbige fastet am Sonabend. Dieses ist eine der Ursachen, weswegen diese Kirchen getrennet worden. Es ist diese Sache blos ein Gebot der Kirche, und der Mühe nicht wert, darüber zu streiten.

§ 2.

Da man von den ältesten Zeiten ein wenig weiter fortgerückt war, ward die sogenannte *quadragesima*, oder das vierzigstägige Fasten zuerst in den morgenländischen, hernach in den abendländischen Gemeinen eingeführt, und das zum Andenken des vierzigstägigen Fastens Moses und Christi. Allein dieses vierzigstägige Fasten, oder diese *quadragesima*, währte im Anfang nur vierzig Stunden, nach und nach wurden Tage daraus, bis endlich die sogenannte *quadragesima*, oder das vierzigstägige Fasten vor Ostern, in der lateinischen Kirche eingeführt ward. Diese *quadragesima* konnte im Anfang von jedem gehalten werden, wann er wolte. Das schien nötig zu sein, daß man einmal im Jar zum Andenken des vierzigstägigen Fasten Moses und Christi vierzig Stunden fastete; aber diese fastete ieder, wann er wolte. Es stund so gar jedem frei, ob er sie fasten wolte, oder nicht. Man hielt sie vor nichts mehr als eine gute Übung, die jedem konnte gegönnet werden. Wie aber nach und nach der Uberglaube zunahm, ward daraus eine Pflicht und Gesetz, und eine allgemeine Übung, die allenthalben gebräuchlich war. Da es erst so weit gekommen war, ging die Sache weiter, und es ward schon mehr als vierzig Stunden gefastet. Aber noch hieß *quadragesima* nicht ein vierzigstägiges Fasten, sondern ein Fasten innerhalb vierzig Tagen, das in die *quadragesima* fällt. Die *quadragesima* war also noch größtentheils

theils damals in der Freiheit der Christen. Das war ausgemacht, daß zu dieser Zeit sollte gefastet werden, aber nicht wie lange; daher fastete einer viel, der andere wenig. Ueber hundert und fünfzig Jahre ist sie an keine Länge der Zeit gebunden gewesen. Aber endlich kam es in der lateinischen Kirche dahin, daß ein Gesetz gemacht ward, es sollte vierzig Tage vor Ostern gefastet werden, nicht wie die alten Christen; sondern anders. Vierzig Tage zu fasten war zu schwer, und würde nicht haben können aufgebürdet werden; daher ward das Fasten erleichtert, und es ward befohlen, daß man sich von gewissen Speisen enthalten sollte.

Zu diesen Fasten kamen mit der Zeit noch drei andere Fasten. Das eine ward in der Woche vor Pfingsten, das andere im Herbst, und das dritte zur Adventszeit gehalten. Diese vier Fasten zusammen hießen in der katholischen Kirche vom siebenden Jahrhundert an die *quatuor tempora*. Daraus hat man hernach das Wort Quatember gemacht. In den meisten Kirchen sind sie noch üblich. An diesen vier Zeiten wurden vor der Reformation in der ältern katholischen Kirche verschiedene Feierlichkeiten begangen, die die protestantische Kirche aufgehoben. Das vornehmste war, daß die Geistlichen daran ordinirt und eingesegnet wurden. In der morgenländischen Kirche sind noch weit mehr Fasten eingeführt worden als in der abendländischen Kirche. Und in den iezigen Zeiten ist fast der dritte Theil des Jahres unter den morgenländischen und griechischen Christen ein sehr strenges Fasten. Sie enthalten sich bis zum Untergange der Sonne von allen Speisen. Da aber die Leiber der Morgenländer von ganz anderer Art sind, als die Leiber der Völker, die gegen Abend und Norden wohnen; da sie von Jugend auf an leichte Speisen gewöhnet sind, und die Hitze macht, daß sie keiner grossen Nahrung bedürftig sind; so stehen sie bei ihrem Fasten wenig aus.

Der fünfte Absatz.

Von den Schulen der alten Christer.

§ I.

Die Schulen der alten Christer können in drei Gattungen abgetheilet werden; erstlich in die Kinder-Schulen, zweitens in die Schulen der Katechumenen, drittens in die Schulen der jungen Geistlichen, oder derjenigen, die sich der Kirche und dem Lehramte gewidmet hatten. Das von Anfang her Schulen der Kinder gewesen sind, braucht keines Beweises. Es beweiset es die Sache selber, und es könnten viele Stellen angeführt werden. Die Väter unterrichteten zwar die Kinder selber, und es gehörte mit zu den Pflichten der Eltern. Die Bischöfe drungen sehr darauf, daß jeder Vater Schule in seinem Hause halten sollte. Die Väter richteten sich nach dieser Lehre der Bischöfe, und man sieht also, daß die alten Christer diese Pflicht selber übernommen. Allein die Väter waren oft ungeschickt dazu, und hatten auch oft die Zeit nicht. Daher waren Schulen nötig, worin die Kinder theils lesen, theils schreiben lernten, und im Christentum unterrichtet wurden. Dieses Amt war von dem Bischof einem Aeltesten aufgetragen. Einige Bischöfe thaten es selber; allein die meisten übertrugen es dem Aeltesten. Von diesen Schulen darf nicht weitläufig gehandelt werden. Man versteht von selbst, daß darin die Religion, und einige im menschlichen Leben nöthige Wissenschaften gelehret wurden.

Von diesen müssen die Schulen der Katechumenen sehr wol unterschieden werden. In den ersten Zeiten

ren kamen fast lauter erwachsene Juden und Heiden zu den Christen, die in den Religionswahrheiten nicht zu-
länglich gegründet waren. In den ältesten Zeiten
taufte man sie gleich, und lies sie hernach ferner unter-
weisen. Aber da sich die Gemeine gestärket hatte, ward
allenthalben die Ordnung gemacht, daß keiner sollte ge-
tauft werden, der nicht vorher unterrichtet und geprüft
worden wäre. Daher entstand die Schule der Katechu-
menorum, und in allen Gemeinen ward eine Schule
vor die angehende Christen angelegt. Diese Schulen
waren an einigen Orten mit den Schulen der Geistli-
chen zusammen gezogen. Eben der Älteste, der die
Katechumenen unterwies, unterrichtete auch die jun-
gen Geistlichen, und wenn es viele waren, wurden
mehrere dazu genommen. So war es in der Schule
zu Alexandrien. Es wurden nicht nur darinnen die an-
gehende Christen, sondern auch die jungen Geistlichen
unterrichtet.

Von diesen beiden Arten der Schulen müssen die
Schulen der jungen Geistlichen wieder unterschie-
den werden. Von den ersten Zeiten des Christentums
hat man gesehen, daß es nöthig wäre, nach und nach
junge Leute zum geistlichen Amte zu erziehen. Es sind
einige Schriftforscher, welche behaupten, daß Paulus
auf diese Schulen Eph. 4, 11. ziele, und daß diese
Schulen eben sowol nach göttlichem Rechte eingesetzt
worden, als die Lehrer. Die Schriftausleger unter-
scheiden in diesen Worten die Hirten und Lehrer.
Die Hirten sind die Ältesten, die die göttliche Wahr-
heiten predigen, und verkündigen; die Lehrer aber sind
die, die die jungen Geistlichen in der Schule unterweisen
sollen. Allein dieser Beweis ist sehr schwach. Es ist viel
mehr wahrscheinlich, daß das Wort Lehrer eine Erklä-
rung von dem Wort Hirten sei. Paulus ist gewont,
daß er ein verblümtes und unverblümtes Wort zusam-

men sezet. Daß diese Erklärung richtig sei, kan man aus dem Paralelorte 1 Kor. 12, 28. sehen. Man siehet hier, daß der Apostel das Wort Hirten wegläßt, und blos Lehrer braucht. Daraus kan mit völliger Gewisheit geschlossen werden, daß in der andern Stelle die beiden Worte nur synonymisch sind. Dieser Beweis ist also so stark nicht, daß darauf kan gebauet werden.

Allein es ist eine andere Stelle, woraus man sehen kan: erstlich, daß die Apostel selbst eine Schule gehabt, worin sie die Geistlichen unterrichtet; zweitens, daß sie befohlen, daß dergleichen Schulen solten angelegt werden. Diese Stelle steht 2 Tim. 2, 2. Aus dieser Stelle sieht man, daß der Apostel selber Schule gehalten, und daß er dem Timotheo befohlen habe, eine Schule der Geistlichen anzulegen. Das erste siehet man aus diesen Worten; was du von mir gehöret hast, und eingenommen durch viel Zeugen. Paulus hatte den Timotheum also unterrichtet, und zwar nicht allein, es waren viele zugegen. Es ist daher unstreitig, daß der Apostel selbst eine Schule gehalten. Das andere ist aus dem folgenden deutlich; Das übergib du frommen Menschen. Es befiehlt klar Paulus dem Timotheo, daß er eine Schule halten, und Leute unterweisen solle. Was das vor Leute sein solten zeigen die folgenden Worte; die geschickt sind, andere zu unterweisen. Er sol also gewisse Personen absondern, die eine Geschicklichkeit und Fähigkeit haben, und sol sie unterweisen. — Man weiß weiter, daß der Apostel Johannes zu Ephesus eine Schule gehalten. Davon sind Zeugnisse aus dem Irenäus, Eusebio und andern. In dieser Schule waren viele Bischöfe erzogen worden; unter andern der berühmte Märtyrer Polikarpus zu Smirna. Von dem sagt Eusebius klar, daß er zu Johannis Füßen gesessen, und von ihm unterwiesen worden. Nach dem Exempel der Apostel hielt
ten

ten die meisten Bischöfe in dem zweiten Jahrhundert bei ihren Kirchen Schulen. Dieses kan nicht von allen Bischöfen gesagt werden. Viele Bischöfe waren selber so gelehrt nicht, daß sie andere hätten unterweisen können. Man findet, daß die Gelehrsamkeit nicht eben ein notwendiges Stük gewesen; daher siehet man bis ins fünfte Jahrhundert ungelehrte Bischöfe. Diese Bischöfe, die selber nicht Geschicklichkeit hatten zu lehren und zu unterweisen, konten keine Schulen halten. Bei einigen Gemeinen war auch das Einkommen zu geringe, als daß sie Schule halten konten. Die ersten Bischöfe aber, die dazu geschickt waren, hielten Schulen der Geistlichen, und daraus sind nach und nach die Kathedral- und Episkopalschulen entstanden, die so lange gehalten worden, bis endlich die hohe Schulen und Universitäten sind angelegt worden. Nachdem die angelegt, sind almählig die Mönchsschulen untergegangen.

§ 2.

Da nicht alle Bischöfe weder Fähigkeit noch Vermögen und Gelegenheit hatten, Schulen für die angehende Geistlichkeit zu halten und aufzurichten, es aber doch ungemein nötig war, daß die, die der Kirche dienen wolten, dazu angewiesen und unterrichtet würden: so kam es endlich dahin, daß eine allgemeine Schule in der egyptischen Hauptstadt Alexandrien angelegt ward. Diese war damals die vornehmste Handelsstadt fast in der ganzen Welt. Aus allen Teilen der Welt langten alda Schiffe an, und Alexandrien schickte Schiffe in alle Lande; daher war fast keine Stadt in der ganzen Welt geschickter und bequemer dazu als diese. In dieser berühmten Handelsstadt war also die erste allgemeine Schule der Christen. Die Alexandrier gaben bereits im dritten Jahrhundert vor, daß ihre Schule von dem Evangelisten Markus, der alda das Evangelium ge-

prediget, sei angelegt worden. Daher hieß diese Schule die St. Markus Schule. Diese Meinung bleibt noch in der morgenländischen und römischen Kirche; sie kan aber durch keine tüchtige Zeugnisse bewiesen werden. Das ist ohnstreitig, daß diese Schule sehr alt ist, und wo nicht im ersten, doch gewis zu Anfang des zweiten Jahrhunderts angelegt worden. Im zweiten Jahrhundert sieht man, daß diese Schule schon sehr berühmt gewesen, und die dahin gereis't, die recht studieren wollen. Diese Schule hieß die katechetische Schule, und der Vorsteher derselben hieß der Katechet. Es war aber in selbiger eine doppelte Schule, und der Katechet hatte ein doppeltes Amt. In einer Stunde unterwies er die Katechumenen, in einer andern Stunde die Geistlichen, sowol die in- als ausländischen. In dieser letzteren Schule wurden auch Heiden und Ungläubige gelassen. Es ward in selbiger vieles vorgetragen, daß auch die Heiden nutzen und lernen konten, die Geometrie, Astronomie, und Philosophie; daher ist es nicht zu verwundern, daß auch Heiden darin gegangen sind. Zudem nahm der christliche Katechet kein Geld; der heidnische Philosoph aber mußte bezahlt werden. Viele von den Heiden, die in dieser Schule unterrichtet worden, wurden durch den Vortrag des Katecheten so gerührt, daß sie das Christentum annahmen. Desto angenehmer war es also den Christen, daß auch Heiden in ihre Schule kamen.

Die Vorsteher dieser Schule sind stets berühmte, geschickte und gelehrte Leute gewesen, lauter Philosophen, die in der damaligen Philosophie und den damit verknüpften Wissenschaften sehr berühmt waren. Der erste, von dem man weiß, daß er Katechet darin gewesen, ist ein atheniensischer Philosoph, der ein Christ geworden, Athenagoras. Es sind zwei kleine Schriften von ihm, eine Schutzschrift für die Christen, und ein

ein Buch von der Auferstehung. Aus dem ersten kan man nicht sehen, daß er ein Philosoph gewesen; aber im andern philosophirt er, und beweist aus Vernunftgründen nicht ungeschickt, daß die Auferstehung der Leiber nichts widersprechendes sei. Daraus ist zu sehen, daß er ein Mann gewesen, der gedacht hat. — Nach ihm war ein anderer Mann Katechet, der Panthenus hieß. Dieser war ein Philosoph, und zwar von der effektischen Partei. Er hat vieles geschrieben, aber alles ist verloren gegangen. Am meisten ist zu bedauern, daß seine Auslegungen über die Bibel verloren gegangen sind. Besonders sieht man, daß er hermeneutische Regeln gegeben hat, die zur Erklärung der Alten viel nützen würden. Auf ihn folgte Klement Alexandrinus, von dem man noch einen großen Band von Schriften hat. Er heißt Alexandrinus, damit er von einem andern möge unterschieden werden. Dieser Mann war Presbyter und Katechet. Es sind drei Schriften von ihm vorhanden; seine *Stromas*; seine Ermanungen an die Heiden; seine Unterweisung von unterschiedlichen Lehren des Christentums. Aus diesem Werk, das zuletzt der Erzbischof Johan Sotter herausgegeben, kan man sehen, daß er stark philosophirt; aber auch, daß seine Philosophie nicht die gesundeste und vernünftigste gewesen, und daß er die Theologie damit, aber nicht allezeit glücklich verknüpft habe. — Auf diesen folgte Origenes, der in der Kirchengeschichte des dritten Jahrhunderts sehr merkwürdig geworden. Er war der berühmteste und größte Lehrer dieser Schule. Es ist daher der Mühe werth ihm meinen Lesern näher bekannt zu machen. Origenes war ein Mann, der ungemein viel Gutes, aber auch viele Schwachheiten, viele irrige und ungegründete Meinungen seinen Jüngern vorgetragen. Er war ein Egyptier von Geburt, und in Alexandrien geboren.

Ein

Ein ungemein frühzeitiger und glücklicher Kopf, der grossen Wiß und Geschicklichkeit hatte. Er legte sich auf die Philosophie, Philologie, und Theologie. Als er eine Geschicklichkeit darinnen erhalten hatte, fing er an, darüber zu lesen, und ungemein viele liefen zu ihm, ihn zu hören. Die Philosophie, darüber er las, war die Ammonianische. Diesen Philosophen hatte er selbst gehört, dessen Lehre nach den Grundsätzen des Plato grösstenteils eingerichtet war, und viele gefährliche Sätze enthielte, die in der Erklärung der christlichen Religion nicht können geduldet werden. Origenes veränderte zwar in vielen Stücken die Philosophie des Ammonii, behielt aber viel schädliches von selbiger, weil sein Wiß und Vorstellungskraft stärker war als sein Verstand, und seine Einbildung ihn verführte. Der grosse Beifal, den er sowohl bei Heiden als Christen hatte, von denen Leute aus entfernten Landen kamen, ihn zu hören, bewog die Christen, da er kaum zwanzig Jahre alt war, ihn zum Vorsteher der Schule in Alexandrien zu machen. Er ward also Katechet oder Direktor dieser Schule, verkaufte alle seine weltliche Bücher, weil er mit den weltlichen Wissenschaften nichts mehr zu thun haben wolte, an einen Kaufmann in Alexandrien, und erhielt davor täglich zwei gute Groschen, davon er sich unterhielt. Er nahm keine Besoldung, und nichts von den Schülern und Zuhörern, verlangte auch nichts, als was er notwendig brauchte, und starb daher endlich in der grössten Armut. Da er zugleich als Katechet Lehrer der Katechumenen war, unter welchen sich Weibspersonen befanden, beging er eine heroische That, er verschchnitt sich selbst, damit er seinem Amte desto besser vorstehen könnte, und durch nichts davon abgehalten würde. Das blieb aber verschwiegen, der Bischof, der es wußte, verschwieges es. Dieser berühmte Lehrer fiel auf die Gedanken, daß die ganze christliche Religion mit der Vernunft könne verknüpft werden.

werden. Er hoffte, daß wenn man alle Wahrheiten der Religion aus der Philosophie erklären würde: so würden sich die Heiden, und besonders die Philosophen eher bewegen lassen, die christliche Religion anzunehmen. Daher arbeitete er fleißig an ein System, das noch in lateinischer Sprache vorhanden ist. Es sind seine drei Bücher *de principiis*. Vielleicht sind sie verdorben, aber man kan doch sehen, welche Meinung er gehabt habe. Was jetzt *articulus fundamentalis* heißt, das hieß damals *principium*, und die drei Bücher wurden also iezo diesen Titel haben, *expositio philosophica articulorum fundamentalium religionis christianæ*, den er geht alle Grundsätze der christlichen Religion durch, und vergleicht sie mit der Philosophie. Aus seinen Briefen, die noch vorhanden, kan man auch seine Lehrsätze sehen. Er setzt fest, daß dem gemeinen Mann die Glaubens- und Lebenslehren ohne alle Kunst müßten erklärt werden, und war also übel auf die zu sprechen, die die Philosophie auf der Kanzel erklärten. Allein, sagte er, wenn man mit verständigen Leuten zu thun hat, kan man die Wahrheiten der Religion auf die Wahrheiten der Vernunft zurückziehen, es mus aber nicht bekant werden, sonst gibt es Verwirrung. Wenn ein heidnischer Philosoph sol zum Christentum gebracht werden, kan man mit ihm philosophiren; hat man aber mit Christen zu thun: so ist die Einsalt das beste. Daher sind seine Predigten lauter Schrifterklärungen und moralische Geseze. Er denkt darin an keine Philosophie; allein in seinem Buch *de principiis* spricht er anders. Seine Schrifterklärung ist viele hundert Jare in Ansehung unter den Christen gewesen. Er behauptete, daß die ganze Schrift neben dem Wortverstand auch einen geistlichen Verstand habe. Durch den geistlichen Verstand konte er alles beweisen, was er nur wolte. Er ward daher in der Kirche der Vater der Allegorien genennet. Diesen Namen verdient er nur auf gewisse

gewisse Weise. Die Christen hatten lange vorher die Schrift allegorisch erklärt, das hatten sie von den Juden gelernt; allein in den beiden ersten Jahrhunderten hatte man sich darinnen ziemlich bescheiden gehalten. Man hatte dabei den Wortverstand vorausgesetzt, und weiter keine Regeln gehabt. Origenes aber trieb es viel weiter, und brachte es unter Regeln, die sehr gefährlich sind. Er verfertigte ein vollständiges System über die Allegorien, das izo nicht ganz durchgängig kan erklärt werden. Seine Regeln kan man am besten aus seiner Widerlegung des Heiden Celsus sehen, welches Buch von dem berühmten und unvergesslichen Kanzler von Mosheim ins Deutsche übersezt worden. Bei allem mus man doch den Origenes rühmen, daß er sehr bescheiden und vorsichtig von seinen Erklärungen spricht, und beständig sagt, vielleicht kan diese Wahrheit so erklärt werden. Wan dieser Mann von der Seite der Gottseligkeit angesehen wird, hat er wenig seines gleichen. Sein Wandel war heilig, unschuldig, from, und so einnehmend, daß dieienigen, die seine Lebensgeschichte lesen, gerührt werden müssen. Sein Bischof Demetrius war ihm zwar auf gewisse Weise gewogen, weil er der Kirche schon viele Dienste gethan hatte; beneidete ihn aber auch wegen des Ansehens, das er unter den Heiden und Christen hatte, und suchte Gelegenheit, ihn zu stürzen. Diese gab ihm Origenes selbst, da er sich zum Aeltesten in Palästina einsegnen ließ. Sein Bischof verlagte ihn daher bei der gemeinen Kirchenversammlung über drei Punkte. Erstlich, daß er sich verschnitten habe, welches gegen die Kirchengesetze war; zweitens, daß er geprediger habe, ehe er Presbyter gewesen; drittens, daß er sich in Palästina habe einsegnen lassen, welches keiner aus der Gemeinde thun durfte, wo nicht der Bischof es zufrieden war. Wegen dieser drei Punkte ward er verdamt, und mußte sein Vaterland verlassen. Er begab sich darauf nach Palästina,

fastina, legte eine katechetische Schule zu Cäsarea an, wo er auch gestorben und begraben worden, und noch bis auf izige Zeiten zeigt man das Grab dieses Mannes.

Nachher haben die Christen andere Schulen angelegt. Es ist die Schule zu Edissa in Syrien, und die Schule zu Philippi, an den Gränzen von Persien berümt. Wann diese Schulen angelegt, wie sie besucht worden, und wie lange sie gedauert, kan man nicht sagen. Die Schule von Alexandrien ist deswegen sehr merkwürdig, weil in derselben die Philosophie zuerst vorgetragen, und die Theologie damit verknüpft worden. Fast alle Katecheten haben die Philosophie gelehrt, und die theologischen Wahrheiten aus der Philosophie zu bestimmen sich bemühet. Bevor diese Schule angelegt ward, wußten die Christen von keiner Philosophie; die Glaubenswahrheiten wurden ohne Anweisung zu selbiger vorgetragen. Aber zu Alexandrien merkte man zuerst, daß man der Philosophie nicht entbehren könne. Die heidnischen Philosophen stritten mit den Christen. Diese Fonten ihnen nicht allezeit geschickt genug antworten. Es ward daher die Anstalt gemacht, daß sie die Philosophie lernen, und da die heidnischen Philosophen sich derselben zum Schaden der Religion bedienten, die Theologie mit der Philosophie verknüpfen solten. Bei dieser letzten Sache sind grosse Fehler vorgegangen. Daher ist diese Schule eine Schule worden, woraus viele falsche und irrige Meinungen, die noch zum Theil übrig sind, gekommen sind.

Da die Philosophie unter die Christen kam, änderten sich also alle Umstände. Die Religion und Sittenlehre ward anders vorgetragen, und die Schrift anders erklärt. Wäre diese Philosophie gesund gewesen: so wäre nichts zu tadeln. Allein sie war meist platonisch, oder hatte doch Lehrsätze, die mit dem Christentum stritten, und die man demohngeachtet damit vereinigen wolte.

Daraus

Daraus entstand eine ungemeine Verwirrung, und ein Theil der Lehrsätze, die noch übrig sind.

Klemens Alexandrinus sagt deutlich in seinen Schriften; „die Philosophie sei eine Gabe Gottes, und wäre vor der Ankunft Christi das Mittel zur Seligkeit; dieses Mittel aber sei noch nicht vollkommen gewesen, und Gott hätte durch Jesum ein vollkommneres gemiesen. Da das Christenthum eingeführt worden, müsse man doch die alte Lehre nicht vergessen; dan Jesus hätte die Philosophie zum vorausgesetzt. Das war die Lehre der Schule der Christen zu Alexandrien. Da nun hier vornemlich die unterwiesen wurden, die zum Lehramt der Christen solten gebraucht werden: so ist leicht zu sehen, wie die Christen algemag zu dieser Philosophie gebildet worden.

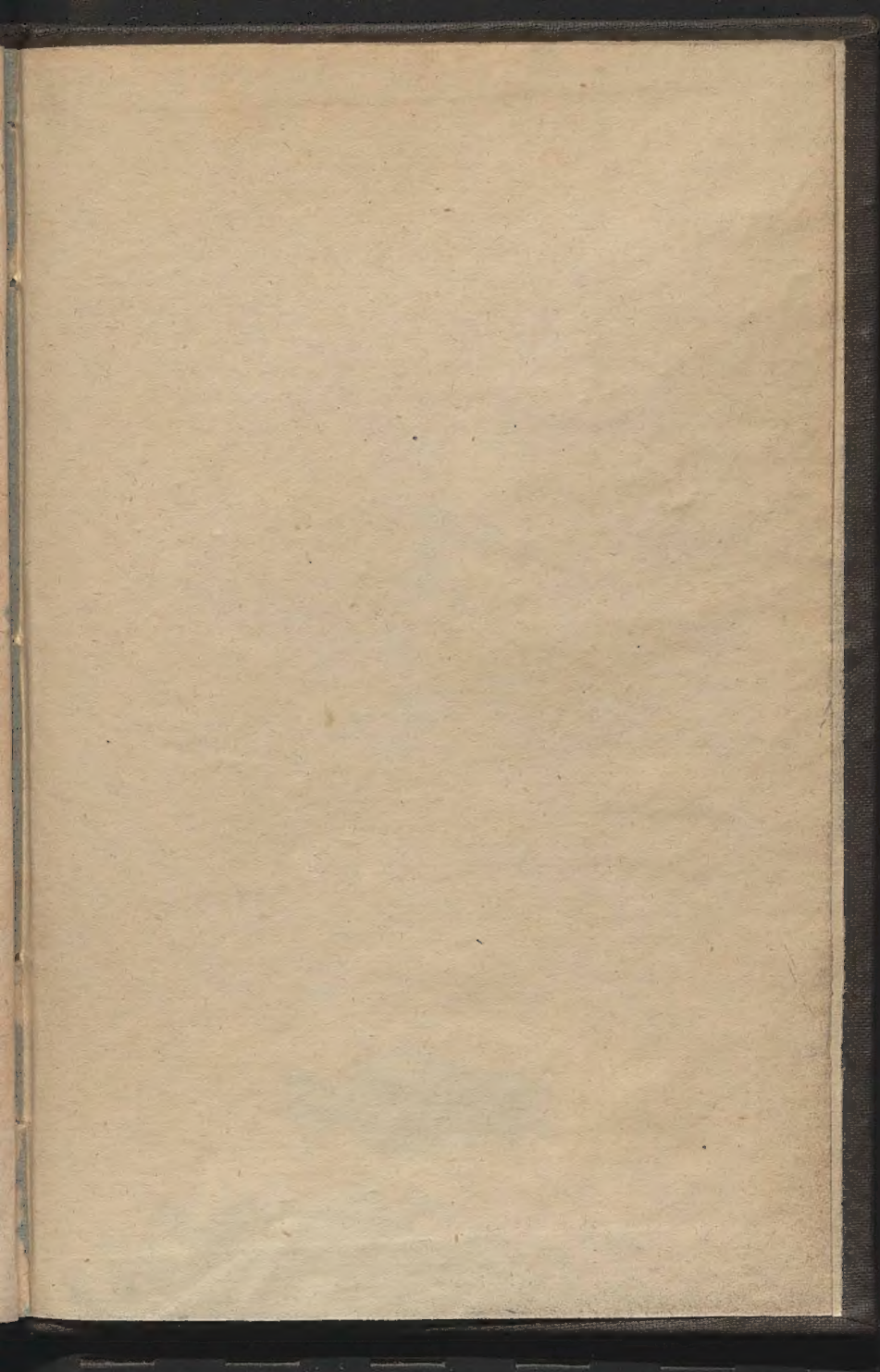
Die erste Veränderung, die daraus unter den Christen entstand, war ein grosser Streit über den Nutzen der Philosophie bei der Theologie. Die, so vor die Gottseligkeit eiferten, schrieben und redeten gegen die Philosophie, und sagten, man müsse die Einfalt der Apostel beibehalten, und verfluchten die, so Philosophie trieben. Die zu Alexandrien stunden davor, und behaupteten, die Heiden könnten nicht anders widerlegt werden, als durch die Philosophie. Sie hielten ihre Gegner vor Dumköpfe. Die philosophische Partei behielt zuletzt die Oberhand. Alle Häupter der christlichen Schulen, die meisten Bischöfe an grossen Orten, waren Philosophen im dritten Jahrhundert.



Verbesserungen.

Seite 6. 3. 25. lese man um anstat und.

- 14. 3. 18. Gewonheiten anstat Gerechtigkeiten.
 - 15. 3. 1. der Verstorbenen anstat und Verstorbenen.
 - 24. 3. 17. Bingham's anstat Bingham's.
 - 37. 3. 14. Marcion anstat Marion.
 - 46. 3. 3. von unten, und Aeltesten anstat der Aeltesten.
 - 88. 3. 3. von unten, Sarabaiten anstat Sorabaiten.
 - 96. 3. 4. diese anstat als.
 - 102. 3. 10. II. vorhero anstat vorhoro.
 - 114. 3. 8. Konstantinopel anstat Kanstantinopel.
 - 114. 3. 12. belehnet anstat belohnet.
 - 115. 3. 23. Aposteln anstat Aposten.
 - 123. 3. 10. Calicianum anstat Kalicianum.
 - 124. 3. 5. Calicianus anstat Caticianus.
 - 291. 3. 5. von unten, Judas anstat Juden.
 - 301. 3. 6. von unten, Ansehen anstat Ansehung.
 - 304. 3. 8. von unten, Philosophie anstat Philsophie.
-



100 —

Biblioteka Jagiellońska



stdr0021737

126

SST
2.1